# ENGELHORN'S allgemeine ROMAN-BIBLIOTHEK.

## Fromont junior und Risler senior.

Von
Alphonse Daudet.

# *Engelhorns*



# F... k.

de... .

Preis ... Pf.

Der ... oben
... ſches
Bedü... darin
ſeine ... inen
ein ... eſen
Tauſ... ußé-
ſtund... hten,
will ... inem
beiſpi... thek
anzuſ...

dur... en,

kann ... aller
Völke... und
guter...
... eines
gewöhnlichen ...
In einem, höchſtens zwei Bänden wird je ein vollſtändiger
Roman abgeſchloſſ... rtſetzung folgt“
wegfällt.

Wir haben für den neuen Jahrgang nicht nur eine Reihe vorzüglicher Werke fremdländischer Autoren, sondern auch hochinteressante Arbeiten von **deutschen Schriftstellern ersten Ranges** erworben. — Erschienen sind bis jetzt:

## Erster Jahrgang:

**Der Hüttenbesitzer.** Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bde.
Dieser Roman hat in der französischen Original-Ausgabe eine Verbreitung ohnegleichen gefunden – 202 Auflagen – und wird durch seine überaus geistreiche und interessante Charakterzeichnung gewiß auch deutsche Leser in hohem Grade fesseln.

**Aus Nacht zum Licht.** Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Voll von spannender Handlung.

**Zéro.** Eine Geschichte aus Monte Carlo. Von Mrs. Praed. Aus dem Englischen.
Ein Gesellschaftsroman von ungewöhnlichem exotischen Reiz.

**Wassilissa.** Von Henry Gréville. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Ein liebenswürdiger Roman aus der russischen Aristokratie.

**Vornehme Gesellschaft.** Von H. Aidé. Aus dem Englischen.
Das englische high life wird in diesem gediegenen Roman mit starken Lichtern und tiefen Schatten vorgeführt.

**Gräfin Sarah.** Von Georges Ohnet. 2 Bände.
Dem „Hüttenbesitzer“ an interessanter Charakterzeichnung ebenbürtig.

**Unter der roten Fahne.** Von Miß M. E. Braddon.
Von dem historischen Hintergrund des belagerten und des unter der Herrschaft der Commune brennenden Paris hebt sich in diesem Roman, der zu den gelungensten Schöpfungen der beliebten Verfasserin zählt, eine anmutige Liebesgeschichte ab, deren sympathische Figuren geschickt mit den politischen Vorgängen in Beziehung gebracht sind.

**Abbé Constantin.** Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Mit besonderem Vergnügen kündigen wir diesen überaus graziösen Roman aus der feinen Feder Halévys an, welcher, ohne spannend im gewöhnlichen Sinne zu sein, doch einen außerordentlichen und dauernden Erfolg errungen hat.

**Ihr Gatte.** Von G. Verga. Aus dem Italienischen.
Eine der hervorragendsten Erscheinungen der neueren italienischen Litteratur.

**Ein gefährliches Geheimnis.** Von Charles Reade. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die New-Yorker Zeitung „Sun“ schreibt darüber: Der bemerkenswerteste aller seit einem Jahre erschienenen englischen Romane und gewiß derjenige, welcher die meisten Leser finden wird.

**Gérards Heirat.** Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
In dieser herzerfreuenden Erzählung aus dem Leben einer kleinen französischen Provinzialstadt atmet alles Frische und Gesundheit. Theuriets unvergleichliches Talent für seine Charakterzeichnung wie poetische Naturanschauung kommt darin zu voller Geltung.

**Dosia.** Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Ein Kabinettsstück eleganter und plastischer Darstellung!

**Ein heroisches Weib.** Von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen.
Kraszewski bietet hier im Rahmen einer fesselnden Erzählung ein originelles Bild der Zeit August des Starken, das in jedem Zuge den Meister historischer Kleinmalerei verrät.

**Eheglück.** Von W. E. Norris. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Eine vortrefflich geschriebene, spannende Familiengeschichte.

**Schiffer Worse.** Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
In diesem mit größter psychologischer Feinheit gezeichneten Charakterbild bewährt sich Kielland als Meister ersten Ranges.

**Ein Ideal.** Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.
Ein Charakterbild von frappanter Schärfe und Wahrheit.

**Dunkle Tage.** Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Auch in dieser seiner jüngsten Dichtung entfaltet der leider nun schon verstorbene Verfasser die Eigenschaften, welche ihn in seiner Heimat rasch so berühmt gemacht haben: glänzendes Erzählertalent und die Gabe, den Leser von der ersten Seite bis zum Schluß in Spannung zu erhalten.

**Novellen von Hjalmar Hjorth Boyesen.** Glitzer-Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Danebrog.
Daß Friedrich Spielhagen es für der Mühe wert gehalten hat, diese Novellen selbst zu übersetzen, ist wohl die beste Gewähr für deren ungewöhnliche Bedeutung.

**Die Heimkehr der Prinzessin.** Von Jacques Vincent. Aus dem Französischen.
Der ganze Zauber orientalischer Pracht ist über diese duftig und graziös erzählte Geschichte ausgegossen, in welcher ein armes, auf fremden Boden verpflanztes Mädchen sein rührendes Schicksal erzählt.

**Ein Mutterherz.** Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Der Verfasser hat seinem tief ergreifenden Roman eine wahre Begebenheit aus der französischen Aristokratie zu Grunde gelegt, welche vor einigen Jahren großes Aufsehen gemacht hat.

Fortsetzung auf der nächsten Seite.

# Zweiter Jahrgang:

**Der Steinbruch.** Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.
Ein Roman von packender Wahrheit, mit ergreifenden Konflikten und prächtigen warmblütigen Menschen: ein Meisterwerk poetischer Gestaltungskraft.

**Helene Jung.** Von **Paul Lindau.**
Eine seltsame, höchst anmutige Geschichte, zu welcher dem geistreichen Verfasser eine ihm vom Herzog von Coburg-Gotha erzählte rätselhafte Begebenheit den Stoff geliefert hat.

**Maruja.** Von **Bret Harte.** Aus dem Englischen.
Maruja ist ein Roman aus jener wunderbaren kalifornischen Gesellschaft, die Bret Hartes eigentliche Domäne ist. Die Charaktere sind erstaunlich scharf gezeichnet, die Handlung ist spannend, die Lösung überraschend und sympathisch. Bilder gesellschaftlicher Eleganz und feenhafter Pracht wechseln mit Nachtbildern von grauenhafter Kühnheit.

**Die Sozialisten.** Aus dem Englischen.
Das Aufsehen, welches der Roman schon bei seinem Erscheinen in der „Century" hervorrief, ist ein berechtigtes, denn er strotzt von einem gesunden Realismus, er gibt Züge und Bilder von amerikanischem Leben und Charakter, wie wir sie seit Sealsfield-Postel nicht mehr gesehen haben.

**Criquette.** Von **L. Halévy.** Aus dem Französischen.
Halévys liebenswürdiges Talent zeigt sich in dieser sinnigen und poetischen Schöpfung in vollem Glanze. Etwas Anmutigeres als die fein ciselierte Schilderung der rührenden Freundschaft zweier Pariser Straßenkinder, auf welcher sich der Roman aufbaut, ist wohl lange nicht mehr geschrieben worden.

**Der Wille zum Leben. — Untrennbar.** Von **Adolf Wilbrandt.**
Unwiderstehlich fühlt sich der Leser von diesen durch feine Seelenmalerei ausgezeichneten Schöpfungen gefesselt, in welchen sich Wilbrandt von neuem als vollendeter Novellist zeigt, während zugleich der lebendig geführte, pointierte Dialog an den hochbegabten Dramatiker erinnert.

**Die Illusionen des Doktor Faustino.** Von **Valera.** Aus dem Spanischen.
Eine Art spanischen Faust wollte Juan Valera in der Gestalt des Helden dieses Romans zeichnen. Jedenfalls erscheinen uns in dem fein und scharf ausgeführten Seelengemälde, das er vor uns entrollt, so viele Züge als allgemein gültig für das spanische Wesen in der Gegenwart, daß man den Faustino fast mit demselben Rechte den Roman des heutigen Spaniens nennen könnte, wie man schon den Faust das Trauerspiel der Deutschen genannt hat.

**Zu fein gesponnen.** Von **B. L. Farjeon.** Aus dem Englischen. 2 Bde.
Eine erschütternde Tragödie aus dem täglichen Leben.

**Gift.** Von **Alexander Kielland.** Aus dem Norwegischen.
Sittlicher Ernst, ein tiefes Gemüt und gründlichste Menschenkenntnis offenbaren sich in diesem ergreifenden Roman, der zum Besten gehört, was der nordische Dichter geschaffen hat.

**Fortuna.** Von **Alexander Kielland.** Aus dem Norwegischen.
Die Fortsetzung von „Gift".

**Lise Fleuron.** Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mit bekannter Ohnetscher Meisterschaft geschrieben, nimmt dieser spannende Theaterroman namentlich auch durch fein beobachtete Züge und lebenswahre Schilderungen aus dem Leben und Treiben der Pariser Bretterwelt ein ungewöhnliches Interesse für sich in Anspruch.

**Aus des Meeres Schaum. — Aus den Saiten einer Baßgeige.** Von **Salvatore Farina.** Aus dem Italienischen.
Wie alles, was der mit Recht so beliebte Verfasser geschrieben, zeichnen sich auch diese beiden anmutigen Novellen durch liebenswürdigen Humor, sowie große Frische und Originalität der Schreibweise aus.

**Auf der Woge des Glücks.** Von **Bernhard Frey** (M. Bernhard).
Sympathische, lebenswahre Figuren, eine fesselnde Handlung und anheimelnde Schilderung des bekannten Schauplatzes vereinigen sich in diesem Roman zu einem wohlgelungenen, anziehenden Ganzen.

**Die hübsche Miß Neville.** Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bände.
Sie ist nicht nur „hübsch", diese Miß Neville, sie ist auch geistvoll und originell und weiß ihre eigene Geschichte, deren Schauplatz ein alter feudaler Herrensitz im grünen Irland und eine englische Militärstation im fernen Indien mit ihrem farbenschimmernden, glänzenden Gesellschaftsleben bilden, so fesselnd und reizend zu erzählen, daß sie ihre Leser so unwiderstehlich bezaubert wie ihre Umgebung.

**Die Verstorbene.** Von **Octave Feuillet.** Aus dem Französischen.
„Wir stellen dieses Buch hoch über alles, was der Verfasser seit Jahren geschrieben, und hoch über alles, was irgend ein anderer französischer Novellist in neuerer Zeit auf dem tragischen Gebiet geleistet hat."
Athenäum.

**Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten.** Von **Hans Hopfen.**
Ein frischer, männlicher Ton spricht aus diesen prächtigen Geschichten, deren ungewöhnliche Stoffe der gefeierte Erzähler mitten aus dem Leben gegriffen hat.

**Ihr ärgster Feind.** Von **Mrs. Alexander.** Aus dem Englischen. 2 Bände.
Eine spannende Intrigue schlingt sich um die anziehend und fesselnd gezeichneten Figuren dieses gemütvollen Romans, in dessen Mittelpunkt eine überaus liebenswürdige Frauengestalt steht.

**Ein Fürstensohn. — Zerline.** Von **Claire von Glümer.**
Claire von Glümer, eine der feinsinnigsten Erzählerinnen unserer Tage, gibt in diesen anziehenden Novellen interessante Bilder aus dem Leben der Gesellschaft, die sie mit eingehendem Verständnis beobachtet. Die-

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Dritter Jahrgang. Band 15.

# Fromont junior
und
# Risler senior.

Roman in zwei Bänden
von
**Alphonse Daudet.**

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
von
Claire von Glümer.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1887.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

## Erstes Kapitel.

### Eine Hochzeit bei Véfour.

„Madame Chèbe!“

„Nun, lieber Freund?“

„Ich bin so glücklich!“

Es war wenigstens das zwanzigste Mal an diesem Tage, daß der wackere Risler versicherte, glücklich zu sein, und er that es immer mit demselben Ausdruck stiller Rührung, derselben schleppenden, dumpfen, von innerer Bewegung erstickten Stimme, die, um der Gefahr eines plötzlichen Aufschluchzens zu entgehen, nicht laut zu werden wagt.

Risler hätte aber für nichts in der Welt in diesem Augenblicke weinen mögen. Wie unpassend für einen Bräutigam, sich inmitten des Hochzeitsmahles der Rührung hinzugeben! — und doch war er nahe daran. — Sein Glück drohte ihn zu ersticken, schnürte ihm die Kehle zusammen und machte ihm das Sprechen unmöglich. Das einzige, was er thun konnte, war, von Zeit zu Zeit mit bebenden Lippen vor sich hinzumurmeln: „Ich bin so glücklich ... so glücklich!“

Er hatte wirklich alle Ursache dazu!

Seit diesem Morgen fühlte sich der gute Mann wie von einem jener herrlichen Träume umfangen, aus denen man plötzlich mit geblendeten Augen zu erwachen fürchtet; der seinige schien jedoch kein Ende haben zu sollen, denn früh um fünf Uhr hatte er begonnen, und jetzt, um zehn Uhr abends — Punkt zehn, nach Véfours großer Uhr — dauerte er noch immer fort.

Wie viel hatte Risler an diesem Tage erlebt, und wie deutlich standen ihm die geringsten Einzelheiten vor Augen.

Er sah sich selbst im Morgengrauen voll Freude und Ungeduld in seinem Junggesellenzimmer auf und nieder gehen. Nun war er rasiert, hatte den Frack angezogen und zwei Paar weiße Handschuhe in die Tasche gesteckt. Dann kommen die Hochzeitskutschen, und in der ersten, die da unten hält — der mit dem Schimmelgespann, den weißen Zügeln und gelben Damastpolstern — zeigt sich wie eine Wolke der Anzug der Braut. Darauf der Zug in die Kirche: — immer zwei und zwei — allen voran die kleine, weiße Wolke, die leicht und schimmernd dahinschwebt .. dann Orgelklang, der Thürhüter, die Rede des Pfarrers, das Kerzenlicht, das auf glänzenden Schmuck und helle Frühlingsgewänder fällt ... das Gedränge in der Sakristei, wo die kleine Wolke zwischen den sie Umringenden und Umarmenden verschwindet, während der Bräutigam dem gesamten Großhandel von Paris, der ihm zu Ehren erschienen ist, die Hände schüttelt ... endlich die brausenden Schlußaccorde der Orgel, die um so feierlicher wirken, da das weit geöffnete Portal, dem gleichzeitig Gäste und Klänge entströmen, die ganze Straße an dem Familienfeste teilnehmen läßt ... auch die Bemerkungen der Zuschauer fallen ihm wieder ein; besonders die einer Silberglätterin in großer Lüsterschürze, welche in die lauten Worte ausbricht: „Der Bräutigam ist gerade keine Schönheit, aber die Braut ist ein verwünscht hübsches Geschöpfchen.“ Dergleichen muß einen Bräutigam stolz machen.

Und dann das Frühstück in einem mit Draperieen und Blumen geschmückten Arbeitssaale der Fabrik ... die Spazierfahrt in das Bois de Boulogne — ein Zugeständnis für die Schwiegermutter, Madame Chèbe, die als Pariser Kleinbürgerin ohne Fahrt um den See und Besuch des Wasserfalls ihre Tochter nicht für richtig verheiratet gehalten hätte. — Endlich die Rückfahrt zum Diner, während auf

dem Boulevard die Laternen angezündet wurden und die Vorübergehenden sich nach der Hochzeit umsahen, dieser rechten, echten, festlichen Hochzeit, die mit lustig trabenden Mietpferden an Véfours Freitreppe vorfährt.

So weit war er in seinem Traum gekommen.

Und nun blickt der wackere Risler, halb betäubt von Müdigkeit und Wohlbehagen, über die große, achtzig Gedecke enthaltende Tafel hin, die oben und unten in Hufeisenform endigt und von lächelnden, vertrauten Gesichtern umgeben ist, in deren Augen er den Abglanz seines eignen Glückes zu sehen glaubt. — Die Mahlzeit ist beinahe zu Ende; eine Flut von Einzelgesprächen wogt um den Tisch. Hier zeigen sich einander zugewendete Profile, dort schwarze Frackärmel hinter einem Korbe voll Asklepias, oder ein lächelndes Kindergesicht über einer Schale mit Fruchteis, und das ganze schön aufgestellte Dessert schmückt die Tafel mit Heiterkeit, Licht und Farbe.

Ach ja, Risler war glücklich! Außer seinem Bruder Franz sah er alle, die er lieb hatte, um sich vereinigt. Vor allem ihm gegenüber Sidonie — gestern noch „die kleine Sidonie", heute seine Frau. Zum Diner hatte sie ihren Schleier abgelegt und war aus der Wolke hervorgetreten. Ueber der weißen glatten Seide ihres Kleides erhob sich ein hübsches Gesichtchen von matterem, glanzloserem Weiß, und der Kranz ihrer Haare — unter dem andern, zierlich geflochtenen Kranze — schien wie von Lebenslust gekräuselt, hatte etwas von kleinen Federn, die zum Davonfliegen bereit sind; aber ein Ehemann sieht dergleichen nicht.

Nach Sidonie und Franz hatte Risler niemand auf Erden so lieb, wie Madame Georges Fromont — die von ihm „Madame Schorsch" genannt wurde — die Frau seines Compagnons und Tochter des verstorbenen Fromont, seines ehemaligen Prinzipals, den er wie einen Gott verehrte. Sie saß neben ihm, und seine Art und Weise, mit ihr zu sprechen, verriet eine gewisse zärtliche Verehrung. Sie war noch sehr

jung, etwa in gleichem Alter mit Sidonie, aber von regelmäßigerer, ruhigerer Schönheit als diese. Heute sprach sie nur wenig; sie fühlte sich unbehaglich in dieser gemischten Gesellschaft, gab sich jedoch Mühe, freundlich und liebenswürdig zu sein.

An Rislers andrer Seite saß Madame Chèbe, die Mutter der Braut, leuchtend und glänzend in ihrem grünen Atlaskleide, das wie ein Harnisch schimmerte. Vom frühen Morgen an strahlten die Gedanken der guten Frau mit der symbolischen Kleiderfarbe um die Wette, und jeden Augenblick sagte sie zu sich selbst: „Meine Tochter heiratet Fromont junior und Risler senior aus der Rue des Vieilles Haudriettes.“ Denn ihrer Auffassung nach war Sidonie nicht nur Risler senior angetraut, sondern der ganzen Firma des Hauses, dem ganzen in der Pariser Kaufmannschaft hochangesehenen Compagniegeschäft, und so oft sie sich dieses großen Ereignisses bewußt wurde, richtete sie sich noch höher auf, daß die straff gespannte Seide ihres Harnischs krachte.

Welch ein Gegensatz zu der Haltung ihres Mannes, der um einige Stühle weiter unten saß! Es kommt häufig vor, daß in der Ehe gleiche Ursachen völlig verschiedene Wirkungen hervorbringen. Der kleine Herr Chèbe mit der hohen Utopistenstirn, die glatt und hohl war, wie eine Glaskugel, schien ebenso grimmig zu sein, wie seine Frau glückselig war — was übrigens sein Aussehen kaum veränderte, denn vom ersten Tage des Jahres bis zum letzten pflegte er sich in einem Zustande der Wut zu befinden. Dennoch sah er diesen Abend nicht ganz so jämmerlich und verschossen aus, wie gewöhnlich, trug auch nicht den weiten wallenden Ueberrock, dessen Taschen durch Proben von Oel, Wein, Trüffeln oder Essig aufgebauscht wurden, je nachdem er den einen oder andern dieser Artikel zu vertreiben hatte — sein prachtvoller, neuer, schwarzer Frack war vielmehr ein würdiges Seitenstück zu dem grünen Kleide; aber leider trugen auch seine Gedanken die Farbe seines Anzuges. Warum hatte man

ihn nicht, wie sich's gehörte, neben die Braut gesetzt? — Warum den ihm gebührenden Platz Fromont junior gegeben? Und was hatte der alte Gardinois, der Großvater Fromonts, neben Sidonie zu schaffen? — Aber so war es immer: Alles den Fromonts, nichts den Chèbes ... und solche Leute wundern sich noch, wenn es zu Revolutionen kommt!

Ein Glück war es, daß der erboste kleine Mann seine Galle gegen den neben ihm sitzenden Freund ausschütten konnte, den alten verabschiedeten Schauspieler Delobelle, der ihn mit der ruhig-würdevollen Miene seiner bessern Tage anhörte. Mag auch der Künstler durch übelwollende Theaterdirektoren seit fünfzehn Jahren von der Bühne verdrängt sein — immer wird er, sobald es darauf ankommt, die den Umständen entsprechende Haltung zu finden wissen. So zeigte denn auch Delobelle an diesem Abend sein Hochzeitsgesicht, eine helle, ernste, halb lächelnde Miene, die voll Herablassung gegen geringere Leute und ebenso ungezwungen als feierlich war. Man hätte glauben können, daß er angesichts eines gefüllten Schauspielhauses an einem Bühnengastmahl mit Gerichten von Papiermaché teilnähme; er sah um so mehr danach aus, eine Rolle zu spielen, da er, seit er bei Tisch saß, in der Ueberzeugung, daß man im Lauf des Abends sein Talent in Anspruch nehmen werde, in aller Stille die Haupt- und Prachtstücke seines Repertoirs wiederholte. Sein Gesicht erhielt dadurch etwas Abwesendes, Zerstreutes, Gemachtes; jenen Ausdruck erkünstelter Aufmerksamkeit, mit dem der Schauspieler auf der Bühne seinem Partner zuzuhören scheint, während er die ganze Zeit über doch nur an seine Antwort denkt.

Seltsam! Auch die Braut hatte einen leisen Anflug dieses Ausdrucks; ihr hübsches, junges Gesicht, das vom Glück erregt, aber nicht erhellt war, verriet heimliches Sinnen, und für Augenblicke glitt, als ob sie mit sich selber spräche, ein flüchtiges Lächeln um ihre Mundwinkel.

Mit diesem halben Lächeln beantwortete sie auch die

etwas derben Neckereien des Großvaters Gardinois, der ihr zur Rechten saß.

„Da seh 'mal einer diese Sidonie!" sagte der alte Bursche mit lautem Lachen. „Wenn ich bedenke, daß nicht acht Wochen vergangen sind, seit sie darauf bestand, ins Kloster zu gehen ... Na, man weiß ja, was junge Mädchen damit meinen! Bei uns zu Lande sagt man: ‚das Kloster des heiligen Joseph, zwei Paar Holzschuhe unter dem Bette'."

Die ganze Tischgesellschaft lachte über die plumpen Späße des alten Berryschen Bauers, in dessen Dasein ein kolossales Vermögen die Stelle des Herzens, der Bildung und Güte vertrat — nicht aber die des Verstandes, denn er war schlauer, als alle die Bürgersleute um ihn her. Unter den wenigen Menschen, welche ihm einige Zuneigung einflößten, gefiel ihm die kleine Chèbe, die er noch als ungezogenes Kind gekannt hatte, ganz besonders, und wenn sie — die erst zu kurze Zeit reich war, um großes Vermögen nicht zu verehren — mit ihrem Nachbar zur Rechten sprach, hatte ihr Ton eine unverkennbare Färbung von Achtung und Koketterie.

Dagegen behandelte sie ihren Nachbar zur Linken, Georges Fromont, den Compagnon ihres Mannes, mit einer gewissen Zurückhaltung. Ihr Gespräch mit ihm beschränkte sich auf einen Austausch hergebrachter Höflichkeiten; man hätte sogar eine gewisse erzwungene Kälte in dem Benehmen der beiden finden können.

Plötzlich entstand jene leichte Bewegung unter den Gästen, die das Aufstehen vom Tische anzeigt: Seidenkleider rauschten, Stühle wurden gerückt, begonnene Gespräche rasch beendet, das Lachen abgebrochen, und in diesem halben Schweigen sagte Madame Chèbe, die nach und nach mitteilsam geworden war, sehr laut zu einem Vetter aus der Provinz, der die ruhige Haltung der Braut bewunderte: „Lieber Vetter, was die Kleine betrifft, so weiß man nie, wie ihr eigentlich zu Mut ist!"

In diesem Augenblick standen alle auf und begaben sich in den großen Saal.

Während die Ballgäste in Menge eintrafen, sich mit den Tischgästen vereinigten, das Orchester stimmte, die mit Lorgnetten bewaffneten Tänzer vor den weißen Kleidern der ungeduldigen jungen Damen auf und ab stolzierten, hatte sich der Bräutigam, den die vielen Menschen einschüchterten, mit seinem Freunde Planus — Sigismund Planus, der seit dreißig Jahren Kassierer des Hauses Fromont war — in die kleine, mit Blumen geschmückte Galerie geflüchtet, deren Schlingpflanzentapete den goldnen Säulen Véfours einen Hintergrund von frischem Laub zu geben scheint. Hier waren sie allein; hier konnten sie plaudern.

„Sigismund, lieber alter Junge, ich bin so glücklich!"

Auch Sigismund war glücklich, aber Risler ließ ihm nicht Zeit, es auszusprechen. Nun er nicht mehr fürchtete, vor allen Leuten in Thränen auszubrechen, durfte die Freude seines Herzens ausströmen.

„Bedenke nur, lieber Freund, wie merkwürdig es ist, daß ein so hübsches Mädchen wie sie, mich gewählt hat. Denn schön bin ich nun einmal nicht — das unverschämte Ding von heute morgen brauchte mir dies nicht erst zu sagen . . . und außerdem bin ich zweiundvierzig Jahre alt . . . während sie so reizend ist! Sie hatte nur zu wählen, konnte einen Jüngeren, Vornehmeren bekommen, ganz abgesehen von meinem armen Franz, der sie so zärtlich liebt. Aber nein . . . ihren alten Risler hat sie haben wollen, und merkwürdig genug ist's dabei zugegangen. Seit längerer Zeit schon fand ich sie traurig, ganz verändert und dachte mir wohl, daß Liebeskummer daran schuld sein müsse. Die Mutter und ich zerbrachen uns die Köpfe, um herauszufinden, wer es sein könnte . . . da kommt eines Morgens Madame Chèbe in mein Zimmer und sagt mir unter Thränen: ‚Sie sind's, lieber Freund, den das Kind lieb hat!' . . . und ich war es . . . war es wirklich! Wer hätte das je für

möglich gehalten? Und daß mir in demselben Jahre zwei so große Glücksfälle begegnen sollten ... Associé des Hauses Fromont und Sidoniens Mann zu werden ... Oh!"

In diesem Augenblick schwebte, sich im Walzertakt wiegend, ein Paar in den kleinen Salon. Es war die Braut mit Rislers Associé, Georges Fromont, beide gleich jung und elegant. — Sie sprachen mit leiser Stimme; auch ihre Worte schienen sich dem Walzertakt anzupassen.

„Sie lügen!" sagte Sidonie, die etwas bleich war, aber noch immer ihr früheres, leichtes Lächeln zeigte.

Und er, der bleicher war als sie, gab zur Antwort: „Ich lüge nicht! ... mein Onkel hat die Heirat gemacht ... er lag im Sterben ... Sie waren fort ... ich hatte nicht den Mut ‚nein' zu sagen ..."

Risler bewunderte sie aus der Ferne.

„Wie hübsch sie ist und wie gut die beiden tanzen!"

Aber nun bemerkten ihn die Tänzer, trennten sich und Sidonie kam rasch auf ihn zu.

„Du hier? ... was soll das bedeuten? ... alle suchen dich ... warum bist du nicht im Saale?"

Bei diesen Worten band sie ihm mit einer anmutigen Gebärde der Ungeduld die Halstuchschleife anders. Voll Entzücken warf Risler seinem Freunde einen lächelnden Seitenblick zu und in der Wonne, die leichte Berührung der kleinen Hand an seinem Halse zu fühlen, bemerkte er nicht, daß ihre feinen Finger zitterten.

„Gib mir den Arm," sagte Sidonie dann und kehrte mit ihm in den Saal zurück. Neben ihrer langen, weißen Schleppe sah sein schlecht gemachter, schlecht sitzender Frack doppelt ungeschickt aus; aber ein Frack kann nicht, wie eine Halstuchschleife, in aller Eile umgeformt werden — man muß ihn nehmen, wie er einmal ist. Dennoch hatte Sidonie, während sie im Vorübergehen die sich lächelnd herandrängenden Gäste begrüßte, eine Regung des Stolzes, der befriedigten Eitelkeit; schade nur, daß dieselbe nicht lange anhielt.

In einer Ecke des Saales saß eine hübsche junge Frau, die niemand zum Tanze aufforderte und die mit ruhigem Blick, in dem die volle Freude des ersten Mutterglücks leuchtete, das fröhliche Treiben beobachtete. Sobald Risler sie bemerkte, ging er auf sie zu und zwang Sidonie, sich an ihre Seite zu setzen. Daß es „Madame Schorsch" war, braucht nicht erst gesagt zu werden. Mit welcher andern hätte er in so zärtlich-respektvollem Tone gesprochen? und in welche andre Hand als die ihrige die Hand seiner kleinen Sidonie legen und bitten können: „Nicht wahr, Sie werden sie lieb haben? ... Sie sind ja so gut ... und Sidonie wird Ihres guten Rates, Ihrer Erfahrung und Menschenkenntnis so sehr bedürfen!"

„Mein lieber Risler," antwortete Madame Georges, „Sidonie und ich sind alte Freundinnen und haben alle Ursache uns herzlich gut zu sein."

Dabei suchte ihr ruhiger, offner Blick dem der alten Freundin zu begegnen, aber vergebens.

Völlig unbekannt mit dem Wesen der Frauen und von jeher gewöhnt, Sidonie wie ein Kind zu behandeln, fuhr Risler in demselben Tone fort: „Nimm sie zum Vorbild, Kleine, denn, glaube mir, es gibt in der ganzen Welt keine zweite Madame Schorsch ... ganz das Herz ihres guten Vaters ... eine echte Fromont!"

Sidonie, die mit gesenkten Augen dasaß, verneigte sich stumm, während sie ein leiser Schauer von der Spitze ihres Atlasstiefelchens bis zu dem kleinsten Zweige ihres Orangenblütenkranzes überrieselte. Aber der wackere Risler bemerkte nichts davon. Die eigne Aufregung, der Tanz, die Musik, die vielen Blumen und Lichter ... er war wie berauscht, wie verwirrt; glaubte, daß alle Anwesenden dieselbe Luft voll unaussprechlichen Glückes atmeten, die ihn umgab, und hatte keine Ahnung von dem Neid, der Mißgunst, dem kleinlichen Haß, die alle diese geschmückten Häupter umschwirrten.

Er sah nicht, daß Delobelle, seiner ewigen Parade-

haltung müde, die eine Hand in die Weste geschoben, den Hut auf der Hüfte festhaltend, verdrießlich am Kamin lehnte, indes Stunde auf Stunde verfloß, ohne daß ihm Gelegenheit geboten wurde, seine Talente zur Geltung zu bringen. Er sah nicht, wie finster und gelangweilt sich Herr Chèbe zwischen zwei Thürflügeln herumdrückte, während er auf die Fromonts wütender war, als je ... Oh, diese Fromonts! ... wie breit sie sich bei der Hochzeitsfeier machten! Da waren sie allesamt, mit ihren Frauen, ihren Kindern, ihren Freunden ... selbst den Freunden ihrer Freunde ... es war, als ob einer von ihnen geheiratet hätte. Wer kümmerte sich um Risler oder die Familie Chèbe? Ihn — den Brautvater — hatte man nicht einmal vorgestellt! ... Was den kleinen Mann jedoch am meisten ärgerte, war das Benehmen seiner Frau, die in ihrem glänzenden Goldkäferkleide aller Welt mütterlich zulächelte.

Uebrigens machten sich wirklich, wie bei den meisten Hochzeiten, so auch hier, zwei durchaus verschiedene Strömungen bemerklich, die sich begegneten, ohne sich je zu vermischen, und bald machte die eine der andern vollständig Platz. Die Fromonts, welche den kleinen Chèbe so heftig aufregten und die Aristokratie des Balles bildeten: der Präsident der Handelskammer, der Syndikus der Rechtsanwälte, ein bekannter Schokoladenfabrikant, der als Deputierter im Parlamente saß, der alte Millionär Gardinois — sie alle zogen sich bald nach Mitternacht zurück. Gleich nach ihnen stiegen auch Georges Fromont und seine Frau in ihr Coupé — nun war der Chèbe-Rislersche Teil der Gesellschaft allein und sofort gewann das Fest einen andern, geräuschvolleren Charakter.

Der berühmte Delobelle, der es nicht länger ertrug, daß niemand irgend etwas von ihm verlangte, hatte sich entschlossen, das selbst zu thun und begann, während die Gäste sich am Büffett um Schokoladetassen und Punschgläser drängten, mit donnernder Stimme den Monolog aus Ruy-Blas: „Wohl bekomm's, meine Herrn!" — Auf den Seiten-

bänken breiteten sich jetzt bescheidene Anzüge mit dem frohen Bewußtsein aus, nun endlich zur Geltung zu kommen, und hin und wieder erlustigten sich ein paar von Ehrgeiz und Eitelkeit erfüllte Ladendiener am Wagnis einer Française. Seit längerer Zeit schon hatte die Braut fort verlangt; endlich verschwand sie mit Risler und Madame Chèbe. Herr Chèbe dagegen, der jetzt zum Vollgefühl seiner Wichtigkeit gelangt war, ließ sich durchaus nicht zum Fortgehen bewegen. Den Teufel auch! — es mußte doch jemand da sein, der die Honneurs machte, und der kleine Mann war ganz dazu geeignet. Er war rot, aufgeregt, laut . . . beinahe wie ein Rebell. Unten im Hause konnte man es hören, wie er mit Véfours Oberkellner über Politik sprach und die verwogensten Ansichten kundthat.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Inzwischen fuhr der Hochzeitswagen, dessen Kutscher infolge seines benommenen Kopfes die weißen Zügel etwas locker hielt, schwerfällig durch die verödeten Straßen nach dem Marais.

Madame Chèbe war sehr redselig, zählte alle Herrlichkeiten des denkwürdigen Tages noch einmal auf und verweilte mit besonderm Entzücken bei dem Diner, dessen herkömmliche Speisekarte ihr als der höchste Ausdruck kulinarischer Pracht erschien. Sidonie lehnte träumend in der Wagenecke und Risler, der ihr gegenüber saß, sagte zwar nicht mehr: „Ich bin so glücklich!“ war aber bis ins Innerste des Herzens davon erfüllt. Einmal versuchte er die kleine weiße Hand zu fassen, die an dem geschlossenen Fenster lag; sie wurde ihm aber hastig entzogen und er blieb unbeweglich, in stummer Anbetung sitzen.

Sie fuhren an den Markthallen vorbei, durch die Rue de Rambuteau, die schon voll Gärtnerkarren stand, kamen an das Ende der Rue des Francs Bourgeois und bogen um die Ecke des Archivgebäudes, um in die Rue de la Braque zu gelangen. Hier hielt der Wagen zum erstenmal. Madame

Chèbe stieg aus, trat in ihre Hausthür, die für das prächtige, grüne Atlaskleid viel zu schmal war, und verschwand in dem engen Gange, wo ihre zerdrückten Volants zornig aufrauschten. — Einige Minuten später öffnete in der Rue des Vieilles Haudriettes ein großes, massives Portal, unter dessen zerbröckelndem, adeligem Wappen ein Schild mit der blauen Inschrift: „Tapetenfabrik“ angebracht war, seine beiden Flügel, um den Hochzeitswagen einzulassen.

Jetzt schien die Braut, die unbeweglich, wie im Schlaf versunken dagesessen hatte, plötzlich zu erwachen, und wären nicht alle Lichter der weitläufigen Werkstätten und Magazine erloschen gewesen, hätte Risler ein triumphierendes Lächeln in dem hübschen rätselhaften Antlitz aufleuchten sehen. Nun rollten die Wagenräder mit sanfterer Bewegung über den feinen Sand des Gartenweges und hielten vor der Freitreppe eines kleinen, zweistöckigen Hotels. Im Erdgeschoß wohnten die jungen Fromonts, die erste Etage sollte Risler beziehen. Es war ein vornehm aussehendes Haus, durch das der reiche Handelsherr sich für die düstere Straße und das abgelegene Stadtviertel schadlos hielt. Auf der Treppe lag ein Teppich, im Vorzimmer standen Blumen, überall schimmerte weißer Marmor, Spiegelglas und blankes Messing.

Während Risler seine Glückseligkeit durch alle Räume der neudekorierten Wohnung trug, blieb Sidonie allein in ihrem Zimmer. Beim Schein der blauen Ampel, die von der Decke niederhing, warf sie einen Blick in den Spiegel, der sie vom Kopfe bis zu den Füßen wiedergab, einen zweiten auf all den jungen Luxus, der ihr so neu war, und statt sich niederzulegen, öffnete sie das Fenster und sah, auf die Brüstung gelehnt, regungslos in die Nacht hinaus.

Es war hell und mild. Deutlich konnte sie die Fabrikgebäude erkennen, ihre zahllosen Fenster ohne Vorhänge, die großen, glänzenden Scheiben, den hohen, himmelansteigenden Schornstein, dichter vor ihr den kleinen, verschwenderisch ausgestatteten Garten, im Schutz der alten Mauer des ehe-

maligen Edelsitzes, und ringsumher elende, ärmliche Dächer, dunkle, dunkle Straßen ... Plötzlich schauderte sie zusammen; dort hinten, in der düstersten, häßlichsten aller der Mansarden, die sich, wie von Elend überbürdet, aneinander zu lehnen und zu stützen schienen, war in der fünften Etage ein Fenster weit geöffnet und wie von Nacht erfüllt. Sie erkannte dasselbe sogleich — es war das Fenster des Flurs, an dem ihre Eltern wohnten.

Das Fenster des Treppenflurs.

Welche Fülle der Erinnerungen rief dies Wort in ihr wach ... Wie viele Stunden und Tage hatte sie an diesem feuchten Fenster ohne Brüstung oder Gitter gestanden und nach der Fabrik hinübergeschaut. Noch jetzt glaubte sie dort oben das muntere Gesicht der kleinen Chèbe zu sehen, und in dem Rahmen dieses ärmlichen Fensters zeigte sich ihr das ganze Bild ihres bisherigen Lebens, ihre Kindheit und ihre Jugend — die traurige Jugend eines armen Pariser Mädchens.

---

## Zweites Kapitel.

## Geschichte der kleinen Chèbe. — Drei Haushaltungen auf einem Flur.

Für arme Pariser Familien, die sich in ihren kleinen Wohnungen beengt fühlen, ist der Treppenflur ein Zimmer mehr — eine Ergänzung der eignen Räume. Von ihm aus dringt im Sommer etwas frische Luft in die Wohnung, er ist das Plauderzimmer der Frauen, der Spielplatz der Kinder.

Wenn die kleine Chèbe zu viel Lärm machte, sagte die Mutter: „Geh, du quälst mich ... spiele auf dem Flur!" und das Kind beeilte sich der Weisung zu folgen.

Dieser Treppenflur lag im obersten Stockwerk eines alten Hauses, in dem man den Raum nicht gespart hatte. Es war ein langer, hoher Gang, nach der Treppe zu durch ein Gitter von Schmiedeeisen abgeschlossen und durch ein

großes, breites Fenster erleuchtet, aus dem man Dächer, Höfe, viele andre Fenster und weiterhin den Garten der Fromontschen Fabrik erblickte, der zwischen den riesigen alten Mauern ein grünes Winkelchen bildete.

Obwohl dies alles nicht eben freundlich war, fühlte sich die Kleine hier draußen wohler als in ihrer Stube. Dort war es noch viel trauriger, besonders bei Regenwetter und wenn Ferdinand nicht ausging.

Ferdinand Chèbe, dessen Hirn fortwährend mit neuen Ideen beschäftigt war, die jedoch nie zu irgend einem Ergebnis führten, gehörte zu der Klasse jener Nichtsthuer und Projektenmacher, die in Paris so häufig zu finden sind. Seine Frau hatte sich anfangs von ihm blenden lassen, war aber nur zu bald zur Erkenntnis seiner Nichtigkeit gekommen und hatte sich daran gewöhnt, seine unaufhörlichen Träume von Glück und Erfolg ebenso ruhig zu ertragen, wie die jederzeit darauf folgenden Enttäuschungen.

Von den achtzigtausend Franken Mitgift, die sie ihm zugebracht und die er in thörichten Unternehmungen vergeudet hatte, war ihnen nur eine unbedeutende Rente geblieben, die ihnen, den Nachbarn gegenüber, dennoch ein gewisses Ansehen gab, wozu überdies der aus allen Schiffbrüchen gerettete Kaschmirshawl der Madame Chèbe, die Spitzen ihres Brautkleides und zwei sehr kleine, sehr bescheidene Brillantknöpfe das ihrige beitrugen. Diese Knöpfe, die auf Sidoniens inständige Bitten zuweilen aus der Kommodenschublade hervorgeholt und ihr gezeigt wurden, lagen in einem alten Schmuckkästchen von weißem Samt, das in goldnen, seit dreißig Jahren langsam erblindenden Buchstaben den Namen des Juweliers trug, und bildeten den einzigen Luxus in dem ärmlichen Hauswesen dieser Rentiersfamilie.

Lange, sehr lange hatte Herr Chèbe nach einer Anstellung gesucht, um seine spärlichen Einnahmen zu verbessern. Er hätte sie jedoch, seiner Ausdrucksweise nach, bei einer

„Beschäftigung im Stehen“ finden müssen, da ihm seine Gesundheit jede sitzende Lebensweise verbot.

Der kleine Mann sollte nämlich in der ersten Zeit seiner Ehe, als er noch in einem großen Handelshause thätig war und für seine Geschäftsreisen einen Einspänner hielt, einen bösen Fall mit dem Wagen gethan haben, und dieses Unglück, von dem er bei jeder Gelegenheit erzählte, mußte seiner Trägheit zur Entschuldigung dienen.

Man konnte nicht fünf Minuten mit Herrn Chèbe zusammen sein, ohne daß er in vertraulichem Tone fragte: „Sie wissen von dem Unfall, der den Herzog von Orleans betroffen hat?“ Und auf seinen kleinen, kahlen Schädel schlagend, fügte er hinzu: „In meiner Jugend ist mir etwas Aehnliches widerfahren.“

Seitdem er diesen berühmten Sturz erlitten hatte, verursachten ihm alle Comptoirarbeiten Schwindelanfälle, so daß er sich vom Schicksal auf „Beschäftigung im Stehen“ verwiesen sah. So war er denn nacheinander Agent für Wein, Verlagsartikel, Trüffeln, Uhren und viele andre Dinge geworden. Unglücklicherweise wurde er jeder Thätigkeit bald wieder müde, denn keine seiner Stellungen vertrug sich mit den Ansprüchen, die er als ehemaliger Großhändler, Besitzer eines Einspänners zu machen hatte, und da er jede Beschäftigung unter seiner Würde fand, wurde er nach und nach immer unbrauchbarer, wurde zum alten Müßiggänger, der am Bummeln Geschmack fand, zum vollendeten Pflastertreter.

Wie oft werden Künstlern ihre Seltsamkeiten vorgeworfen, ihre angebornen Launen, ihr Abscheu vor dem Herkömmlichen, der sie auf Abwege treibt. Wer aber beachtet alle die lächerlichen Einfälle und Wunderlichkeiten, mit denen der unbeschäftigte Kleinbürger die Leere seines Daseins auszufüllen sucht. Herr Chèbe zum Beispiel hatte bei seinen Ausgängen und Spaziergängen jederzeit einen Zweck. Solange am Boulevard Sebastopol gebaut wurde, mußte er täglich zweimal nachsehen, „ob die Sache im rechten Zuge sei“.

Niemand wußte so genau wie er um die besten Läden und ihre Spezialitäten Bescheid, und oft, wenn sich Madame Chèbe darüber ärgerte, ihres Mannes einfältiges Gesicht an die Fensterscheibe gedrückt zu sehen, indes sie sich abmühte, ihre Wäsche auszubessern, schickte sie ihn fort: „Du weißt doch — an der Ecke der Straße Soundso sind die guten Brioches*) zu haben ... du könntest uns einige zum Nachtisch holen.“

Dann machte sich der Gatte auf den Weg, ging über den Boulevard, hielt an den Läden Maulaffen feil, paßte den Omnibus ab und brachte den halben Tag auf der Straße zu, um zwei Brioches für drei Sous zu erstehen, die er siegesbewußt nach Hause trug, indem er sich erhitzt die Stirne trocknete.

Herr Chèbe schwärmte für den Sommer, den Sonntag, weite Fußwanderungen im Staube von Clamart oder Romainville, für Festlärm und Menschengedränge. Er gehörte zu den Müßiggängern, die während der ganzen, dem 15. August vorangehenden Woche die schwarzen Illuminationslämpchen, die Taxusbäume und Festtribünen in Augenschein nahmen. Seine Frau hatte nichts dagegen — war sie doch nun von dem ewig Lamentierenden erlöst, der sich sonst den lieben langen Tag mit seinen neuen riesenhaften Plänen, seinen unsinnigen Berechnungen, seinen fruchtlosen Rückblicken auf vergangene Zeiten und seiner Wut, kein Geld verdienen zu können, um sie herumdrückte.

Auch sie verdiente keins, aber die gute Frau verstand so gut zu sparen, teilte das wenige, was sie hatte, so wundervoll ein, daß es der Not — so nahe dieselbe ihren beschränkten Verhältnissen zu stehen schien — niemals gelungen war, in ihre drei allezeit sauber gehaltenen Stübchen einzudringen, oder ihre sorgsam ausgebesserten Kleidungsstücke und die alten, von Ueberzügen verhüllten Möbel völlig zu zerstören.

Der Chèbeschen Thür gegenüber, deren Messingklinke

---

*) Ein feines Backwerk. Anm. d. Uebers.

mit kleinbürgerlicher Sorgfalt geputzt war, befanden sich zwei andre, kleinere Thüren.

An der ersten war, wie es bei Kunsthandwerkern gebräuchlich ist, mit vier Nägeln eine Visitenkarte befestigt mit der Aufschrift: „Risler, Musterzeichner für Fabriken". An der andern befand sich ein kleines ledernes Schild, auf dem in goldnen Buchstaben zu lesen war:

„Mmes Delobelle
Modeartikel in Vögeln und Käfern."

Die Delobellesche Thür stand häufig offen und gewährte Einblick in ein großes Zimmer mit Backsteinfußboden, in dem zwei Frauen saßen, Mutter und Tochter — letztere fast noch ein Kind, aber eine so bleich und müde wie die andre und beide mit der Herstellung einer jener zahllosen Phantasiearbeiten beschäftigt, die den sogenannten Pariser Artikel bilden.

Damals waren, als Schmuck für Hüte und Ballkleider, die hübschen kleinen aus Südamerika kommenden Tierchen Mode, die an Glanz und Farbenpracht mit den Edelsteinen wetteifern. In dieser Spezialität waren die beiden Delobelles thätig.

Ein Engrosgeschäft, welches von den Antillen direkte Sendungen erhielt, schickte ihnen uneröffnet lange leichte Kistchen zu, aus denen, wenn der Deckel abgenommen wurde, ein widerlicher Geruch, ein feiner Arsenikstaub aufstieg, während lange Reihen aufgespießter Insekten oder dicht zusammengeschichteter Vögelchen sichtbar wurden, deren Flügel ein Streifen Papier zusammenhielt. Es galt nun, diese kleinen Geschöpfe für den Gebrauch zurechtzumachen, die Käfer auf zitterndem Messingdraht zu befestigen, die Federn der Kolibris aufzubauschen und zu glätten, mit seidenem Faden ein zerbrochenes korallenrotes Beinchen wiederherzustellen, erloschene Augen durch ein paar glänzende Perlen zu ersetzen und Insekten und Vögeln die anmutig-bewegte Haltung lebender Wesen wiederzugeben.

Die Mutter führte, unter Anleitung der Tochter, allerhand Vorarbeiten aus, denn trotz ihrer großen Jugend besaß

Désirée den feinsten Geschmack, die Erfindungsgabe einer Fee, und niemand konnte so geschickt wie sie die Vogelköpfchen mit Perlenaugen versehen oder zusammengedrückte Flügelchen wieder ausbreiten.

Infolge eines Unfalls, den sie als Kind erlitten, der aber die feine Anmut ihres regelmäßigen Gesichtchens nicht beeinträchtigt hatte, hinkte Désirée Delobelle, und ihrer gewissermaßen erzwungenen Unbeweglichkeit, ihrer Unlust das Haus zu verlassen, verdankte sie eine aristokratische Hautfarbe und sehr weiße Hände. Mit zierlich geordnetem Haar saß sie Tag für Tag in einem großen Lehnstuhl an ihrem mit Modebildern und bunten Vögeln bedeckten Tische und fand in ihrer heiteren, modisch-eleganten Arbeit eine Art Entschädigung für die Eintönigkeit ihres Daseins.

In Gedanken folgte sie all den kleinen, geflügelten Wesen, die sich aus ihrem stillen Stübchen aufschwangen, um weite Streifzüge durch das Pariser Leben zu machen und bei Festlichkeiten im Lichte der Kronleuchter zu glänzen. Aus der Haltung, welche sie ihren Vögeln und Käfern gab, war deutlich ihre Stimmung zu erkennen; in Tagen des Trübsinns, der Niedergeschlagenheit schienen die spitzigen, vorgestreckten Schnäbelchen und ausgebreiteten Flügel leidenschaftlich hinauszustreben, weit weg von Wohnungen im fünften Stock, eisernen Oefen, Not und Entbehrung; war ihr jedoch wohl zu Mute, so hatten auch alle ihre Tierchen etwas Lebensfrohes, sahen keck und vergnügt, als echte Kinder der Mode, in die Welt hinaus.

Aber mochte Désirée heiter oder traurig sein, ihr Fleiß blieb immer derselbe. Vom Morgengrauen bis tief in die Nacht war ihr Tisch mit Arbeit überladen; dann, wenn beim letzten Tagesschimmer in den umliegenden Fabrikhöfen die Feierabendglocke geläutet wurde, zündete Madame Delobelle die Lampe an und nach einem mehr als bescheidenen Mahle kehrten Mutter und Tochter zu ihrer Beschäftigung zurück. — Sie hatten einen Zweck, eine Aufgabe, welche sie für die

Anstrengung langer Nachtwachen unempfindlich machte: die Sorge für den Schauspielerruhm des großen Delobelle.

Seitdem er die Provinzialtheater verlassen hatte, um in Paris aufzutreten, wartete Delobelle darauf, von einem klugen Direktor — jenem Ideal, das die Genies zu entdecken versteht — ebenfalls entdeckt und mit Rollen, die seiner Größe angemessen waren, betraut zu werden. Vielleicht hätte er — anfangs wenigstens — in einem Theater dritten Ranges eine untergeordnete Stellung finden können, aber erniedrigen wollte sich Delobelle nicht.

Lieber warten und kämpfen, wie er sagte. Das Kämpfen verstand er aber folgendermaßen: Morgens in seinem Schlafzimmer, oft sogar schon im Bette, nahm er die Rollen seines ehemaligen Repertoirs wieder durch, und seine Frau und Tochter erbebten, wenn sie hinter dem Verschlage Bruchstücke aus „Antony" oder dem „Kinderarzt" von einer dröhnenden Stimme, die sich mit den tausend Arbeitslauten des großen Pariser Bienenkorbes vereinigte, deklamieren hörten. Nach dem Frühstück ging der Schauspieler bis zum Abend fort, um „seinen Boulevardbesuch zu machen", das heißt, um mit kleinen Schritten zwischen dem Chateau d'Eau und der Madeleine umher zu spazieren, einen Zahnstocher im Mundwinkel, den Hut etwas auf die Seite geschoben, allezeit wohlgebürstet, glänzend, in guten Handschuhen.

Die Frage des Anzugs war für ihn von großer Wichtigkeit; sie war eine Hauptbedingung seines Erfolgs, ein Köder für den Direktor — jenen wunderbaren, feinsinnigen Direktor in spe — der sich nie dazu verstehen würde, einen schäbig aussehenden, schlecht gekleideten Künstler zu engagieren.

Delobelles Frau und Tochter waren denn auch sorgsam darauf bedacht, es ihm an nichts fehlen zu lassen, und wie viele Käfer und Vögel dazu gehörten, einen so stattlichen Herrn auszurüsten, ist leicht zu ermessen. Der Schauspieler fand die Bemühungen der Seinigen ganz natürlich und hatte das Gefühl, daß Frau und Tochter nicht sowohl

um seiner Persönlichkeit willen arbeiteten und entbehrten, sondern für den geheimnisvollen, unbekannten Genius, als dessen Vertreter er sich betrachtete.

Die Verhältnisse der Familien Chèbe und Delobelle besaßen eine gewisse Aehnlichkeit, aber das Leben der letzteren war weniger traurig. Während sich Chèbes in ihrem geringen Einkommen wie festgeschmiedet fühlten und keinerlei Aussicht auf Veränderung hatten, boten Hoffnung und Phantasie der Familie des Schauspielers immer neue, entzückende Ausblicke.

Chèbes wohnten gleichsam in einer Sackgasse, Delobelles dagegen in einer kleinen Straße, die zwar auch eng, schmutzig und düster war und weder Luft noch Licht hatte, durch welche jedoch in nächster Zeit ein großer Boulevard geführt werden sollte. Ueberdies glaubte Madame Chèbe nicht mehr an ihren Mann, indes ihre Nachbarin, kraft des Wunderwortes „Kunst", an dem ihrigen niemals gezweifelt hatte.

Und doch hatte Monsieur Delobelle nun schon seit vielen, vielen Jahren ganz vergebens seinen Wermut mit Theateragenten, seinen Absinth mit Führern der Claque, seinen Bittern mit Vaudevilledichtern, Dramaturgen und einem berühmten Maschinisten getrunken . . . die ersehnten Engagements kamen nicht! Ohne jemals eine Bühne zu betreten, hatte der Beklagenswerte allgemach vom ersten Liebhaber zum Charakterspieler, zum Bonvivant, zum edlen Vater, endlich zum alten Schwätzer herabsinken müssen.

Dabei blieb er stehen!

Zwei- oder dreimal hatte man ihm Gelegenheit geboten, seinen Lebensunterhalt als Vorsteher eines Klubs oder Kaffeehauses, oder als Aufseher in einem großen Laden, wie im „Pharus der Bastille" oder dem „Koloß von Rhodus" zu verdienen; um seinen Aufgaben zu genügen, war nichts erforderlich, als gute Manieren — und die, bei allen Göttern! besaß Monsieur Delobelle. Aber heldenmütig hatte der große Mann alle Vorschläge zurückgewiesen.

„Ich habe nicht das Recht, der Bühne zu entsagen," erklärte er — ein Ausspruch, der im Munde dieses armen Teufels, der seit vielen Jahren die Bretter nicht betreten hatte, von unwiderstehlicher Komik war. Aber die Lachlust verging, wenn man es mit ansah, wie seine Frau und Tochter Tag und Nacht Arsenikstaub einatmeten, oder wenn man von beiden, während sie ihre Nähnadeln am Messingdraht der kleinen Vögel abbrachen, die energische Versicherung hörte: „Nein, nein! ein Delobelle hat nicht das Recht, der Bühne zu entsagen."

Beneidenswerter Mann, dem der herablassende Blick seiner vorstehenden Augen und die Gewohnheit, im Drama zu gebieten, auf Lebenszeit die Ausnahmestellung eines verhätschelten, bewunderten Märchenprinzen gegeben hatten. So oft er ausging wurde er von den Ladenbesitzern der Rue des Francs Bourgeois — mit der dem Pariser eignen Vorliebe für alles, was dem Theater angehört — ehrfurchtsvoll begrüßt. Er war auch immer so gut angezogen! und dabei so liebenswürdig und gefällig. Ging er doch jeden Samstagabend, er „Ruy Blas", „Antony", „Raphael" aus den „Filles de marbre", „Andrès" aus den „Pirates de la Savonne", mit einem Pappkasten unter dem Arme nach einem Blumengeschäft der Rue Saint Denis, um die Arbeit der beiden Frauen abzuliefern ...

Aber selbst wenn er sich dazu verstand, einen derartigen Auftrag zu übernehmen, wußte der große Mann eine solche Vornehmheit und natürliche Würde zu bewahren, daß die mit der Berechnung des Delobelleschen Guthabens betraute Kassiererin jedesmal eine gewisse Scheu empfand, diesem vollendeten Gentleman den mühsam verdienten Wochenlohn einzuhändigen.

An diesen Abenden pflegte der Schauspieler nicht zu Hause zu essen — Frau und Tochter wußten das schon. Gewöhnlich traf er auf dem Boulevard einen ehemaligen Kameraden, einen Pechvogel wie er selbst — es gibt deren so viele in seinem traurigen Berufe — dem er im Restaurant

und Kaffeehause die Zeche bezahlte. Den Rest des Geldes lieferte er — was ihm hoch angerechnet wurde — getreulich zu Hause ab. Zuweilen nur brachte er seiner Frau ein Sträußchen, Désirée ein unbedeutendes Geschenk — eine Kleinigkeit, ein Nichts. Was kam darauf an? — Ueberdies war es eine Theatergewohnheit ... es ist so leicht, im Melodrama eine Handvoll Goldstücke aus dem Fenster zu werfen.

„Da, Bursche! nimm diese Börse und sage deiner Herrin, daß ich ihrer harre."

So kam es, daß Frau Delobelle und Désirée, trotz ihres emsigen Fleißes und ihrer ziemlich einträglichen Arbeit, häufig in Verlegenheiten gerieten, besonders in der toten Jahreszeit für Pariser Modeartikel. Ein Glück, daß sie den guten Risler hatten, der immer bereit war, seinen Freunden beizustehen.

Wilhelm Risler, der dritte Mietsmann des Stockwerks, wohnte mit seinem Bruder Franz zusammen, der um etwa fünfzehn Jahre jünger war als er. Diese beiden großen, blonden, kräftigen Schweizer mit der frischen Gesichtsfarbe schienen der Stickluft des düstern Arbeiterhauses etwas von der Gesundheit des Landlebens mitzuteilen. Der ältere war Musterzeichner in der Fromontschen Tapetenfabrik und bezahlte den Unterricht seines Bruders, der — bis er zur Aufnahme in die Ecole centrale tüchtig war — die Chaptalschen Vorlesungen besuchte.

Als Wilhelm nach Paris gekommen war, hatte er in allen Verlegenheiten, welche ihm die Einrichtung seines kleinen Haushaltes verursachte, bei den Nachbarinnen Chèbe und Delobelle Rat, Auskunft und Hilfe gefunden. Für den treuherzigen, etwas schwerfälligen Burschen, der sich durch Aussprache und Aussehen verschüchtert fühlte, war ein solcher Beistand unentbehrlich, und nach kurzer Zeit hatten freundschaftlicher Verkehr und gegenseitige Gefälligkeiten die Gebrüder Risler den beiden Nachbarfamilien gleichsam einverleibt.

Zu allen Festtagen wurde für sie in den beiden Familien mitgedeckt, und es war eine Erquickung für die

Heimatlosen, in diesen armen, bescheidenen Haushaltungen ein warmes Eckchen und freundliche Aufnahme zu finden. Die Einnahmen des Musterzeichners, der in seinem Beruf sehr geschickt war, setzten ihn in den Stand, Delobelles beim Quartalschluß gefällig zu sein und bei Chèbes als Großonkel mit Ueberraschungen und Geschenken zu erscheinen, so daß die Kleine, sobald er sich sehen ließ, seine Taschen untersuchte und auf seinen Schoß kletterte.

Sonntags führte er die ganze Gesellschaft ins Theater, und in der Woche ging er beinahe jeden Abend mit Chèbe und Delobelle in eine Brauerei der Rue Blondel, wo er sie mit Bier und Salzbretzeln traktierte. Bier und Salzbretzeln waren seine Leidenschaft.

Er kannte kein größeres Glück, als beim Schoppen zwischen seinen beiden Freunden zu sitzen und ihnen zuzuhören, während er sich nur ab und zu mit einem lauten Auflachen oder einem Kopfschütteln an ihrem Gespräche — gewöhnlich nur ein Ausbruch bitterer Anklagen gegen Welt und Menschen — beteiligte.

Die kindliche Schüchternheit und die deutschen Sprachwendungen, welche er in seinem der Arbeit gewidmeten Leben nicht loszuwerden vermochte, erschwerten ihm den Ausdruck seiner Gedanken. Außerdem flößten ihm seine beiden Freunde zu großen Respekt ein; besaßen sie doch ihm gegenüber den unermeßlichen Vorzug des Müßiggängers vor dem Arbeitenden, und Herr Chèbe, der weniger großherzig war als Delobelle, konnte sich's nicht versagen, ihn das fühlen zu lassen. Er behandelte ihn sehr von oben herab, der edle Herr Chèbe. Seiner Meinung nach war ein Mensch, der wie Risler täglich zehn Stunden lang arbeitet, nachher völlig außer stande, eine vernünftige Ansicht auszusprechen, und wenn der Musterzeichner, der ganz erschöpft aus der Fabrik nach Hause kam, sich gar noch anschickte, auch die Nacht einer dringenden Arbeit zu widmen, war in den Mienen Monsieur Chèbes die tiefste Empörung zu lesen.

„Mir sollte man mit derartigen Anforderungen kommen!“ rief er, warf sich in die Brust und fügte, indem er Risler mit dem Herz und Nieren prüfenden Blick des Arztes betrachtete, hinzu: „Sie werden es nur zu bald zu einem gehörigen Schlaganfall bringen!“

So grausam war Delobelle nun zwar nicht, aber desto hochmütiger.

„Die Ceder sieht den Rosenstrauch
Zu ihren Füßen nicht . . .“

So übersah Delobelle den guten Risler. Wenn er sich aber zufällig seines Daseins zu erinnern geruhte, hatte der große Mann, während er ihn anhörte, eine ganz besondre Art und Weise, sich zu ihm niederzubeugen und seinen Worten, wie denen eines Kindes, freundlich zuzulächeln. Hin und wieder machte er sich auch das Vergnügen, ihm verblüffende Anekdoten von Schauspielerinnen zu erzählen, oder gab ihm Anstandslehren, oder die Adressen seiner Lieferanten, denn daß ein Mensch, der so viel Geld verdiente, wie ein schäbiger Schulmeister einherging, begriff er nicht. Der gute Risler, der von seiner Unvollkommenheit durchdrungen war, suchte sich durch tausend Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten Verzeihung zu erwirken, wobei er sich selbstverständlich zur höchsten Zartheit verpflichtet fühlte — war er es doch, der beständig Wohlthaten erwies.

Diese drei auf demselben Flur befindlichen Haushaltungen wurden durch das Kommen und Gehen der kleinen Chèbe in beständiger Verbindung erhalten.

Zu jeder Tageszeit schlüpfte sie in das Atelier der beiden Delobelles, sah ihnen bei der Arbeit zu, betrachtete die kleinen Tierchen, und da ihr schon jetzt Putz und Tand mehr am Herzen lagen, als Kinderspiele, bemächtigte sie sich jedes Käfers, der unterwegs einen Flügel verloren, jedes Kolibris, der sein Federkleid beschädigt hatte, um sie als farbigen Schmuck in ihr feines, krauses Haar zu stecken. Désirée und ihre Mutter sahen lachend zu, wie sich die Kleine auf den

Fußspitzen hob und sich mit gezierten Mienen und Bewegungen in dem alten, erblindeten Spiegel betrachtete. War sie endlich der Selbstbewunderung müde, so öffnete sie, alle Kraft der Fingerchen aufbietend, die Thür und ging, den Haarputz nicht zu gefährden, stolz und steif über den Flur, um bei Rislers anzuklopfen.

Tagsüber war nur Franz, der Schüler, zu Hause, der über seinen Büchern saß und gewissenhaft an seinen Aufgaben arbeitete. Trat Sidonie ein, so war es freilich damit vorbei! er mußte alles liegen lassen, um diese schöne, mit einem Kolibri geschmückte Dame zu begrüßen; wie eine Prinzessin kam sie ihm vor, die im Collège Chaptal erschien, ihn vom Direktor zum Ehemann zu begehren.

Es machte einen seltsamen Eindruck, den großen hoch aufgeschossenen Jungen mit diesem achtjährigen Mädchen spielen, sich ihren Launen fügen und sie schon jetzt in aller Unterwürfigkeit anbeten zu sehen. Als er sich später ernstlich in sie verliebte, hätte niemand zu sagen vermocht, zu welcher Zeit er damit begonnen habe.

Aber so sehr die kleine Chèbe in beiden Nachbarfamilien verhätschelt wurde, es kam doch immer wieder der Moment, der sie an das Treppenfenster zurückführte. Hier fand sie jederzeit ihre liebste Unterhaltung, einen weiten Horizont und gleichsam eine Vision der Zukunft, zu der sie sich neugierig und furchtlos hinabbeugte — Kinder wissen nicht, was Schwindel ist.

Zwischen den einander zugeneigten Schieferdächern zeigten sich ihr die hohen Fabrikmauern, die Platanenwipfel des Gartens, die hohen Fenster der Werkstätten wie das gelobte Land, wie das Reich ihrer Träume.

Für sie war dies Fromontsche Haus der Inbegriff alles Reichtums.

Der große Raum, den es in diesem, zu gewissen Tagesstunden vom Rauch und Lärm seiner Maschinen ganz erfüllten Winkel des Marais einnahm, die Begeisterung Rislers, seine fabelhaften Berichte über den Reichtum, die

Güte und Klugheit seines Prinzipals, hatten die Neugier des kleinen Mädchens erregt, und was sie von dem Wohnhause sehen konnte, die zierlichen Holzjalousieen, das Halbrund der Freitreppe, die Gartenmöbel am Fuße derselben, das große im Sonnenschein glänzende Vogelhaus von weißem Drahtgeflecht mit vergoldeten Stäben, das blaue Coupé, das im Hofe angespannt wurde — alles war ihr ein Gegenstand unaufhörlicher Bewunderung.

Um alle Gewohnheiten des Hauses wußte sie Bescheid: um die Zeit des Läutens, das Fortgehen der Arbeiter, die Lohnzahlungen des Samstags, für die das Lämpchen des Kassierers bis zum späten Abend brannte, die stillen Sonntagnachmittage, wenn die Arbeitssäle leer und die Feuer erloschen waren. Dies tiefe Schweigen brachte ihr die Spiele der kleinen Claire, die mit ihrem Vetter Georges im Garten umherlief, gleichsam näher, und Risler teilte ihr allerlei Einzelheiten mit.

„Zeige mir die Fenster des Salons," bat das Kind, „und wo Claires Zimmer liegt."

Risler war entzückt über das lebhhafte Interesse an seiner geliebten Fabrik und gab der Kleinen vom Treppenfenster aus genaue Erklärungen über die Einteilung der Gebäude, zeigte ihr die Druckerei, die Säle der Vergolder, der Grundierer, den Zeichensaal, in dem er selbst arbeitete, den Maschinenraum, aus dem die ungeheure Esse aufstieg, deren Rauch alle Mauern ringsumher geschwärzt hatte, ohne zu ahnen, daß ein junges unter einem Nachbardache verborgenes Leben mit allen Wünschen und Gedanken an ihrer keuchenden unermüdlichen Thätigkeit teilnahm.

Eines Tages erlangte Sidonie Zutritt in dies von fern belauschte Paradies.

Madame Fromont, der Risler häufig von der Artigkeit und Klugheit seiner kleinen Nachbarin erzählt hatte, forderte ihn auf, sie zu dem Kinderballe mitzubringen, den sie zu Weihnachten geben wollte. Zuerst wies Monsieur

Chèbe die Einladung mit aller Entschiedenheit ab. Schon damals waren ihm die Fromonts verhaßt, deren Namen Risler beständig im Munde führte und deren Reichtum ihn demütigte. Ueberdies handelte sich's um einen Kostümball, und Monsieur Chèbe — der nicht mit Tapeten handelte — war nicht in der Lage, seine Tochter als Springerin auszustaffieren. Aber Risler redete zu, erklärte sich bereit, alles Notwendige zu liefern, und begann sofort ein Kostüm zu zeichnen.

Es war ein denkwürdiger Abend. Im Chèbeschen Wohnzimmer, in dem Stoffe, Stecknadeln und allerlei Putzgegenstände durcheinander lagen, führte Désirée Delobelle die Oberaufsicht über Sidoniens Anzug. Das kleine Mädchen, das im kurzen, schwarz und rot gestreiften Flanellröckchen ungewöhnlich groß erschien, stand gerade und regungslos in der Pracht der Verkleidung vor dem Spiegel und sah wirklich sehr hübsch aus. Das schwarze Samtmieder, das über dem weißen Hemdchen geschnürt war, die schönen, kastanienbraunen, unter dem Strohhute niederhängenden Zöpfe, alle herkömmlichen Attribute eines Schweizer Landmädchens erhielten einen besondern Reiz durch das kluge Gesichtchen der Kleinen und ihr lebhaftes, der Farbenfrische ihres theatralischen Aufputzes entsprechendes Wesen.

Die ganze Nachbarschaft war herbeigeeilt und erging sich in Ausdrücken der Bewunderung. Während Delobelle gerufen wurde, ordnete Désirée die Falten des Rockes, die Schleifen auf den Schuhen, warf, ohne die Nähnadel aus der Hand zu legen, einen letzten Blick auf ihr Werk und war selbst hocherregt von dem Vorgefühl des Festes, an dem sie, das arme, lahme Kind, nicht teilnehmen sollte. Der große Mann erschien, ließ Sidonie die schöne Verbeugung wiederholen, die er ihr einstudiert hatte, ließ sie gehen, sich setzen, und zeigte ihr noch einmal, wie sie beim Lächeln den Mund nur so weit öffnen dürfe, daß der kleine Finger hineinpaßte ... Sehr komisch war die Genauigkeit, mit der die Kleine alles nachmachte.

„Sie hat Komödiantenblut in den Adern!“ versicherte der alte Schauspieler voll Begeisterung, während der lange Schlingel, der Franz, ohne zu wissen warum, am liebsten in Thränen ausgebrochen wäre.

Was Sidonie betrifft, so hätte sie noch nach Jahr und Tag zu sagen gewußt, welche Blumen die Vorzimmer schmückten, mit welchen Farben die Möbel überzogen waren und welche Tanzmelodie gespielt wurde, als sie den Ballsaal betrat. Der Eindruck, den das Fest auf sie machte, war ein so tiefer, daß sie nichts vergaß, weder die Anzüge, die um sie her wirbelten, noch das Lachen der Kinder, noch die vielen kleinen Füße, die über das glatte Parkett flogen. Für einen Augenblick fiel ihr, während sie auf einem rotseidenen Kanapee saß und von dem Präsentierbrett, das ihr der Diener reichte, zum erstenmal in ihrem Leben ein Glas Sorbett nahm, die dunkle Treppe ein, die zu der engen, dumpfigen Wohnung ihrer Eltern führte, aber sie dachte daran, wie an ein entferntes Land, das sie auf immer verlassen hatte.

Sie fand übrigens allgemeinen Beifall, wurde von allen gelobt und gehätschelt, und Claire Fromont, die wie das Miniaturbild einer in Spitzen gekleideten Cauchoise*) aussah, machte sie mit ihrem Vetter, Georges Fromont, bekannt, einem prachtvollen Husaren, der sich nach jedem Schritte umdrehte, um seine Säbeltasche zu bewundern.

„Sieh her, Georges,“ sagte sie; „dies ist meine Freundin; sie wird jeden Sonntag herkommen, um mit uns zu spielen. Mama hat es erlaubt.“

Und in der fröhlichen Unbefangenheit eines glücklichen Kindes umarmte sie die kleine Chèbe mit großer Herzlichkeit.

Endlich mußte geschieden sein ... aber lange noch, in der dunkeln Straße, wo der Schnee unter ihren Füßen zerfloß, auf der dunkeln Treppe, in dem stillen Schlafkämmerchen, wo die Mutter auf sie wartete, waren ihre Augen

---

*) Cauchoise, normännische Bäuerin. Anm. d. Uebers.

wie geblendet von dem glänzenden Licht der Gesellschafts-räume.

„War es schön? Hast du dich gut amüsiert?“ fragte Madame Chèbe mit leiser Stimme, während sie die Haken des glänzenden Kostüms langsam aufmachte.

Sidonie war jedoch so übermüdet, daß sie, ohne zu antworten, im Stehen einzuschlafen schien, schon damals begann sie sich in dem schönen Traume zu wiegen, der ihre ganze Jugendzeit ausfüllte und ihr manche bittre Thräne erpressen sollte.

Claire Fromont hielt Wort. Sidonie kam häufig in den schönen Garten mit den Kieswegen, konnte die Holzjalousieen und das Vogelhaus mit den goldnen Stäben in der Nähe sehen, lernte alle Winkel und Gänge der weitläufigen Fabrikgebäude kennen, spielte an stillen Sonntagnachmittagen hinter den Druckerpressen Verstecken und durfte an Feiertagen mit den Kindern essen.

Alle hatten das kleine Mädchen gern, obwohl sie eigentlich für niemand besondre Zuneigung verriet. Solange sie sich inmitten der reichen Umgebung befand, fühlte sie sich glücklich, freundlich gestimmt und gleichsam verschönert; kam sie dann aber zu den Eltern zurück und sah durch die trüben Scheiben des Treppenfensters nach der Fabrik hinüber, so hatte sie unerklärliche Regungen von Bitterkeit und Zorn, obwohl Claire Fromont sie immer als Freundin behandelte.

Zuweilen wurde sie in dem berühmten blauen Coupé in das Bois de Boulogne oder nach den Tuilerien mitgenommen, ja sogar aufs Land, zum Großvater Gardinois, in dessen Schloß bei Savigny-sur-Orge sie hin und wieder eine ganze Woche verleben durfte. Die Geschenke des wackern Risler, der auf die Erfolge seiner Kleinen stolz war, setzten sie in den Stand, immer nett zu erscheinen. Für Madame Chèbe war es Ehrensache, und die hübsche, lahme Nachbarin beeiferte sich, den Reichtum an Geschmack und Geschicklichkeit, den sie für sich selbst nicht verwerten konnte, ihrer kleinen Freundin zur Verfügung zu stellen.

Monsieur Chèbe blieb auch jetzt seiner Abneigung gegen die Fromonts treu und beobachtete diese wachsende Vertraulichkeit mit mißvergnügtem Blick. Der wirkliche Grund dazu war, daß er nicht eingeladen wurde, das gestand er aber nicht, sondern sagte zu seiner Frau: „Siehst du denn nicht, daß deine Tochter jedesmal mit schwerem Herzen von dort zurückkommt und stundenlang am Fenster hinträumt?"

Die arme Madame Chèbe war jedoch durch die Leiden ihres Ehestandes unvorsichtig geworden. Sie behauptete, da man der Zukunft nicht sicher sei, müsse man die Gegenwart genießen und das Glück im Fluge festzuhalten suchen, denn nur zu oft wäre die Erinnerung an die fröhliche Kinderzeit der einzige Halt und Trost für das ganze Leben.

Dies eine Mal sollte aber Monsieur Chèbe recht behalten.

---

## Drittes Kapitel.

## Geschichte der kleinen Chèbe. — Glasperlen.

Nach zwei bis drei Jahren vertraulichen Verkehrs und gemeinsamer Spiele, in deren Verlauf Sidonie sich an Luxus gewöhnt und das anmutige Wesen eines Kindes aus reichem Hause angenommen hatte, wurde die Freundschaft plötzlich zerrissen.

Vetter Georges, dessen Vormund Monsieur Fromont war, befand sich schon seit längerer Zeit in einem Lyceum, und nun wurde auch Claire, mit der Ausstattung einer kleinen Königin, ins Kloster geschickt, indes gleichzeitig bei Chèbes die Rede davon war, Sidonie einen Beruf erlernen zu lassen. Die Freundinnen versprachen, sich lieb zu behalten und sich monatlich zweimal, an den Ausgehsonntagen, zu sehen.

Die kleine Chèbe ging denn auch wirklich noch einigemal hinüber, um mit ihren Freunden zu spielen, aber je mehr sie heranwuchs, um so fühlbarer wurde ihr der Ab-

stand, der sie und Claire trennte; auch fand sie für den Salon der Madame Fromont ihre Kleidung gar zu einfach.

Blieben die drei Spielgefährten allein, so ließ die Kinderfreundschaft, die sie einander gleich machte, kein Mißbehagen aufkommen. Aber zuweilen erschienen Besuche, Pensionsfreundinnen, unter ihnen ein großes, reichgekleidetes Mädchen, das Sonntags von der Kammerfrau ihrer Mutter hergebracht wurde, um mit den kleinen Fromonts zu spielen.

Wenn Sidonie dies geputzte, hochmütige Geschöpf nur die Freitreppe heraufkommen sah, wäre sie am liebsten auf und davon gegangen, denn die ungeschickten Fragen des Mädchens: wo sie wohne? — wer ihre Eltern wären? — ob sie Equipage hätten? brachten sie in Verlegenheit.

Wenn Sidonie die andern vom Kloster und ihren Freundinnen sprechen hörte, fühlte sie, daß jene in einer Welt lebten, die tausend Meilen weit von der ihrigen lag, und eine tiefe Traurigkeit kam über sie; besonders wenn ihre Mutter, sobald sie nach Hause zurückkehrte, wieder davon anfing, daß sie als Lehrmädchen bei einem Fräulein Le Mire eintreten solle — einer Freundin der Delobelles, die in der Rue du Roi-Doré eine große Glasperlenhandlung besaß.

Risler war mit diesem Plane durchaus einverstanden. „Laßt sie einen Beruf erlernen,“ sagte der wackre Mann; „ein Geschäft will ich ihr später schon kaufen.“ — Da Fräulein Le Mire davon sprach, sich in einigen Jahren zur Ruhe setzen zu wollen, war hier eine günstige Gelegenheit geboten.

Eines Morgens — es war ein trauriger Novembertag — wurde Sidonie von ihrem Vater nach der Rue du Roi-Doré, in die vierte Etage eines alten Hauses geführt, in dem es noch düsterer aussah, als in dem ihrigen.

Unten, an der Ecke des Hausganges waren zahlreiche Schilder mit goldnen Inschriften angebracht: „Lederwarenfabrik“ — „Ketten von Talmigold“ — „Spielwaren“ — „Optische Instrumente“ — „Brautkränze und Sträuße für Brautjungfern, Spezialität in Feldblumen“, und über dem

allem ein kleiner verstaubter Aushängekasten, in welchem vergilbte Perlenhalsbänder nebst einigen Glastrauben und Glaskirschen den anspruchsvollen Namen „Angelina Le Mire“ umrahmten.

Ein abscheuliches Haus!

Hier gab es nicht einmal den weiten Vorplatz der Chèbeschen Wohnung, dessen Altersgrau durch das hohe Fenster und die freie Aussicht über die Fabrik erheitert wurde. Eine enge Treppe, eine enge Thür, eine Flucht kleiner kalter Räume mit Backsteinfußboden, und in dem letzten derselben ein altes Fräulein mit falschen Locken und Halbhandschuhen von schwarzem Filet, die in einem schmutzigen Heft des „Journals für alle“ las und sich zu ärgern schien, daß sie in ihrer Lektüre gestört wurde.

Mademoiselle Le Mire (den Namen in zwei Worten geschrieben) empfing Vater und Tochter ohne aufzustehen, sprach ein Langes und Breites von ihrer verlorenen Stellung, von ihrem Vater, einem alten Edelmanne aus der Romagne — es ist merkwürdig, wie viele alte Edelleute schon daher gekommen sind! — und von einem ungetreuen Administrator, der mit ihrem ganzen Vermögen durchgegangen war. Der wackre Chèbe, der für alle im Leben Herabgekommenen im voraus eingenommen war, fühlte sich sofort zu ihr hingezogen, und ging entzückt von dannen, nachdem er seiner Tochter versprochen, sie der Verabredung gemäß um sieben Uhr abends abzuholen.

Das neue Lehrmädchen wurde nun sogleich in das noch leere Arbeitszimmer geführt und Mademoiselle Le Mire wies ihr vor einer großen, mit einem wirren Durcheinander von Perlen, Nähnadeln, Pfriemen und billigen Unterhaltungsblättern gefüllten Schublade ihren Platz an.

Sidonie wurde angewiesen, die Perlen auszusuchen und auf Schnüre von gleicher Länge zu reihen, die zusammengebunden an Kleinhändler verkauft werden. Binnen kurzem würden übrigens die andern jungen Mädchen eintreffen und

ihr genaue Anweisungen über ihre Aufgaben erteilen. Mademoiselle Le Mire (in zwei Worten geschrieben) kümmerte sich nicht um solche Dinge und überwachte ihr Geschäft nur aus weiter Ferne, aus jenem kleinen, dunkeln Zimmer, in welchem sie ihr Leben mit dem Lesen von Feuilletons zubrachte.

Um neun Uhr erschienen die Arbeiterinnen, fünf große, blasse, verwelkte Mädchen, die schlecht gekleidet, aber in der anspruchsvollen Weise jener armen Arbeiterinnen frisiert waren, welche barhaupt durch die Pariser Straßen gehen.

Zwei oder drei von ihnen gähnten, rieben sich die Augen und versicherten, daß sie vor Müdigkeit umsänken. Wer mochte sagen, womit sie die Nacht zugebracht hatten!

Endlich gingen sie an die Arbeit, an einem langen Tische, wo jede ihre besondre Schublade und ihre Werkzeuge hatte. Eine Bestellung von Trauerausputz mußte schnell erledigt werden, und Sidonie, der von der Directrice mit unbeschreiblicher Ueberlegenheit ihre Arbeit angewiesen wurde, begann in melancholischer Stimmung eine Unzahl schwarzer Perlen, Akazienkerne und Krappähren zu sortieren.

Die andern, die sich nicht im mindesten um das Lehrmädchen kümmerten, unterhielten sich während der Arbeit über eine prächtige Hochzeitsfeier, welche denselben Tag in der Kirche von St. Gervais stattfinden sollte.

„Laßt uns hingehen,“ sagte ein vierschrötiges, rothaariges Mädchen, die von den Kameradinnen Malwine genannt wurde. „Die Trauung ist um zwölf . . . wir hätten gerade Zeit, sie mit anzusehen.“

Als die Freistunde gekommen war, sprangen sie denn auch wirklich in großen Sätzen die Treppen hinunter, während Sidonie, die wie ein Schulkind ihr Essen im Körbchen mitgebracht hatte, schweren Herzens an der Ecke des Tisches zum erstenmal allein frühstückte. Wie traurig und öde erschien ihr das Leben und in welcher schrecklichen Art und Weise sollte sie sich dereinst für die Pein dieser Stunden zu entschädigen suchen!

Um ein Uhr kamen die Arbeiterinnen lärmend und aufgeregt zurück.

„Habt ihr das Kleid von weißem Grosgrain und den englischen Spitzenschleier bemerkt? Was die für ein Glück hat!“

So nahmen sie im Arbeitszimmer die Bemerkungen wieder auf, welche sie bereits in der Kirche, während der Trauung flüsternd ausgetauscht hatten. Den ganzen Tag wurde das Thema der reichen Heiraten und kostbaren Toiletten besprochen und die Arbeit hatte nicht darunter zu leiden — im Gegenteil.

Durch die kleinen Pariser Industriezweige, welche dem Frauenputz gewidmet sind und seine geringfügigsten Zuthaten liefern, werden die Arbeiterinnen von jedem Wechsel der Mode unterrichtet und ihre Phantasie wird mit Bildern der Eleganz und des Luxus erfüllt. Auch für die armen Mädchen, welche im vierten Stock bei Mademoiselle Le Mire arbeiteten, gab es keine geschwärzten Mauern, keine enge Straße, während sie sich wieder und wieder fragten: „Sag 'mal, Malwine, was thätest du, wenn du reich wärest? . . . Ich würde die Champs Elysées bewohnen . . .“ und für einen Augenblick stiegen die großen Bäume des Rundteils nebst den eleganten, langsam vorüberfahrenden Wagen als köstliches, erfrischendes Traumbild vor ihnen auf.

Die kleine Chèbe hörte aus ihrem Winkel stumm und aufmerksam zu, indes sie mit dem Geschmack und der früh ausgebildeten Geschicklichkeit, die sie bei Désirée Delobelle erworben hatte, ihre schwarzen Beeren zu Trauben vereinigte. Herrn Chèbe wurde, als er abends kam, die Tochter abzuholen, viel Schönes darüber gesagt.

Von nun an verflossen alle Tage in derselben Weise, nur daß es morgen statt der schwarzen Perlen weiße aufzuziehen gab, und dann wieder rote, von nachgemachten Korallen. Bei Mademoiselle Le Mire wurde eben nur Unechtes, nur Flitterwerk verarbeitet — eine passende Lehrzeit und Lebensvorbereitung für die kleine Chèbe.

Eine Zeitlang fühlte sich das neue Lehrmädchen, das jünger und besser erzogen war als die andern, ziemlich vereinsamt. Später, als sie heranwuchs, wurde sie mit der Freundschaft, dem Vertrauen der Gefährtinnen beehrt, nahm jedoch an ihren Vergnügungen keinen Anteil. Sie war zu stolz, um sich in der Mittagsstunde die Trauungen mit anzusehen, und wenn sie von den nächtlichen Bällen im Vauxhall, oder den Délices du Marais, einem feinen Souper bei Bouvalet, oder den Quatre Sergents de la Rochelle erzählen hörte, empfand sie jedesmal eine stille Verachtung.

Wir hatten Höheres im Sinn, nicht wahr, kleine Chèbe? Ueberdies wurde sie jeden Abend von ihrem Vater abgeholt.

Zuweilen aber, in der Neujahrszeit, mußte sie, um dringende Bestellungen auszuführen, mit den andern tief in die Nacht hinein arbeiten. Diese bleichen Pariser Mädchen im Gaslicht Perlen von einem matten, krankhaften Weiß auslesen zu sehen, das ihrer Gesichtsfarbe ähnlich war, that dem Herzen weh. Sie selbst hatten gleichsam den trügerischen Glanz, die Vergänglichkeit falschen Geschmeides. — Ihre Unterhaltung drehte sich nur um Theater und Maskenbälle.

„Hast du Adele Page in den ‚Drei Musketieren‘ gesehen? ... und Mélingue? ... und Marie Laurent! ... Oh, Marie Laurent!“ — Und die Wämser der Schauspieler, das gestickte Kleid einer Melodramenkönigin tauchten in dem weißen Glanz der Perlenschnüre, die durch ihre Finger glitten, vor ihnen auf.

Im Sommer gab es nicht so viel zu thun — es war die tote Jahreszeit. Während die Arbeiterinnen an heißen Tagen durch die geschlossenen Jalousieen auf der Straße unten gelbe Pflaumen und Reineclauden ausrufen hörten, legten sie den Kopf auf den Tisch und versanken in dumpfen Schlaf, oder Malwine ging in das Hinterzimmer zu Mademoiselle Le Mire, erbat sich eine Lieferung des „Journal für alle“ und las den Gefährtinnen daraus vor.

Die kleine Chèbe machte sich aber nichts aus diesen Romanen — derjenige, den sie in ihrem Köpfchen trug, war schöner, als sie alle miteinander. — Sie hatte die Fabrik noch immer nicht vergessen. Jedesmal, wenn sie morgens am Arm des Vaters fortging, warf sie derselben einen Seitenblick zu. Die Werkstätten erwachten; aus der Esse wirbelte die erste schwarze Rauchwolke auf; im Vorübergehen hörte Sidonie das Rufen der Arbeiter, die schweren Schläge der Druckerpressen, das gewaltige, gleichmäßige Schnauben der Dampfmaschine, und dieser Arbeitslärm, der sich in ihrer Erinnerung mit Bildern von Festlichkeiten und blauen Coupés vermischte, verfolgte sie ohne Aufhören.

Für sie übertönte er das Rasseln der Omnibusse, das Geschrei der Straßenverkäufer, das Plätschern der Brunnen; selbst im Arbeitszimmer, wenn sie ihre falschen Perlen sortierte, oder abends bei den Eltern, wenn sie nach der Mahlzeit am Fenster des Treppenflurs Luft schöpfte und im nächtlichen Dunkel nach der schweigenden, finsteren Fabrik hinübersah, klang ihr das lebhafte Summen im Ohre fort und bildete die Begleitung aller ihrer Gedanken.

„Die Kleine langweilt sich, Madame Chèbe ... wir müssen ihr ein Vergnügen machen ... nächsten Sonntag führe ich Sie alle aufs Land."

Diese sonntäglichen Spaziergänge, die der gute Risler zu Sidoniens Zerstreuung veranstaltete, machten sie jedoch nur noch trübsinniger.

Um vier Uhr mußte aufgestanden werden, denn arme Leute haben ihr Vergnügen schwer zu erkaufen. Immer gab es im letzten Moment irgend ein Läppchen auszuplätten oder das ewige lila und weiß gestreifte Kleidchen, das Madame Chèbe von Jahr zu Jahr verlängerte, mit irgend einem Besatz aufzufrischen.

In Gemeinschaft brachen sie auf: die Chèbes, die beiden Risler und der berühmte Delobelle; nur Désirée und ihre Mutter gingen nicht mit. Die arme, kleine Gelähmte, die

ihr Gebrechen als Demütigung empfand, mochte ihren Lehnstuhl nicht verlassen und Mama Delobelle leistete ihr Gesellschaft. Ueberdies war weder die eine noch die andre im Besitz eines Anzuges, in dem sie sich zur Seite ihres großen Künstlers zeigen konnten. Der ganze Eindruck seiner Erscheinung wäre durch sie vernichtet.

Der Aufbruch pflegte Sidonie etwas aufzuheitern. Paris im rosigen Nebel eines Julimorgens, die Bahnhöfe voll heller Sommerkleider, die weite, vor den Wagenfenstern liegende Landschaft, die erfrischende Bewegung, das Sichbaden in der freien, vom Wasserhauch der Seine erfüllten, von Waldgeruch gewürzten Luft, der Duft der Feldblumen und des in Aehren stehenden Getreides, das alles zerstreute sie für einen Augenblick. Aber nur zu bald erfüllte sie wieder der Ekel vor der Trivialität ihres Sonntages.

Es war immer ein und dasselbe.

An einer Schenke, in der Nähe irgend eines lärmenden, viel besuchten ländlichen Festes wurde Halt gemacht; Delobelle bedurfte eines Publikums, und während er, von seiner Künstlerchimäre erfüllt, im grauen Anzuge, mit grauen Gamaschen, ein leichtes Hütchen auf dem Ohr, den hellen Ueberzieher auf dem Arme einherschritt, bildete er sich ein, die Bühne stelle ein Dorf in der Nähe der Hauptstadt vor und er spiele einen Pariser auf dem Lande.

Was Monsieur Chèbe betrifft, der sich rühmte, die Natur zu lieben, wie der selige Jean Jacques Rousseau, so verstand er unter derselben Schießbuden, Karussells, Sacklaufen, viel Staub und viel zu essen — was auch für Madame Chèbe das Ideal des Landlebens war.

Sidoniens Ideal war ein andres und diese Pariser Sonntage, dies Spazierengehen in lärmenden Dorfstraßen, erfüllte sie mit unüberwindlichem Mißbehagen. Ihr einziges Vergnügen inmitten des Menschengewühls, war das Bewußtsein, beachtet zu werden. Die tölpelhafte Bewunderung eines Bauernburschen, die neben ihr laut wurde, zauberte für den ganzen

Tag ein Lächeln in ihr Gesicht, denn sie gehörte zu den weiblichen Wesen, welche keine Art von Schmeichelei verschmähen.

Hin und wieder ließ Risler das Ehepaar Chèbe mit Delobelle allein, indes er mit seinem Bruder und der Kleinen Felder und Wiesen durchstreifte, um Blumen zu pflücken, Muster für seine Tapeten. Franz bog mit langen Armen die Weißdornranken nieder, oder kletterte auf eine Parkmauer, um sich des leichten Blätterwerks zu bemächtigen, das von der andern Seite herübernickte.

Ihre reichste Ernte fanden sie jedoch am Rande der Gewässer. Da wuchsen jene langen, biegsamen Halme, die auf Tapeten so anmutig aussehen, hohes, gerades Schilf und Winden, deren Blumenkelch, wenn er aus einer phantastischen Zeichnung hervorsieht, einem Menschenangesicht gleicht, das uns aus dem Blättergewirr anblickt. Risler ordnete alles mit künstlerischem Geschmack zum Strauß, suchte das Wesen jeder Pflanze zu erfassen und sich ihr volles, frisches Leben einzuprägen, das nach einem langen, heißen Tage nicht mehr zu erkennen ist.

War der Strauß geordnet und mit einem breiten Grashalme, wie mit einem Bande zusammengeknüpft, so wurde Franz damit beladen und es ging weiter. Risler, der immer mit seiner Kunst beschäftigt war, suchte im Wandern nach neuen Vorbildern, neuen Zusammenstellungen.

„Sieh 'mal, Kleine, dieser Maiblümchenstengel mit seinen weißen Glöckchen zwischen den Heckenrosen ... Nun, was meinst du? ... würde das auf wassergrünem, oder hellgrauem Grunde nicht sehr hübsch sein?“

Aber Sidonie machte sich aus Maiblümchen ebensowenig wie aus Heckenrosen. Feldblumen erschienen ihr wie Blumen der Armen, wie Ebenbilder ihres lila Kattunkleidchens.

Sie erinnerte sich, bei Monsieur Gardinois, im Schlosse von Savigny, in den Gewächshäusern, auf den Balustraden und in den großen Vasen, welche den mit Kies bestreuten

Hof umgaben, ganz andre Blumen gesehen zu haben. Das waren die Blumen, die sie liebte ...

Bei jedem Schritt wachte die Erinnerung an Savigny in ihr auf. Kamen sie an einem Parkthore vorbei, so blieb sie stehen und betrachtete die gerade, gutgehaltene Allee, die zur Freitreppe führen mußte. Jeder von großen Bäumen beschattete Rasenplatz, jede stille Terrasse am Ufer eines Gewässers rief ihr andre Rasenplätze, andre Terrassen ins Gedächtnis, und diese aus ihrer Erinnerung auftauchenden Bilder des Luxus machten ihre Sonntage noch trauriger. Am qualvollsten war ihr jedoch die Heimkehr.

Die kleinen Bahnhöfe in der Umgegend von Paris sind an solchem Abend so überfüllt, so erstickend heiß! Dazu alle die erkünstelte Lustigkeit, das alberne Lachen, das heisere Singen erschöpfter Stimmen, die nur noch zu heulen vermögen. Monsieur Chèbe freilich fühlte sich hier in seinem Element.

Er konnte sich am Schalter drängen und stoßen lassen, sich über verspätete Züge ärgern, auf den Bahnhofsinspektor, die Eisenbahngesellschaft, die Regierung schimpfen und laut genug, um von den Umstehenden gehört zu werden, gegen Delobelle bemerken: „Was meinen Sie ... wenn etwas Aehnliches in Amerika geschähe? ...“ worauf dieser berühmte Künstler mit so ausdrucksvoller, überlegener Miene, ein: „Gewiß! gewiß!“ zur Antwort gab, daß sich ihren Nachbarn die Ueberzeugung aufdrängen mußte, die beiden wüßten ganz genau, was unter ähnlichen Umständen in Amerika geschehen würde. — Natürlich wußte der eine so wenig davon wie der andre, aber der Menge imponierten sie.

Während des langen Wartens auf die Abendzüge saß Sidonie neben Franz, hatte die Hälfte seines Straußes auf dem Schoße und fühlte sich wie vernichtet inmitten des lärmenden Treibens. Von dem Bahnhofe aus, der von einer einzigen Lampe beleuchtet war, sah sie draußen dunkles Gebüsch, hin und wieder von der verlöschenden Illumination des ländlichen Festes durchbrochen, eine dunkle Dorfstraße,

Gruppen herankommender Fahrgäste oder eine schwankende Laterne über einem verödeten Perron.

Von Zeit zu Zeit flog ohne anzuhalten, einen Funkenregen vorsprühend und seinen Dampf aushauchend, ein Zug hinter den Glasthüren vorüber. Dann erhob sich im Bahnhofe stürmisches Geschrei und Gestampfe, von Monsieur Chèbes dünner Stimme übertönt, die in schrillen Möwenlauten ausrief: „Stoßt die Thüren ein! stoßt die Thüren ein!“ Dergleichen selbst zu thun, würde sich der kleine Mann nicht erkühnt haben, da er vor den Gendarmen tödliche Angst hatte. Nach wenigen Augenblicken legte sich denn auch der Sturm; müde Frauen, deren Haar vom Winde zerzaust war, schliefen auf den Bänken ein; überall gab es zerdrückte und zerrissene Gewänder, weiße, ausgeschnittene, mit Staub bedeckte Kleider.

Die ganze Luft war von Staub erfüllt; mit jedem Atemzuge wurde er eingesogen; er fiel von den Kleidern, stieg unter den Füßen auf, verdunkelte die Lampe, umschleierte die Augen, umgab jedes Antlitz mit einem Nebelschleier. Auch die Waggons, in die man nach stundenlangem Warten einstieg, waren davon durchdrungen. — Sidonie öffnete das Fenster und sah auf die dunkle Ebene, die endlose schwarze Linie des Horizontes hinaus, bis in der Nähe der Festungswerke die Laternen der äußeren Boulevards wie zahllose Sterne aufleuchteten.

Damit war der traurige Feiertag aller dieser armen Leute abgeschlossen, denn bei dem Anblick der Stadt fiel jedem die Arbeit des folgenden Tages wieder ein. Auch Sidonie, so freudlos ihr Sonntag gewesen war, beklagte nun sein Ende; sie gedachte der Reichen, für welche das ganze Leben aus Feiertagen besteht, und undeutlich wie im Traume stieg das Bild der langen, schattigen Gartenwege vor ihr auf, die sie heute gesehen hatte. Auf ihrem feinen Kies lustwandelten jene Glücklichen, während draußen vor dem Parkgitter, im Staube der Landstraße der Sonntag der

Armen hastigen Schrittes vorüberging und kaum Zeit fand, einen Augenblick stillzustehen, um jene Reichen zu betrachten und zu beneiden.

So war das Leben der kleinen Chèbe vom dreizehnten bis zum siebzehnten Jahre.

Ohne die mindeste Aenderung herbeizuführen gingen diese Jahre dahin. Madame Chèbes Kaschmirshawl hatte sich noch mehr abgenutzt und das lila Kleidchen hatte noch einige Auffrischungen erfahren, das war alles. Außerdem aber begann Franz, der inzwischen ein junger Mann geworden war, die heranwachsende Sidonie mit stiller Erregung zu betrachten und sie mit Aufmerksamkeiten zu überhäufen, die seine Liebe allen verständlich machten, nur dem kleinen Mädchen nicht.

Ueberhaupt schien nichts im stande, der kleinen Chèbe Interesse einzuflößen. Im Atelier that sie schweigend und gewissenhaft ihre Pflicht, ohne dabei an die Zukunft oder den Erwerb zu denken. Alles, was sie that, machte den Eindruck, als ob es nur in Erwartung andrer Dinge geschähe.

Franz dagegen arbeitete seit einiger Zeit mit ungewöhnlichem Eifer, mit jener Anspannung, die einem fernen Ziele zustrebt. So geschah es, daß er mit einundzwanzig Jahren als „Zweiter" und mit dem Grade eines Ingenieurs aus der Ecole centrale entlassen wurde.

Am Abend dieses denkwürdigen Tages führte Risler die Familie Chèbe ins Gymnasetheater und während der ganzen Vorstellung tauschten er und Madame Chèbe, hinter dem Rücken der Kinder, vielbedeutende Zeichen und Blicke aus. Beim Fortgehen legte Madame Chèbe feierlich Sidoniens Arm in den des jungen Mannes, und sah dabei aus, als ob sie zu dem Verliebten sagen wollte: „Vorwärts, mein Junge, die Geschichte ins reine zu bringen ist deine Sache."

Franz versuchte denn auch wirklich, das zu thun.

Es ist ein weiter Weg vom Gymnasetheater nach dem Marais. Nach wenigen Schritten ist der Glanz der Boule-

vards verschwunden, die Trottoirs werden immer dunkler und menschenleerer. Franz begann von der Aufführung zu sprechen . . . er liebte so gefühlvolle Stücke, wie das heutige.

„Und Sie, Sidonie?“

„Ich? Sie wissen ja, Franz, daß es mir nur auf das Kostüm ankommt.“

Das war denn auch wirklich das einzige, worauf sie im Theater acht gab; sie gehörte nicht zu den empfindsamen Wesen à la Bovary, die eine Blumenlese schön klingender Liebesbeteuerungen und ein konventionelles Ideal aus dem Theater heimtragen. Nein! was in ihr durch das Schauspiel geweckt wurde, war nur ein wahnsinniges Verlangen nach Eleganz und Luxus, und das einzige, was sie daraus forttrug, waren neue Kleiderschnitte und Haarfrisuren. Die übertrieben modernen Anzüge der Schauspielerinnen, ihre Art zu gehen, ihre gezierte Sprache erschienen Sidonie als höchste Feinheit; dazu der brutale Glanz der Vergoldungen, die Lichter, die Wagenreihe vor dem Eingange, alles das ungesunde Lärmen und Treiben, welches durch ein beliebtes Stück veranlaßt wird — das war es, was ihr gefiel, was sie interessierte.

„Wie gut haben sie die Liebesscene gespielt!“ begann Franz Risler aufs neue, und als er das Wort „Liebe“ aussprach, beugte er sich zärtlich zu dem hübschen Köpfchen nieder, aus dessen weißwollener Kapuze das lockige Haar hervorquoll.

Sidonie seufzte.

„Ach ja, die Liebesscene! . . . und die Schauspielerin hatte so schöne Diamanten!“

Es entstand eine kurze Pause; die Erklärung wurde dem armen jungen Manne schwer; er fand die rechten Worte nicht und plötzlich überfiel ihn unüberwindliche Angst, so daß er die Entscheidung hinausschob.

„Wenn wir an der Porte Saint Denis vorüber sind . . . wenn wir den Boulevard verlassen haben,“ sagte er zu sich selbst. Aber als sie dort ankamen, plauderte Sidonie von so gleichgültigen Dingen, daß ihm das Wort auf den Lippen

erstarrte, oder sie wurden durch einen Wagen aufgehalten, so daß die Eltern wieder herankamen.

Endlich, als sie den Marais erreichten, nahm er seinen Mut zusammen: „Höre mich an, Sidonie . . . ich liebe dich . . .“ — — — — — — — — — — — — — — —

Mutter und Tochter Delobelle waren diesen Abend lange aufgeblieben. Die beiden fleißigen Frauen hatten sich gewöhnt, ihren Arbeitstag bis tief in die Nacht zu verlängern, und ihre Lampe war immer eine der letzten, welche in der stillen Rue de Braque ausgelöscht wurden, und niemals gingen sie vor der Heimkehr des großen Mannes zu Bette, für den in der warmen Kaminasche ein kräftiges Abendbrot bereit stand.

Solange er in Thätigkeit gewesen war, hatte das seine Berechtigung. Schauspieler essen früh zu Mittag und verlassen die Bühne mit einem Heißhunger, den sie befriedigen müssen, wenn sie nach Hause kommen. Delobelle spielte nun zwar schon lange nicht mehr, da er jedoch, wie er zu sagen pflegte, nicht das Recht hatte, dem Theater zu entsagen, nährte er seine Chimäre mit allen möglichen Angewohnheiten, die den Schauspielern eigen sind. Auch das Abendessen nach der Heimkehr gehörte dazu, und ebenso, daß diese nicht eher erfolgte, als bis das letzte Boulevardtheater seine Gaslaternen ausgelöscht hatte. Ohne Abendessen und zu derselben Stunde zu Bett zu gehen, wie andre Bürgersleute, hieß seiner Meinung nach auf den Kampf verzichten. — Zum Teufel auch — er verzichtete nicht!

An dem Abend, von dem wir erzählen, war der Schauspieler noch nicht heimgekommen, und die Seinigen warteten arbeitend und plaudernd auf sein Erscheinen. Trotz der späten Stunde waren sie lebhaft angeregt, denn sie hatten den ganzen Abend von Franz gesprochen, von seinem Erfolge und der Zukunft, die ihn erwartete.

„Das einzige, was ihm noch fehlt, ist eine gute, kleine Frau,“ meinte Mutter Delobelle.

Auch Désirée war derselben Meinung: Franz brauchte

nichts mehr zu seinem Glücke, als eine gute, kleine, thätige Frau, die arbeitsam und fröhlichen Mutes war und in der Liebe zu ihm sich selbst vergaß. Wenn Désirée das mit so großer Bestimmtheit aussprach, so geschah es, weil sie mit der Frau, deren Franz Risler bedurfte, auf dem vertrautesten Fuße stand. Sie war nur um ein Jahr jünger als er, gerade das richtige Verhältnis, daß der Mann älter ist, als die Frau, sie aber doch mit mütterlicher Sorgfalt ihm zur Seite stehen kann.

War sie hübsch? . . .

Nein, das eigentlich nicht, aber auch nicht häßlich, und anmutig trotz ihres Gebrechens — denn sie hinkte, die arme Kleine. Dabei war sie feinsinnig, klug und liebte ihn so sehr. Niemand außer Désirée konnte wissen, wie innig die Zuneigung des kleinen Wesens für Franz Risler war, seit wie vielen Jahren sie bei Tag und Nacht an ihn dachte. Er selbst schien das nicht bemerkt zu haben und hatte nur Augen für das Backfischchen Sidonie. Aber was lag daran? Stille Liebe ist so beredt — verschwiegene Empfindung kann so mächtig wirken . . . wer weiß, ob nicht eines Tages . . .

Und wieder einmal nahm die kleine Lahme, indes sie sich über die Arbeit beugte, ihren Flug in das Gebiet der Träume, in welchem sie häufig vom Krankensessel aus, einen Schemel unter den Füßen, weite Reisen machte. — Wunderbare, glückselige Reisen, von denen sie mit dem Vertrauen einer geliebten Frau, auf den Arm Franz Rislers gestützt, lächelnd heimkehrte. Auch ihre Hände nahmen teil an diesen Träumen, und das Vögelchen, dessen zerdrückte Schwingen sie wieder glättete, sah bald danach aus, als ob es sich an der Reise beteiligen, leicht und fröhlich wie sie selbst in alle Weite hinaus fliegen wolle.

Plötzlich wurde die Thür geöffnet.

„Ich störe doch nicht?“ fragte eine triumphierende Stimme.

Die Mutter, die ein bißchen eingeschlafen war, schrak empor.

„Sie, Monsieur Franz? . . . Bitte, treten Sie näher . . . wir warten noch auf meinen Mann, wie Sie sehen. Die

Künstler sind nun einmal Nachtvögel ... Setzen Sie sich und essen Sie mit ihm zu Abend."

„Nein, ich danke sehr!" antwortete Franz, dessen Lippen vor Gemütsbewegung blaß waren. „Ich danke sehr ... aufhalten will ich mich nicht ... aber ich sah noch Licht durch die Thürspalten und komme nur, um Ihnen zu sagen ... um Ihnen ein großes Ereignis mitzuteilen, über das Sie sich freuen werden ... weiß ich doch, daß Sie mich lieb haben ..."

„Großer Gott! was gibt es denn?"

„Ihre Verlobung beehren sich anzuzeigen, Franz Risler und Sidonie Chèbe."

„Wirklich! ... und ich habe eben erst gesagt, daß Sie zu Ihrem Glücke nichts weiter brauchten, als eine gute kleine Frau!" rief Mama Delobelle, indem sie aufstand und ihm um den Hals fiel.

Désirée war unfähig, auch nur ein Wort zu sagen. Sie beugte sich nur noch tiefer auf ihre Arbeit, und da Franz nur sein eignes Glück vor Augen hatte und da Mama Delobelle nur das Zifferblatt der Uhr beobachtete, um die Rückkehr des großen Mannes zu berechnen, bemerkte niemand, wie tief bewegt die kleine Lahme war, wie blaß ihr Gesicht, und wie krampfhaft das Vögelchen zitterte, das mit zurückgesunkenem Kopfe, wie zum Tode verwundet, in ihren Händen lag.

---

## Viertes Kapitel.

## Geschichte der kleinen Chèbe. — Die Johanniswürmchen von Savigny.

Savigny-sur-Orge.

„Meine liebe Sidonie!

„Gestern saß ich etwas verstimmt am Tische des großen, Dir bekannten Eßzimmers, dessen Thüren nach der mit Blumen bedeckten Terrasse offen standen. Großpapa war den ganzen

Morgen übler Laune gewesen und meine arme Mutter wagte nicht ein Sterbenswort zu sagen, so eingeschüchtert wird sie durch die finsteren Brauen, die hier im Hause das Kommando führen. Ich bedachte, daß es traurig ist, in den schönen Sommertagen und so schöner Umgebung allein zu sein, und daß es mir angenehm sein würde, jetzt — nachdem ich das Kloster verlassen habe, und die ganze gute Jahreszeit auf dem Lande zubringen werde — wieder, wie ehemals, jemand zu haben, mit dem ich Wald und Heckenwege durchstreifen kann.

„Georges kommt wohl von Zeit zu Zeit heraus, aber immer sehr spät, nur zum Mittagessen und fährt am nächsten Morgen, noch ehe ich aufwache, wieder mit Papa in die Stadt. Ueberdies ist Monsieur Georges ein ernster Mann geworden; er arbeitet in der Fabrik und Geschäftssorgen umdüstern seine Stirne. So weit war ich in meinen Betrachtungen gekommen, als sich plötzlich Großpapa zu mir wendete und fragte: ‚Was ist denn aus deiner kleinen Sidonie geworden? Es wäre mir angenehm, wenn sie auf einige Zeit hierher käme.‘

„Wie mich das freute, kannst Du Dir wohl denken: Welch ein Glück, sich wiederzusehen und die Freundschaft wieder anzuknüpfen, die nur das Leben gelockert hat, nicht unsre Schuld. Wieviel werden wir uns zu erzählen haben und wie sehr bedürfen wir der Heiterkeit, die Du uns mitbringst — Du, die allein im stande ist, dem gefürchteten Großpapa die Stirne zu glätten. Unser schönes Savigny ist gar zu öde! Denke Dir, daß ich zuweilen einen Anfall von Eitelkeit habe; ich putze mich, kräusle mein Haar, ziehe ein elegantes Kleid an und gehe in den Alleen spazieren, bis mir einfällt, daß ich mich nur für Schwäne, Enten, meinen Hund Kiß und die Kühe so schön gemacht habe, die sich nicht einmal umsehen, wenn ich auf der Wiese an ihnen vorüberkomme. Dann gehe ich ärgerlich nach Hause, um ein Linnenkleid anzuziehen, sehe im Pachthofe, in Küche und Speisekammer nach dem Rechten — und ich glaube wirklich, daß mir die Langeweile gut gethan hat, und daß ich einst eine gute Hausfrau sein werde.

„Glücklicherweise ist die Jagdzeit nahe und ich hoffe, daß sie mir einige Zerstreuungen bringen wird. Georges und mein Vater, die beide eifrige Jäger sind, werden häufiger kommen, und dann wirst Du hier sein. — Denn, nicht wahr, Du antwortest mir gleich, daß wir Dich erwarten dürfen. Herr Risler sagte neulich, Du befändest Dich nicht gut. — Die Luft von Savigny wird Dir wohl thun.

„Alle Hausgenossen erwarten Dich und ich vergehe vor Ungeduld. Deine Claire.“

Nachdem sie diesen Brief geschrieben hatte, setzte Claire Fromont einen großen Strohhut auf, denn es war ein schöner, heißer Tag zu Anfang August, und trug ihre Einladung selbst nach dem Briefkasten, aus welchem der Postbote die Korrespondenz der Schloßbewohner jeden Morgen im Vorübergehen mitnahm.

Der Kasten befand sich am Ende des Parkes, an einer Biegung der Landstraße. Einen Augenblick blieb Claire stehen, um die Bäume am Wege und die umliegenden, im Sonnenschein schlummernden Wiesen zu betrachten. In der Ferne brachten Schnitter die letzten Garben ein, noch weiter hin wurde gepflügt, aber für das junge Mädchen wurde der schwermütige Eindruck dieser lautlosen Arbeit durch die Vorfreude auf das Wiedersehen der Freundin verdrängt, und kein Windhauch kam von den Hügeln am Horizonte herüber, keine warnende Stimme erklang aus den Baumwipfeln, keine Ahnung hielt sie davon ab, den verhängnisvollen Brief fortzuschicken. Sobald sie wieder im Schlosse war, ging sie eifrig ans Werk, ein hübsches Zimmer neben dem ihrigen für Sidonie einrichten zu lassen.

Von dem grünen, mit Glycinien und Geißblatt umrankten Gartenpförtchen des Schlosses legte der Brief seinen Weg nach Paris glücklich zurück und gelangte denselben Abend, mit dem Poststempel von Savigny und wie durchhaucht von frischer Landluft, in die fünfte Etage der Rue de Braque.

Das war ein Ereignis! Dreimal wurde der Brief gelesen und acht Tage lang blieb er, bis zur Abreise, auf dem Kaminsims neben den Heiligtümern der Madame Chèbe, einer Stutzuhr und zwei Schalen aus der Kaiserzeit, ausgestellt. Für Sidonie war er wie ein wunderbarer, entzückender, verheißungsvoller Roman, den sie ohne ihn zu öffnen lesen konnte, indem sie nur das weiße Couvert betrachtete, das mit Claires Namenschiffre geschmückt war.

Von ihrer Heirat war jetzt nicht mehr die Rede. Die Hauptsache war jetzt, sich für den Besuch im Schlosse auszurüsten. Damit hatte man vollauf zu thun, mußte überlegen, zuschneiden, Kleider anprobieren, eine kleidsame Haartracht auswählen. Armer Franz! ... wie schwer wurde ihm das Herz bei diesen Vorbereitungen. Der Ausflug nach Savigny schob die Hochzeit — die Sidonie ohnehin, warum wußte er nicht — zu verzögern suchte, noch weiter hinaus. Besuchen durfte er sie nicht, und wer mochte sagen, wie lange sie ausblieb, wenn sie dort von Vergnügen und Festlichkeiten umgeben war?

Die beiden Delobelles wurden die Vertrauten des verzweifelnden Bräutigams und er achtete weder darauf, wie schnell Désirée aufstand, wenn er erschien, um ihm an ihrer Seite am Arbeitstische Platz zu machen, noch wie lebhaft gerötet ihr Gesicht, wie glänzend ihre Augen waren, wenn sie sich wieder setzte.

Seit einigen Tagen wurde nicht mehr in „Käfern und Vögeln für Modeartikel“ gearbeitet. Mutter und Tochter säumten rosa Volants für Sidoniens Kleid, und niemals hatte die kleine Lahme mit solcher Freude genäht. Sie war nicht umsonst die Tochter Delobelles!

Von ihrem Vater hatte Désirée die Fähigkeit geerbt, sich in Täuschungen einzuwiegen, ihre Hoffnungen bis an die Grenzen des Möglichen festzuhalten und selbst darüber hinaus. Während Franz ihr sein Liebesleid klagte, sagte sie sich, daß er nach Sidoniens Abreise täglich kommen würde

— wenn auch nur, um von der Abwesenden zu sprechen, daß sie ihn wieder und wieder an ihrer Seite haben werde, daß sie miteinander aufbleiben würden — den Vater zu erwarten, und daß ihm vielleicht eines Abends, während er sie beobachtete, zum Bewußtsein kommen würde, welch ein Unterschied zwischen dem Frauenherzen ist, das liebt, und dem, das sich nur lieben läßt.

Der Gedanke, daß jeder ihrer Stiche Sidoniens ungeduldig erwartete Abreise beschleunige, gab ihrer Nadel eine ungewöhnliche Arbeitskraft und mit Schrecken sah der arme Liebende, wie Volants und Rüschen sichtlich wuchsen und sich zu kleinen wellenartigen Bergen aufhäuften.

Sobald das rosa Kleid fertig war, reiste Mademoiselle Chèbe nach Savigny ab.

Herrn Gardinois' Schloß lag im Thale der Orge, am Ufer des lieblichen, launenhaften Flüßchens, das zwischen Mühlen, Inselchen, Schleusen und weiten Rasenflächen hinfließt. Das Herrenhaus, ein altes Gebäude aus der Zeit Ludwig XV. mit niedrigen Mauern und hohem Dach, trug das schwermütige Gepräge veralteter Vornehmheit. Breite Freitreppen, verrostete Eisengitter, alte, vom Regen zerfressene Steinvasen, mit blühenden Blumen gefüllt; soweit das Auge reichte, lange zerbröckelnde Mauern, die sich an einem sanften Abhange bis an den Fluß hinunter zogen und von den massigen Schieferdächern des Schlosses überragt wurden. In ihrer Umfriedigung lagen auch die Backsteingebäude der Meierei und der herrliche Park mit seinen Linden, Eschen, Pappeln und Kastanienbäumen, deren dichte, dunkle Massen nur hie und da durch die Wölbung einer Allee unterbrochen wurden.

Den schönsten Schmuck des alten Besitztums bildete jedoch das Wasser, das seine Stille belebte und ihm etwas Festliches verlieh. Savigny besaß außer dem Flusse mehrere Quellen, Brunnen und große Teiche, die den Sonnenuntergang in aller Herrlichkeit wiederspiegelten und sich dem alten,

moosigen, einem verwitterten Steine am Bachufer gleichenden Bauwerk vortrefflich anpaßten.

Leider waren, wie in vielen der bewunderungswürdigen Sommerwohnungen bei Paris, deren sich die Parvenus des Handels und der Börse bemächtigt haben, die Schloßbewohner nicht in Harmonie mit ihrem Aufenthalt.

Seitdem der alte Gardinois sein Schloß gekauft hatte, war er emsig bemüht, das Schöne, das ihm der Zufall in die Hände gegeben, nach Möglichkeit zu zerstören. Er ließ der Aussicht wegen Bäume fällen, verunstaltete seinen Park durch geschmacklose Zäune, um Vagabunden den Eintritt zu wehren, und verwendete seine ganze Sorgfalt auf einen prachtvollen Nutzgarten, der ihm einen reichen Ertrag an Früchten und Gemüsen lieferte und ihm infolgedessen mehr als alles übrige wie sein Eigentum, ein gutes Ackerland — des Bauern Stolz und Freude — erschien.

Auch die großen Säle, deren Wandgemälde im Herbstnebel verblaßten, die mit Wasserrosen überwucherten Teiche, die Brückchen und Muschelgrotten hatten nur Wert für ihn, weil sie die Bewunderung der Fremden erregten und überdies zu dem Dinge gehörten, das der Eitelkeit des ehemaligen Viehhändlers schmeichelte: zu dem Schlosse nämlich.

Da ihn sein vorgerücktes Alter am Jagen und Fischen verhinderte, brachte er seine Zeit mit Ueberwachung der erbärmlichsten Kleinigkeiten zu. Das Futter der Hühner, der Preis des letzten Grummets, die Zahl der ausgedroschenen, in einem prachtvollen Speicher aufgestapelten Garben, gaben ihm zu tagelangem Schelten Veranlassung, und wer von ferne das schöne Savigny erblickte, das Schloß in der Mitte des Abhanges, das Flüßchen, das am Fuße desselben einen breiten Spiegel bildete, die hohen von Epheu bewachsenen Terrassen, die gewaltigen Grundpfeiler, die den Parkmauern als Stütze dienten, ahnte schwerlich, wie engherzig und geistesarm der Besitzer aller dieser Herrlichkeiten war.

Monsieur Gardinois, der sich in Paris in der Unthätig-

keit des Reichtums langweilte, blieb das ganze Jahr über draußen, wo ihm während der Sommermonate die Familie Fromont Gesellschaft leistete. Madame Fromont, seine Tochter, war eine sanfte, beschränkte Frau, die des Vaters rohe Tyrannei von Jugend auf an blinden Gehorsam gewöhnt hatte. Auch ihrem Gatten gegenüber verharrte sie in derselben gedrückten Haltung, und alle seine Güte, alle seine unwandelbare Nachsicht war nicht im stande, das verschüchterte Wesen aufzurichten, das immer demütig, schweigsam, gleichgültig und unzurechnungsfähig blieb. Da sie sich nie um Geschäftsangelegenheiten gekümmert hatte, war sie reich geworden, ohne etwas davon zu bemerken und ohne es zu genießen. Ihre schöne Wohnung in Paris und das prächtige Schloß ihres Vaters waren ihr nur unbequem; sie machte sich darin so klein wie nur irgend möglich, ihr ganzes Dasein wurde von ihrer einzigen Leidenschaft, ihrer wahnsinnigen Ordnungsliebe ausgefüllt und ihre einzige Beschäftigung war, eigenhändig und ohne Aufhören Spiegel, Thüren und Vergoldungen abzustäuben und blank zu reiben.

Wenn die sonderbare Frau im Hause nichts zu säubern fand, nahm sie Uhrketten, Ringe und Broschen vor, reinigte ihre Kameen, ihre Perlen, und hatte im Trauringe ihren und ihres Mannes Namenszug so lange blank geputzt, bis die Buchstaben vollständig verschwunden waren. Ihre Manie begleitete sie auch nach Savigny. In den Gartenwegen suchte sie die trockenen Zweige zusammen, kratzte mit der Spitze des Sonnenschirmes das Moos von den Bäumen, hätte die Baumblätter abstäuben, die alten Stämme abkehren mögen und fühlte eine Regung von Neid, wenn sie mit der Eisenbahn an den Reihen kleiner, weißgetünchter Villen mit glänzenden Messingschildern und einer blanken Glaskugel in den kleinen, langgestreckten Gärten, die wie Kommodeschubladen aussahen, vorüberkam — das war ihr Ideal eines Landhauses.

Auch ihr Mann, der nur im Fluge und immer von Geschäftsangelegenheiten in Anspruch genommen nach Savigny

kam, hatte wenig Genuß davon; Claire war die einzige, die sich in seinem herrlichen Park wirklich heimisch fühlte. Sie kannte jedes Winkelchen desselben, hatte — wie alle einsamen Kinder, die auf sich selbst angewiesen sind, ihre Lieblingspflanzen, deren Gedeihen sie überwachte, ihre Lieblingswege und Plätze, ihre Lieblingsbäume und ihre Lieblingsbank zum Lesen. Die Tischglocke überraschte sie oft am andern Ende der Besitzung, dann kam sie atemlos, vergnügt, wie gebadet in frischer Luft zum Essen. Es war als ließen die Schatten der hohen Hecken, die so oft über ihre Stirne glitten, einen sanften Ernst darauf zurück und in ihren großen Augen spiegelte sich das geheimnisvoll aufleuchtende Grün der Teiche.

Die Schönheit dieser Besitzung hatte das junge Mädchen vor der Kleinlichkeit und Trivialität ihrer Hausgenossen bewahrt. Der alte Gardinois konnte sie stundenlang von der Schlechtigkeit seiner Lieferanten und Dienstboten unterhalten oder ihr vorrechnen, um wie viel er in jedem Monat, jeder Woche, jedem Tage, jeder Minute bestohlen werde, während sich ihre Mutter in lauten Klagen über Mäuse, Motten, Staub und Feuchtigkeit erging, die sämtlich auf die Zerstörung ihres Eigentums erpicht und gegen ihre Schränke verschworen sein müßten. Aber nicht eine Silbe dieser blödsinnigen Gespräche haftete in Claires Gedächtnis; ein rascher Gang um den Rasenplatz, eine Lesestunde am Teich gaben dieser edeln, kraftvollen Seele Ruhe und Gleichgewicht wieder.

Für den Großvater war Claire ein seltsames Wesen, das nicht in seinen Familienkreis gehörte. Schon als Kind war sie ihm durch ihre großen, klaren Augen, ihr gerades Urteil lästig geworden, vor allem aber vermißte er in ihr die Gleichgültigkeit und Unterwürfigkeit seiner Tochter.

„Die wird 'mal ebenso hochmütig und wunderlich wie ihr Vater," sagte er, wenn er verdrießlich war.

Nein, viel besser gefiel ihm die kleine Chèbe, die zuweilen mit nach Savigny kam, um im Garten zu spielen. Hier fühlte er sich einer verwandten Natur gegenüber, einem

Wesen, das aus demselben gewöhnlichen Stoff gebildet war, wie er selbst und das schon damals durch einen lächelnden Zug um die Mundwinkel Regungen des Neides und der Begehrlichkeit verriet. Ueberdies zeigte das kleine Mädchen ein Erstaunen, eine naive Bewunderung für seinen Reichtum, die der Eitelkeit des Parvenus schmeichelten, und wenn er sie zuweilen neckte, antwortete sie ihm mit den drollig-witzigen Wendungen eines Pariser Vorstadtkindes und das ausdrucksvolle Mienenspiel ihres feinen, blassen Gesichtchens gab der Trivialität der Ausdrucksweise einen gewissen pikanten Reiz. So kam es, daß der gute Mann sie nicht vergessen hatte.

Jetzt besonders, als Sidonie nach langer Abwesenheit mit ihren welligen Haaren, ihrer zierlichen Gestalt, ihrem lebhaften, ausdrucksvollen Gesichtchen — Vorzügen, welche die etwas gezierte Anmut eines Ladenmädchens würzte — in Savigny erschien, gefiel sie sehr. Der alte Gardinois, der voll Erstaunen statt des Kindes, das er erwartete, ein erwachsenes Mädchen ankommen sah, fand sie hübscher und besser angezogen, als seine Enkelin.

In der That war Sidoniens Haltung als sie in der großen Kutsche von der Eisenbahn abgeholt wurde, gar nicht übel; es fehlte ihr nur, was ihre Freundin so schön und reizend erscheinen ließ: der ruhige Anstand, die sichere Gewandtheit, das ungekünstelte Wesen. Sidonie war gewissermaßen ihrer Kleidung gleich; geringer, billiger Stoff, aber nach dem Geschmack des Tages verwendet; wertloser Flitterkram, wenn man will, dem aber die Mode, diese launenhafte, bezaubernde Fee, Farbe, Form und Ausputz gegeben hatte. Paris liefert für diese Art der Kleidung eine besondre Art von Gesichtern, denen jeder Anzug, jede Haartracht steht, weil sie keinen besondern Charakter haben; zu diesen Gesichtern gehörte das der kleinen Chèbe.

Welch ein Entzücken war es für sie, als der Wagen in die lange, dunkle Allee hundertjähriger Ulmen einbog, an deren Ende das Gitterthor von Savigny für sie geöffnet

stand. Von diesem Tage an wurde ihr das märchenhafte Dasein zu teil, das sie so lange nur geträumt hatte; von jeder Art Luxus sah sie sich umgeben, in der prächtigen Einrichtung der hohen Gemächer, dem Reichtum der Gewächshäuser und des Pferdestalles, in allen jenen Kleinigkeiten, in denen er sich gleichsam zum köstlichen Parfüm verdichtet, von welchem ein Tropfen genügt, um das ganze Zimmer zu durchduften. So wirkten auf sie die Blumenkörbe der Tafel, der gemessene Ton der Dienstboten, der Ausdruck der Gleichgültigkeit und Langeweile, in dem Madame Fromont das Anspannen befahl.

Und wie behaglich fühlte sie sich inmitten der verfeinerten Lebensgewohnheiten der Reichen! Das war die ihr zusagende Existenz; es kam ihr vor, als ob sie niemals eine andre gekannt hätte.

Plötzlich wurde sie durch einen Brief Franz Rislers ihrer Trunkenheit entrissen und in die Wirklichkeit zurückgerufen, auf ihr zukünftiges elendes Dasein als Frau eines kleinen Beamten verwiesen, an die ärmliche kleine Wohnung erinnert, die sie mit ihrem Gatten im oberen Stockwerk eines düsteren Hauses bewohnen würde, dessen dumpfe, vom Hauch der Armut erfüllte Luft sie schon jetzt zu atmen glaubte.

Sollte sie ihre Verlobung lösen?

Das war leicht geschehen, da sie nur durch ein Versprechen gebunden war. Aber ob sie es nicht zu bereuen hatte, wenn sie den Bewerber zurückstieß?

In ihrem von Ehrgeiz bethörten Köpfchen tauchten allerlei seltsame Einfälle auf. Zuweilen, wenn Großvater Gardinois — der ihr zu Ehren seine altmodischen Jagdjoppen und wollenen Westen abgelegt hatte — mit ihr scherzte und sich ein Vergnügen daraus machte, ihr zu widersprechen, um eine ihrer pikanten Antworten zu erhalten, sah sie ihm, ohne etwas zu erwidern, starr in die Augen. Ach! wenn er doch nur zehn Jahre jünger gewesen wäre! — Aber der Gedanke, Madame Gardinois zu werden, nahm sie nicht

lange in Anspruch, denn bald traten eine neue Persönlichkeit und neue Hoffnungen in ihr Leben ein.

Georges Fromont, der bisher eigentlich nur Sonntags nach Savigny gekommen war, hatte — seit Sidoniens Ankunft — begonnen, sich beinahe täglich zum Diner einzustellen.

Er war ein großer, schlanker, blasser, junger Mann von eleganter Haltung. Früh verwaist, war er von seinem Onkel Fromont erzogen, sollte dereinst sein Nachfolger im Geschäft und aller Wahrscheinlichkeit nach Claires Gatte werden. Diese vorausbestimmte Zukunft ließ ihn ziemlich kalt. Für den Handel interressierte er sich nicht und zu Claire hatte er jene brüderliche Zuneigung, jenes durch gemeinsame Erziehung bedingte Vertrauen, das — von seiner Seite wenigstens — wärmere Gefühle ausschloß.

Im Verkehr mit Sidonie dagegen fühlte er sich gleichzeitig befangen, verschüchtert und angeregt, hatte den Wunsch, zu gefallen, war ein andrer Mensch, als bisher. Sie besaß jene gemachte, etwas dirnenhafte Anmut, welche diesem jungen Lebemann gefallen mußte, und es währte nicht lange, bis sie den Eindruck bemerkte, den sie auf ihn hervorbrachte.

Wenn die beiden jungen Mädchen im Park spazieren gingen, dachte immer Sidonie zuerst an den Pariser Zug. Dann eilten sie an das Gitterthor, um nach den Ankommenden zu sehen, und Georges' erster Blick fiel immer auf Mademoiselle Chèbe, die etwas hinter ihrer Freundin stand, aber mit jener Haltung und Miene, welche die Aufmerksamkeit herausfordern. Dies stumme Spiel wurde eine Weile fortgesetzt; sie sprachen nicht von Liebe, aber jedes Wort, jedes Lächeln, das sie austauschten, war ein Geständnis, oder ein Abwehren.

An einem bewölkten, schwülen Sommerabend, als die Freundinnen gleich nach dem Diner in einem der langen Heckenwege spazieren gingen, gesellte sich auch Georges zu ihnen. Sie plauderten von gleichgültigen Dingen, während sie den Kies unter ihren langsamen Schritten knirschen ließen, als vom Schlosse her Madame Fromonts Stimme nach der

Tochter rief. Georges und Sidonie blieben allein und gingen, den weißleuchtenden Weg verfolgend, langsam weiter, ohne zu sprechen oder sich einander zu nähern.

Ein warmer Hauch zog durch die Hecken, die Wellen des Teiches schlugen leise an die Pfeiler der kleinen Brücke und die vom Winde verstreuten Blüten der Akazien und Linden durchdufteten die schwere Luft; eine gewitterschwüle, zitternde Atmosphäre umgab die beiden, und aus der Tiefe ihrer verschleierten Augen brach hin und wieder eine Glut, dem Wetterleuchten gleich, das am Horizont aufzuckte.

„Oh! die schönen Johanniswürmchen!“ rief Sidonie; das geheimnisvolle Getön, das in ihr Schweigen hineinklang, bedrückte sie.

Rings um den Rasenplatz schwebten die ruhelosen, grünlichen Funken und erleuchteten einzelne Grashalme. Sie bückte sich, um einen derselben auf ihren Handschuh zu legen; Georges kniete dicht neben ihr nieder und, tief auf den Rasen gebeugt, so daß ihre Haare, ihre Wangen sich streiften, sahen sie sich im Licht der Glühwürmchen eine Minute lang an. Wunderbar reizend erschien sie ihm, in dem grünlichen Schimmer, der zu ihrem geneigten Antlitz aufleuchtete und sich in den Wellen des feinen lockigen Haares verlor. Leise legte er den Arm um ihre Hüfte, und als er fühlte, daß sie zurücksank, preßte er sie leidenschaftlich an sich.

„Was sucht ihr denn?“ fragte plötzlich eine Stimme; Claire stand im Dunkeln hinter ihnen.

Georges erschrak so heftig, daß er zitterte und mit seiner zugeschnürten Kehle kein Wort zu sagen vermochte. Sidonie dagegen stand ruhig auf und erwiderte, indem sie ihre Röcke schüttelte: „Johanniswürmchen . . . sieh nur, wie viele heute abend da sind . . . und wie sie glänzen . . .“

Auch ihre Augen strahlten in ungewöhnlichem Glanze.

„Das kommt wohl vom Gewitter,“ murmelte Georges, noch immer bebend.

Das Gewitter war in der That dem Ausbruch nahe.

Hin und wieder trieb der Wind ein Gemisch von Staub und Blättern von einem Ende des Heckenweges zum andern. Nach wenigen Schritten kehrten die drei in den Salon zurück. Die jungen Mädchen nahmen ihre Arbeit zur Hand, Georges versuchte eine Zeitung zu lesen und Madame Fromont rieb ihre Ringe blank, während der alte Gardinois mit seinem Schwiegersohn im angrenzenden Zimmer Billard spielte.

Wie lang wurde Sidonie dieser Abend! Sie sehnte sich unbeschreiblich nach dem Alleinsein, um ihren Gedanken nachhängen zu können. Und als sie endlich in ihrem stillen Zimmer war und das Licht, das am Träumen hindert, weil es die Wirklichkeit zu grell beleuchtet, gelöscht hatte, überließ sie sich ihrem Freudentaumel, ihren Zukunftsplänen. Sie wurde von Georges geliebt ... von Georges Fromont, dem Erben der Fabrik ... er heiratete sie ... und sie wurde reich! ... In dieser kleinlichen, habgierigen Seele hatte der erste Liebeskuß nur den Gedanken an Luxus, an Geld und Gut geweckt.

Um sich von dem Ernst der Neigung, die sie eingeflößt hatte, zu überzeugen, rief sie sich die Scene im Heckengange bis in die kleinsten Einzelheiten zurück. Den Ausdruck in Georges Blick, die Glut seiner Umarmung, die Mund an Mund gestammelten Liebesschwüre und jenes magische Licht, das sie in diesem feierlichen Augenblick umfing. Oh, die Johanniswürmchen von Savigny!

Die ganze Nacht glitzerten sie wie Sterne vor ihren geschlossenen Augen. Der ganze Park war bis in seine dunkelsten Alleen damit angefüllt. Zu Feuerrädern vereinigt, leuchteten sie von den Rasenflächen, von den Bäumen, aus den Gebüschen. Ueber den Kies der Wege, über die Wellen des Teiches waren grüne Funken verstreut und alle diese mikroskopischen Lichter tauchten ganz Savigny in festliche Beleuchtung, um die Verlobung von Georges und Sidonie zu feiern.

Als sie am folgenden Morgen aufstand, war ihr Plan gefaßt. Daß Georges sie liebte, war gewiß — aber ob er beabsichtigte, sie zu heiraten? — das bezweifelte die schlaue

Kreatur, aber es erschreckte sie nicht. Sie fühlte sich stark genug, um Georges' ebenso schwache als leidenschaftliche Kinderseele zu lenken. Sie brauchte ihm nur Widerstand zu leisten ... und das that sie denn auch.

Während einiger Tage war sie kalt, gleichgültig, gleichsam blind für ihn und ohne Gedächtnis. Er sehnte sich, sie zu sprechen, den seligen Augenblick noch einmal zu erleben, sie aber wich ihm aus, wußte immer einen dritten zwischen sich und ihn zu schieben. Nun begann er ihr zu schreiben.

Er trug seine Briefe in eine kleine Felsenspalte neben einer klaren Quelle am Ende des Parkes, die das „Phantom" genannt wurde und von einem Strohdach beschattet war.

Sidonie fand das reizend. Wenn der Abend gekommen war, mußte sie lügen, einen Vorwand finden, um allein nach der Quelle gehen zu können. Der Schatten, den die Bäume auf ihren Weg warfen, das nächtliche Dunkel, die rasche Bewegung, die seelische Aufregung verursachten ihr wonniges Herzklopfen. Dann fand sie den Brief, vom Tau benetzt, vom eisigen Hauch der Quelle durchdrungen und so weiß glänzend im Mondenschein, daß sie ihn schnell verbarg, um nicht überrascht zu werden.

Und welche Freude, ihn zu öffnen, wenn sie allein war, die zauberischen Buchstaben zu entziffern, die Liebesworte zu lesen, die vor ihren Augen in blendenden gelben und blauen Lichtkreisen glänzten, als ob sie den Brief im vollen Sonnenschein läse.

„Ich liebe Dich ... liebe mich auch," schrieb Georges in allen Tonarten.

Anfangs antwortete sie ihm nicht; aber als sie fühlte, daß er ganz gefesselt, ganz ihr eigen und durch ihre Kälte der Verzweiflung nahe war, gab sie ihm die bündige Erklärung: „Ich werde nur meinen Gatten lieben."

Ja, sie war schon ein vollendetes Weib, die kleine Chèbe!

---

## Fünftes Kapitel.

## Wie die Geschichte der kleinen Chèbe zu Ende ging.

Der September war gekommen. Die Jagdzeit hatte eine zahlreiche, lärmende, ziemlich gewöhnliche Gesellschaft im Schlosse vereinigt. Müde und behaglich, wie schlaftrunkene Bauern, saßen die reichen Kleinbürger bei endlosen Mahlzeiten. In der kalten Abenddämmerung des Herbstes fuhr man den Jägern auf der Landstraße entgegen. Von den Stoppelfeldern stiegen Nebel empor, und während das aufgescheuchte Wild mit leisem Angstschrei über die Ackerfurchen jagte, schien die Nacht aus den Wäldern vorzudringen, deren finstere, die Ebene umgrenzende Massen im Dunkel höher und höher aufwuchsen.

Die Wagenlaternen wurden angezündet, und in warme Decken gehüllt fuhr man schnell nach Hause, während der frische Wind die Gesichter umwehte. Der glänzend erleuchtete Saal füllte sich mit Menschen und lautem Gelächter.

Claire Fromont, die sich von der Roheit dieser Umgebung abgestoßen fühlte, sprach nur wenig; Sidonie dagegen strahlte im vollen Glanze. Die Bewegung hatte ihr blasses Gesicht gerötet, ihren Augen lebhafteren Ausdruck gegeben. Sie lachte gut, verstand vielleicht etwas zu viel und war für die hier versammelten Gäste das einzige Weib in der Gesellschaft. Der Beifall, den sie errang, berauschte Georges immer mehr, aber je leidenschaftlicher er sie suchte, um so zurückhaltender zeigte sie sich, bis er endlich beschloß, sie zu heiraten. Er schwur es sich zu, mit alle dem übertriebenen Feuer, das schwache Charaktere aufzubieten pflegen, als wollten sie damit die Einwendungen und Hindernisse im voraus bekämpfen, denen sie — wie ihnen nur zu wohl bewußt ist — eines Tages erliegen werden.

Für die kleine Chèbe war dies die schönste Zeit ihres Lebens, denn abgesehen von allen ehrgeizigen Plänen fand

ihre kokette, verschlagene Natur einen eignen Reiz in diesem heimlichen Liebesverhältnis, das sich unter Festlichkeiten und Gastmählern fortspann.

Niemand in ihrer Umgebung hatte die leiseste Ahnung davon. Claire befand sich in dem jugendfrischen, gesunden Lebensabschnitt, in welchem sich die nur halberschlossene Seele, mit Lüge und Verrat noch völlig unbekannt, in blindem Vertrauen allen ihr Nahestehenden hingibt. Der ältere Fromont dachte nur an sein Geschäft; seine Frau putzte in leidenschaftlichem Eifer ihre Schmucksachen; nur die durchdringenden Augen des alten Gardinois waren einigermaßen zu fürchten. Aber Sidonie amüsierte ihn, und selbst wenn er etwas gemerkt hätte, wäre er nicht der Mann dazu gewesen, ihrem Glück in den Weg zu treten.

So war sie denn voller Siegesfreude, als ein plötzlich hereinbrechendes unheilvolles Ereignis ihre Hoffnungen vernichtete.

Eines Sonntagmorgens wurde Monsieur Fromont, der auf den Anstand gegangen war, zum Tode verwundet nach Hause gebracht. Ein Schuß, der einem Reh gegolten, hatte ihn an der Schläfe getroffen.

Das Schloß geriet in die höchste Verwirrung. — Alle Jäger, darunter der Unbekannte, der den Unglücksschuß gethan, kehrten eilig nach Paris zurück. Claire, halb sinnlos vor Schmerz, verließ das Zimmer nicht mehr, in dem ihr Vater mit dem Tode rang, und Risler, der von dem Unfall benachrichtigt worden war, kam schnell nach Savigny, um Sidonie abzuholen.

Am Abend vor der Abreise hatte sie mit Georges eine letzte Zusammenkunft an der Phantomquelle; ein peinliches, flüchtiges Abschiednehmen, das die Nähe des Todes verdüsterte. Dennoch schwuren sie sich ewige Liebe und verabredeten, auf welche Weise sie sich schreiben könnten; dann trennten sie sich.

Eine traurige Heimfahrt!

Urplötzlich mußte sie in ihr Alltagsleben zurückkehren,

begleitet von dem verzweifelnden Risler, für den der Tod seines geliebten Prinzipals ein unersetzlicher Verlust war. Zu Hause angekommen, mußte sie ausführlich erzählen von den Schloßbewohnern, den Gästen, den Gesellschaften und Festlichkeiten, von dem unseligen, letzten Ereignis. — Welch eine Qual für sie, die nur von einem Gedanken erfüllt, so dringend der Einsamkeit, des Schweigens bedurfte. Aber das war noch nicht das Schlimmste.

Vom ersten Tage an hatte Franz seinen früheren Platz wieder eingenommen und seine Blicke, die nur sie suchten, seine Worte, die nur an sie gerichtet waren, peinigten sie und schienen ihr unerträglich anspruchsvoll.

Trotz seiner Schüchternheit und seines Mangels an Selbstvertrauen glaubte der arme Junge als erklärter, ungeduldiger Bräutigam im vollen Rechte zu sein, und die kleine Chèbe mußte sich hin und wieder ihren Träumen entreißen, um diesen ungestümen Gläubiger zu beruhigen und den Zahlungstermin weiter und weiter hinauszuschieben.

Endlich aber kam der Tag, an dem dies nicht länger möglich war.

Sie hatte Franz versprochen, ihn zu heiraten, sobald er eine Anstellung gefunden haben würde. Nun sollte er im Süden, bei den Hochöfen von Grand' Combe als Ingenieur angestellt werden. Für einen bescheidenen Haushalt hatte er da genug. — Auszuweichen ging nicht mehr an; sie mußte Wort halten, oder einen Vorwand finden ... welchen Vorwand aber?

In dieser höchsten Not fiel ihr Désirée ein, denn obwohl die kleine Lahme sie niemals ins Vertrauen gezogen hatte, wußte Sidonie um deren innige Liebe zu Franz. Mit den Augen einer Kokette, hellen, glänzenden Spiegeln, die jede Regung andrer wiedergeben, ohne jemals verraten zu lassen, was in der eignen Seele vorgeht, hatte sie diese Neigung längst erkannt, und vielleicht hatte das Bewußtsein, daß Franz von einer andern geliebt wurde, ihr seine Liebe

erträglicher gemacht. Wie man Bildsäulen auf Gräber stellt, um den düsteren Eindruck derselben zu mildern, so wurde ihr die dunkle Zukunft durch die bleiche, zarte Gestalt der kleinen Désirée erhellt — jetzt aber gab sie ihr einen nicht nur bequemen, sondern ehrenhaften Anlaß, ihr Wort zu lösen.

„Nein, Mama,“ sagte sie eines Tages zu Madame Chèbe, „ich bringe es nicht über das Herz, eine Freundin, wie sie, unglücklich zu machen. Ich hätte geradezu Gewissensbisse darüber. Arme Désirée! Hast du denn nicht bemerkt, wie elend sie aussieht, seit ich wieder hier bin, und wie flehend sie mich anblickt? Nein, ich kann ihr den Kummer nicht bereiten, kann und will sie ihres Franz nicht berauben.“

Madame Chèbe, so sehr sie die Großherzigkeit ihrer Tochter bewunderte, fand das Opfer übertrieben und machte allerlei Einwendungen.

„Nimm dich in acht, liebes Kind ... wir haben kein Vermögen ... ein Bewerber, wie Franz, wird sich so leicht nicht wieder finden.“

„Gut ... dann heirate ich gar nicht!“ erklärte Sidonie, und da ihr der angegebene Vorwand genügend schien, hielt sie mit Energie daran fest und ließ sich weder durch die Thränen des armen Franz umstimmen, den allerlei dunkle Andeutungen zur Verzweiflung brachten, noch durch die Bitten Rislers, den Madame Chèbe in tiefstem Vertrauen von den Beweggründen ihrer Tochter unterrichtet hatte und der sich nun auch gedrungen fühlte, ihren edeln Opfermut zu bewundern.

„Darfst sie nicht anschuldigen ... sie hat ein Engelsgemüt!“ sagte er zu seinem Bruder, während er ihn zu trösten suchte.

„Ja, gewiß, sie ist ein Engel!“ fügte Madame Chèbe seufzend hinzu, so daß der arme verratene junge Mann sich nicht einmal beklagen durfte. In seiner Verzweiflung beschloß er, Paris zu verlassen, und da ihm in seinem Verlangen, weit weg zu gehen, die Grand' Combe noch zu nahe war, bewarb er sich um den Posten eines Bauaufsehers in Ismailia, bei den Kanalarbeiten des Isthmus von Suez,

erhielt ihn und reiste ab, ohne von Désirées Neigung etwas zu wissen oder wissen zu wollen. Und doch hatte die arme Kleine, als er Abschied von ihr nahm, die hübschen schüchternen Augen mit einem Blick zu ihm aufgeschlagen, in dem deutlich zu lesen war: „Wenn sie dich nicht liebt ... ich liebe dich!"

Aber Franz Risler verstand sich nicht darauf, in diesen Augen zu lesen.

Herzen, die im Leiden geübt sind, besitzen glücklicherweise eine unerschöpfliche Geduld. Auch die kleine Lahme begab sich — nachdem der geliebte Freund gegangen war — mit der vom Vater geerbten, durch weiblichen Zartsinn veredelten Hoffnungsfreudigkeit tapfer an die Arbeit und sagte sich selbst: „Ich will auf ihn warten!" Und dann ließ sie ihre Vögelchen die Flügel ausbreiten, als ob sie eins nach dem andern weit in die Ferne, nach Ismailia in Aegypten senden wollte.

Franz Risler schrieb, ehe er sich in Marseille einschiffte, einen letzten, halb komischen, halb rührenden Brief an Sidonie, in welchem sich allerlei technische Angaben mit herzzerreißenden Abschiedsworten vereinigten. Der unglückliche Ingenieur teilte ihr mit, daß er gebrochenen Herzens auf dem Transportschiff Sahib, „einem Dampfer von fünfzehnhundert Pferdekraft" abreise — als ob er hoffe, daß die hohe Summe der Pferdekräfte den Sinn seiner Ungetreuen erweichen und sie mit ewiger Reue erfüllen werde. Sidonie war jedoch durch ganz andre Dinge in Anspruch genommen.

Das Schweigen Georges Fromonts fing an sie zu beunruhigen. Seit ihrer Abreise von Savigny hatte sie nur einmal Nachricht von ihm erhalten, dann nicht wieder, und alle Briefe, die sie schrieb, blieben ohne Antwort. Durch Risler wußte sie zwar, daß Georges mit Geschäften überhäuft war, und daß die Leitung der Fabrik, die ihm durch den Tod des Onkels zugefallen war, seine Kräfte weit überstieg ... aber ein Wort hätte er schreiben müssen.

Vom Flurfenster aus, wo sie ihren Beobachterposten wieder einnahm — der Rückkehr zu Mademoiselle Le Mire

hatte sie sich zu entziehen gewußt — suchte die kleine Chèbe ihren Geliebten zu entdecken, überwachte sein Kommen und Gehen in Höfen und Gebäuden oder sah ihn, wenn die Stunde des Abendzuges nach Savigny gekommen war, in den Wagen steigen, um sich zu seiner Tante und Cousine zu begeben, welche die ersten Monate der Trauerzeit bei dem Großvater auf dem Lande verleben wollten.

Das alles erregte und ängstigte sie, und die Nähe der Fabrik machte Georges Sichfernhalten noch empfindlicher für sie. Sie sagte sich, daß sie nur die Stimme zu erheben brauche, um von ihm gehört zu werden und ihn zum Aufblicken zu veranlassen; sagte sich, daß nur eine einzige Mauer zwischen ihnen liege ... und doch waren sie jetzt so weit voneinander!

Erinnerst du dich jenes traurigen Winterabends, kleine Chèbe, als der wackere Risler mit aufgeregtem Gesicht und dem Ausruf: „Große Neuigkeiten!“ bei euch eintrat?

Es waren wirklich große Neuigkeiten, die er brachte!

Georges Fromont hatte ihm soeben mitgeteilt, daß er sich, dem letzten Willen seines verstorbenen Onkels zufolge, mit seiner Cousine Claire verheiraten werde und — da er sich unfähig fühle, die Fabrik allein zu leiten — den Beschluß gefaßt habe, Risler zu seinem Compagnon zu machen. Die Geschäftsfirma sollte demnach von jetzt an „Fromont junior und Risler senior“ lauten.

Wie hast du es angefangen, kleine Chèbe, deine Fassung zu bewahren, als du erfahren mußtest, daß die Fabrik deinen Händen entglitt, und daß eine andre deinen Platz einnehmen würde? ... Welch ein schrecklicher Abend! ... Mutter Chèbe saß mit ihrer Flickarbeit am Tische; Vater Chèbe bemühte sich, am Kamin seine vom Regen durchnäßten Kleider zu trocknen; die ärmliche Wohnung war wie erfüllt von Mißbehagen, die Lampe brannte schlecht; die schnell beendigte Mahlzeit hatte einen widrigen Speisengeruch zurückgelassen und Risler saß da, aufgeregt, freudetrunken ...

hörte nicht auf zu sprechen und Pläne zu machen. — Das alles schnürte dir das Herz zusammen und der Verrat des Treulosen wurde noch bitterer, wenn du den Reichtum, der deiner danach greifenden Hand entging, der elenden Dürftigkeit gegenüberstelltest, in der zu leben du verurteilt warst!

Sidonie verfiel darüber in lange, schwere Krankheit. Oft, wenn sie, in ihrem Bette liegend, die Fensterscheiben hinter den zugezogenen Vorhängen klirren hörte, glaubte sie, daß Georges' Hochzeitskutschen unten in den Straßen vorüberführen, geriet in nervöse, lautlose, unerklärliche Krämpfe, und es war, als ob ein Zornesfieber sie verzehre.

Endlich wurde die Krankheit durch Zeit, Jugendkraft, die Pflege der Mutter, vor allem durch die Sorgsamkeit Désirées — welche von dem ihr gebrachten Opfer unterrichtet war — besiegt; aber Sidonie blieb noch lange sehr schwach, in tiefe Schwermut versunken und zu heftigem, nervösem Weinen geneigt. Bald verlangte sie weit fort zu reisen und Paris zu verlassen; ein andermal wünschte sie ins Kloster zu gehen. Ihre Umgebung fragte sich und suchte den Grund dieses seltsamen Gemütszustandes zu finden, der noch beängstigender war als die Krankheit, und plötzlich entschloß sich Sidonie, der Mutter die Ursache ihrer Schwermut zu entdecken.

Sie liebte den älteren Risler, hatte bisher nicht gewagt, es zu gestehen ... er aber war es, den sie von jeher im Herzen getragen, nicht Franz.

Alle waren von dieser Eröffnung aufs höchste überrascht, niemand mehr, als Risler selbst. Aber die kleine Chèbe war so hübsch und sah ihn mit so sanften Blicken an, daß sich der gute Mensch sofort rasend in sie verliebte. Vielleicht hatte diese Neigung auch — ohne daß er sich derselben bewußt war — schon seit längerer Zeit in seinem Herzen geschlummert. — — — — — — — — — — — — —

So war es gekommen, daß jetzt, am Abend ihres Hochzeitstages, die junge Madame Risler im weißen Braut-

anzuge mit triumphierendem Lächeln zu dem Flurfenster hinübersah, das gleichsam zehn Jahre ihres Lebens umrahmte. Dies stolze Lächeln, dem sich jenes tiefe Mitleid, jene stille Verachtung beimischten, welche die eben Reichgewordene für die Dürftigkeit ihres bisherigen Daseins empfand, galt augenscheinlich dem blassen, armen Kinde, das sie dort oben im Dunkel der Nacht zu erblicken glaubte, und sie sagte ihm, auf die Fabrik hindeutend: „Was meinst du nun, kleine Chèbe? ... Du siehst, daß ich jetzt hier bin!“

---

## Sechstes Kapitel.

## Der Empfangstag meiner Frau.

Mittagszeit: Der Marais geht zum Frühstück.

Mit dem mächtigen Angelus-Läuten von Saint Paul, Saint Gervais, Saint Denis und Saint Sacrement vereinigt sich — aus den Höfen emporsteigend — der schrille Ton der Fabrikglocken. Jede derselben hat ihren eigentümlichen Klang, ihre ganz individuelle Ausdrucksweise. Es gibt traurige und heitere, lebhafte und schläfrige Glocken. Einige sind reich und glücklich, denn sie erklingen für Hunderte von Arbeitern; andre sind arme, schüchterne Wesen, scheinen sich hinter ihren Gefährtinnen zu verbergen und sich so klein als möglich zu machen, als fürchteten sie, die Aufmerksamkeit des Bankerotts zu erregen. Auch Lügnerinnen gibt es unter ihnen, freche Geschöpfe, die übermäßig wichtig thun und der Nachbarschaft einreden möchten, daß sie einem ansehnlichen Hause dienen, welches zahlreiche Hände beschäftigt.

Die Glocke der Fromontschen Fabrik ist, Gott sei Dank, nicht von dieser Art, sondern ein gutes, altes, etwas rissiges Ding, das seit mehr als vierzig Jahren im ganzen Marais geachtet wird und nur Sonntags oder in Zeiten des Aufruhrs zu feiern pflegt.

Sobald ihre Stimme ertönt, zieht eine ganze Schar von

Arbeitern aus dem Thorweg des ehemaligen Edelhofes, um sich in die umliegenden Wirtshäuser zu zerstreuen, indes sich die Lehrlinge zu den Maurergesellen auf das Trottoir setzen. Um eine halbe Stunde für ihre Spiele zu gewinnen, frühstücken sie so schnell als möglich und begnügen sich mit dem, was den Armen und Obdachlosen in den Straßen von Paris feilgeboten wird, Kastanien, Nüssen, Aepfeln, während die Maurer große, mit Mehl und Gipsstaub bedeckte Brote vertilgen. Sehr eilig haben es die Frauen; sie laufen so schnell sie können; bald haben sie Kinder, nach denen sie in der Bewahranstalt oder zu Hause sehen müssen, bald einen alten Vater, eine Mutter, außerdem die Wirtschaft zu besorgen. Halb erstickt von der dumpfen Luft der Arbeitssäle, mit geröteten, geschwollenen Lidern, das Haar von dem feinen, zum Husten reizenden Staube der Samttapeten bedeckt, winden sie sich, einen Korb am Arm, hastig durch das Menschengewühl, in dem die Omnibusse nur langsam von der Stelle kommen.

In der Nähe des Thorwegs. auf einem Steine, der ehemals den Reitern zum Aufsteigen diente, sitzt Risler und sieht lächelnd dem Fortgehen der Arbeiter zu. Die achtungsvolle Vertraulichkeit aller dieser wackeren Leute, die er schon gekannt hat, als er selbst arm und gering war wie sie, thut ihm wohl; das von so vielen herzlichen Stimmen wiederholte: „Guten Tag, Herr Risler!“ erwärmt ihm das Herz. — Auch die Kinder begrüßen ihn ohne jede Scheu und die langbärtigen Zeichner, die halb Arbeiter, halb Künstler sind, schütteln ihm im Vorbeigehen die Hand und nennen ihn Du. — In dem allen liegt vielleicht eine zu große Vertraulichkeit; der wackere Risler hat vielleicht die Ansprüche, zu denen seine neue Stellung berechtigt, nicht gehörig begriffen, und ich weiß jemand, der dies Sichgehenlassen höchst unschicklich findet. — Aber dieser „Jemand“ kann ihn hier nicht sehen und der Prinzipal macht sich das zu nutze und begrüßt den zuletzt aus der Fabrik kommenden Buchführer Sigismund,

einen alten, steifen Burschen mit rotem Gesicht und hohem Halskragen, der aus Furcht vor Schlagflüssen in jedem Wetter barhaupt einhergeht, mit herzhafter Umarmung.

Risler und er sind Landsleute und ihre gegenseitige Wertschätzung stammt aus der fernen Zeit, als sie beide in die Fabrik eingetreten waren und in dem kleinen Milchladen an der Ecke zu frühstücken pflegten. Jetzt geht Sigismund Planus allein dorthin, um sich von der an der Wand hängenden Schiefertafel, die als Speisezettel dient, ein Gericht auszuwählen.

Aufgepaßt! der Wagen Fromonts junior fährt in den Thorweg. Der junge Mann ist den ganzen Morgen umhergefahren, und während er nun mit seinem Compagnon dem hübschen, im Garten gelegenen Hause zugeht, das sie gemeinschaftlich bewohnen, sprechen sie freundlich von Geschäftsangelegenheiten.

„Ich war bei Prochassons," sagt Fromont junior; „sie haben mir neue Muster vorgelegt ... sehr hübsche Sachen, das ist nicht zu leugnen ... Wir müssen uns zusammennehmen; die Konkurrenz wird bedenklich."

Aber Risler fürchtet nichts; er verläßt sich auf sein Talent, seine Erfahrung und endlich — das sagt er jedoch im engsten Vertrauen — auf die neue, verbesserte Druckmaschine, mit welcher er beinahe zustande gekommen ist und die wirklich ... nun, es wird sich ja zeigen. Während dieses Gesprächs treten sie in den wohlgepflegten Garten, dessen Kugelakazien fast so alt sind wie die Gebäude des Hofes und dessen schwarze Umfassungsmauern von herrlichem, altem Epheu verhüllt werden.

Neben Fromont junior hat Risler senior das Ansehen eines Handlungsdieners, der dem Prinzipal Bericht erstattet. So oft er sprechen will, bleibt er stehen und seine schwerfälligen Gebärden sind gleichsam die Verkörperung seines langsamen Denkens, seiner ungeschickten Ausdrucksweise. Gut, daß er das rosige Gesicht nicht sieht, welches dort oben,

hinter einem Fenster des zweiten Stockes hervorlauscht und alles beobachtet.

Madame Risler erwartet ihren Mann zum Frühstück und ärgert sich über sein langes Ausbleiben. Sie winkt ihm zu: „Beeile dich doch!" aber er sieht es nicht; seine ganze Aufmerksamkeit wird durch das Kind — Georges' und Claires Töchterchen in Anspruch genommen, das sich, von Spitzen umhüllt, auf dem Arm seiner Amme des Sonnenscheins freut.

„Wie hübsch sie ist ... ganz Ihr Ebenbild, Madame Schorsch!"

„Finden Sie das, lieber Risler? Alle meine Bekannten sind der Meinung, die Kleine sähe ihrem Vater ähnlich."

„Ein bißchen, ja ... im ganzen aber ..."

Und nun stehen sie alle da, der Vater, die Mutter, Risler, die Amme, und suchen eifrig nach einer Aehnlichkeit in dieser kleinen Skizze eines Menschenangesichtes, das sie mit unklaren, von Licht und Leben geblendeten Augen ansieht. Sidonie beugt sich aus dem halbgeöffneten Fenster, um zu sehen, was sie thun und warum ihr Mann nicht heraufkommt.

Eben hat Risler das Kindchen auf die Arme genommen, wiegt das hübsche Bündelchen weißer Stoffe und hellfarbiger Bänder hin und her, indem er wie ein zärtlicher Großvater das kleine Geschöpf durch Possen und Liebkosungen zum Lachen und Lallen zu bringen sucht. Wie alt der gute Mann dabei aussieht und wie häßlich, wie lächerlich ist es, wenn er seine vierschrötige Gestalt dem Kinde zuliebe niederduckt, seine rauhe Stimme mäßigt!

Sidonie stampft mit dem Fuße. „Einfaltspinsel!" murmelt sie vor sich hin und schickt, des Wartens müde, hinunter, den „Herrn" zum Frühstück rufen zu lassen. Aber die Unterhaltung ist so gut im Gange, daß der „Herr" sich derselben nicht zu entziehen, dem Lachen und Vogelgezwitscher kein Ende zu machen weiß. Endlich gelingt es ihm, die Kleine der Amme zurückzugeben; herzlich lachend eilt er

die Treppe hinauf, lacht noch, als er das Speisezimmer betritt, wird aber durch den Blick seiner Frau sofort umgestimmt.

Mit der Miene einer Märtyrin sitzt Sidonie am Tische, vor den auf einer Kohlenpfanne warm gestellten Schüsseln und ihre Haltung verrät, daß sie die feste Absicht hat, übler Laune zu sein.

„Kommst du wirklich? ... Wie gütig von dir!“

Etwas beschämt setzt sich Risler nieder.

„Sei nicht böse, mein Lämmchen ... das Kind war so allerliebst ...“

„Ich habe dich gebeten, mir nicht so alberne Namen zu geben, das schickt sich nicht ...“

„Ich dachte, wenn wir allein sind ...“

„Das ist ganz einerlei! Du wirst freilich nie begreifen, was wir unsrer Stellung schuldig sind ... und die natürliche Folge davon ist, daß ich von niemand mit der Achtung behandelt werde, die mir gebührt. Selbst der alte Achilles grüßt kaum, wenn ich an der Portierloge vorbeigehe ... Warum sollte er auch? ... Ich bin ja keine Fromont, habe keine Equipage ...“

„Aber Lämmchen, liebe Sidonie, wollt' ich sagen ... du weißt doch, Kleine ... ich meine, du solltest nicht vergessen, daß du den Wagen der Madame Schorsch zu deiner Verfügung hast ... sie hat ihn erst neulich wieder angeboten.“

„Wie oft soll ich dir wiederholen, daß ich dieser Person keinen Dank schulden will!“

„Aber Sidonie ...“

„Ja natürlich! ich weiß es ja und niemand darf daran zweifeln: Madame Fromont ist so gut, wie der liebe Gott! — Ich aber muß mich darein ergeben, im eignen Hause eine Null zu sein, mich demütigen, mit Füßen treten zu lassen!“

„Liebes Kind, ich bitte dich ...“ und der arme Risler versucht, sich ins Mittel zu legen, seine liebe Madame Schorsch zu verteidigen; aber er ist ungeschickt, macht die Sache nur schlimmer und bringt es so weit, daß Sidonie

heftig losbricht: „Dies Weib mit der stillen Miene, das laß dir gesagt sein, ist ebenso boshaft als hochmütig, und mich haßt sie, davon habe ich mich überzeugen müssen. Solange ich nur die arme kleine Sidonie war, der sie die zerbrochenen Spielsachen und abgelegten Kleider zuwarf, ging alles gut. Aber daß ich nun auch Herrin im Hause bin, ärgert und verdrießt sie. Von oben herab erteilt mir Madame ihre Ratschläge und tadelt mein Thun und Lassen. Es ist nicht recht, daß ich mir eine Kammerjungfer genommen habe ... natürlich! war ich doch bisher gewöhnt, mich selbst zu bedienen. — Sie benutzt jede Gelegenheit, mir weh zu thun. — Du solltest nur hören, in welchem Tone sie sich, wenn ich Mittwochs zu ihr komme, in Gegenwart ihrer Gäste, nach der „guten Madame Chèbe" erkundigt. Nun ja, ich bin eine Chèbe und sie ist eine Fromont, aber ich glaube doch, daß das eine so gut ist, wie das andre. Mein Großvater war Apotheker ... und was ist der ihre? Ein Bauer, der sich durch Wucher bereichert hat. Aber wenn sie's mit ihrem Hochmut zu weit treibt, sage ich ihr das eines schönen Tages und sage ihr auch, daß ihr kleines Mädchen, auf das sie so eitel sind, diesem alten Gardinois ähnlich sieht, und der ist, weiß Gott, nichts weniger als schön ..."

„Meinst du?" sagt Risler, der fast nichts zu erwidern weiß.

„Ja, freilich ... und es sieht dir ganz ähnlich, dies elende Ding zu bewundern. Es ist beständig krank und wimmert die ganze Nacht wie eine kleine Katze, so daß ich nicht schlafen kann. Dafür habe ich tagsüber das Klavier der Mama und ihre Rouladen, tra, la, la, la! Wenn es wenigstens lustige Musik wäre."

Risler hat das bessre Teil erwählt: er sagt kein Wort mehr, und als er nach einer Weile bemerkt, daß Sidonie sich beruhigt, weiß er sie durch Schmeicheleien vollends umzustimmen.

„Wie hübsch du heute aussiehst ... willst wohl Besuche machen?"

„Nein," antwortet Sidonie mit einem gewissen Stolz, „nicht Besuche machen, sondern Besuch empfangen will ich, mein Tag ist heute ..."

Und gleichsam als Antwort auf die verwunderte Miene ihres Gatten fügt sie hinzu: „Nun ja, mein Empfangstag ... da Madame Fromont den ihrigen hat, darf ich wohl auch den meinigen haben ..."

„Gewiß, gewiß!" antwortet der gute Risler, indem er sich mit leisem Unbehagen umsieht; „darum also stehen überall im Vorzimmer, im Salon so viele Blumen."

„Ja, ich habe sie vom Dienstmädchen im Garten pflücken lassen. War das vielleicht unrecht? — Du sagst es nicht, aber ich bin überzeugt, daß du es findest. — Ich war der Meinung, daß die Gartenblumen uns ebensogut gehören, wie den Fromonts."

„Versteht sich ... aber es wäre doch wohl ... ich meine, du hättest ..."

„Um Erlaubnis bitten etwa? ... mich noch tiefer demütigen wegen ein paar elender Chrisantemums und zwei oder drei grüner Zweige? ... Uebrigens habe ich die Blumen nicht heimlich abpflücken lassen, und sobald Madame Fromont heraufkommt ..."

„Sie kommt? das ist hübsch von ihr."

Sidonie fährt unwillig auf.

„Wieso, hübsch von ihr? ... das fehlte gerade noch, daß sie nicht käme! ... Gehe ich denn nicht jeden Mittwoch hinunter und langweile mich mit ihren albernen, gezierten Frauenzimmern?"

Von welcher Bedeutung Madame Fromonts Empfangstage für sie gewesen sind, verschweigt Sidonie, und doch haben sie ihr gleichsam als wöchentlich erscheinende Anstandsregeln und Modeberichte gedient. Durch sie hat Sidonie gelernt, wie man in den Salon tritt, sich verbeugt und Abschied nimmt; wie ein Blumentisch geordnet, ein Rauchtisch eingerichtet wird; hier hat sie die neuesten Moden gesehen

und die besten Bezugsquellen erfahren. Sie hat dann auch alle Freundinnen Claire Fromonts, von denen sie eben so verächtlich gesprochen, dringend eingeladen, sie zu besuchen, und hat sie bei der Feststellung ihres Empfangstages zu Rat gezogen.

Ob sie wohl kommen werden? ... und ob sich Madame Fromont junior erdreisten wird, den ersten Freitag der Madame Risler senior zu versäumen? ... Sidonie ist in fieberhafter Spannung.

„So beeile dich doch!“ mahnt sie immer aufs neue; „wie, um Gottes willen, ist's möglich, so lange zu frühstücken!“

Der wackere Risler hatte in der That die Gewohnheit, sehr langsam zu essen, bei Tisch die Pfeife anzuzünden und dazu, in kleinen Zügen, seinen Kaffee zu schlürfen. Heute muß er diesem geliebten Herkommen entsagen, muß — wegen des Tabaksrauches — die Pfeife im Futteral stecken lassen und nach dem letzten Bissen in aller Eile die Kleider wechseln. Seine Frau besteht darauf, daß er sich im Laufe des Nachmittags einstellt, um die Damen zu begrüßen.

Welch ein Aufsehen in der Fabrik, als Risler an einem Wochentage in schwarzem Frack und weißer Halsbinde erscheint.

„Gehst du zur Hochzeit?“ ruft ihm der Kassierer Sigismund aus seinem Verschlage zu.

Und Risler antwortet nicht ohne Stolz: „Nein ... meine Frau hat ihren Empfangstag.“

Bald ist das ganze Haus davon unterrichtet und der alte Achilles, der den Garten zu besorgen hat, brummt, denn zur Feier dieses Ereignisses sind den Lorbeerbäumen im Treppenflur mehrere Zweige abgebrochen worden.

Solange Risler im Lichte der hohen Fenster am Zeichenbrett sitzt, zieht er den unbequemen Staatsrock aus und schlägt die Manschetten zurück; aber der Gedanke, daß seine Frau Besuch erwartet, läßt ihm keine Ruhe; von Zeit zu Zeit wirft er sich wieder in Gala, um in seine Wohnung hinauf zu gehen.

„Ist jemand gekommen?“ fragt er schüchtern.

„Nein, Monsieur, bis jetzt nicht.“

In dem schönen roten Salon — denn sie haben einen roten Damastsalon mit einer Konsole zwischen den Fenstern, einem Tisch in der Mitte und einem hübschen, hellgrundigen Teppich — hat sich Sidonie, als Dame, die empfängt, in einem Kreise von Stühlen und Lehnsesseln niedergelassen. Hier und da liegen Bücher und Wochenschriften; dazwischen steht ein muldenförmiges Arbeitskörbchen mit seidenen Troddeln, ein Krystallglas mit einem Veilchenstrauß und der Blumentisch ist mit Blattpflanzen geschmückt. Die Einrichtung in der unteren Etage, bei Fromonts, ist nachgeahmt, aber es fehlt der Geschmack, der die feine Grenzlinie zwischen dem Auserwählten und Gewöhnlichen festzuhalten weiß. Man hat hier gleichsam die mittelmäßige Kopie eines guten Genrebildes vor Augen. Auch Sidoniens Kleid ist zu neu, so daß sie mehr wie ein Gast als wie Herrin des Hauses aussieht; in Rislers Augen ist jedoch alles herrlich, ohne Makel, und er will das beim Eintritt in den Salon eben aussprechen, als ihn ein unwilliger Blick seiner Gattin erschreckt und zum Schweigen bringt.

„Schon vier Uhr, wie du siehst“, sagt sie und deutet mit zorniger Gebärde auf die Standuhr. „Nun kommt niemand mehr! ... Am meisten ärgert es mich natürlich, daß Claire nicht heraufkommt ... zu Hause ist sie, das weiß ich, das kann ich hören.“

In der That hat Sidonie seit Mittag schon jedes Geräusch im untern Stock, das Wimmern des Kindes, das Oeffnen der Thüren, belauscht. Risler ginge am liebsten fort, um dem Wiederaufnehmen der Frühstücksunterhaltung zu entfliehen, aber Sidonie gibt das nicht zu. Wenn sie von allen andern im Stich gelassen wird, soll er wenigstens ihr Gesellschaft leisten, und so bleibt er denn geduldig auf seinen Platz gebannt, wie jemand, der aus Furcht, den Blitz auf sich herab zu ziehen, keine Bewegung zu machen wagt. Sidonie dagegen ist sehr aufgeregt; sie geht im Salon auf

und nieder, schiebt einen Stuhl beiseite, rückt ihn wieder an die frühere Stelle, wirft im Vorbeigehen einen Blick in den Spiegel, klingelt der Magd und schickt sie zu dem alten Achilles hinunter, sich zu erkundigen, ob niemand nach Madame Risler gefragt hat. Der alte Mann ist so boshaft! möglicherweise schickt er die Besucher wieder fort, indem er behauptet, Sidonie wäre nicht zu Hause.

Aber nein! der Portier versichert, daß niemand dagewesen ist.

Verdrießliches Schweigen! Sidonie steht am linken, Risler am rechten Fenster; sie sehen den kleinen Garten, den die Dämmerung zu verhüllen beginnt, sehen den schwarzen Rauch, der aus den Fabrikschornsteinen zum schwerbewölkten Himmel aufsteigt, sehen, wie zuerst Sigismunds Fenster im Erdgeschoß hell wird. Mit peinlicher Sorgfalt zündet der Kassierer selbst die Lampe an; sein großer Schatten bewegt sich vor der Flamme hin und her und biegt sich in der Nähe des Gitters zusammen, und allen diesen bekannten Vorgängen gelingt es, Sidonie für einen Augenblick zu zerstreuen.

Plötzlich fährt ein kleines Coupé in den Garten und hält vor dem Hause. Also doch noch Besuch! In dem hübschen Durcheinander von Seide, Blumen, Schmelz, Fransen und Pelzwerk, das rasch die Freitreppe heraufkommt, hat Sidonie die Frau eines reichen Bronzehändlers erkannt. Welche Ehre, einen solchen Gast zu empfangen! ... Eilig nimmt das Ehepaar Platz — Monsieur am Kamin, Madame in einem Sessel, wo sie mit erheuchelter Gleichgültigkeit eine Zeitschrift zu durchblättern beginnt. Verlorene Mühe! Die schöne Besucherin kommt gar nicht zu Sidonie ... sie ist im unteren Stockwerke geblieben.

Oh, wenn Madame Georges hören könnte, was die ehemalige Freundin von ihr und ihren Freundinnen sagt!

In diesem Augenblick wird die Thür geöffnet und das Dienstmädchen meldet: „Mademoiselle Planus!“

Es ist die Schwester des Kassierers, eine einfache, bescheidene alte Jungfer, die es für ihre Pflicht gehalten hat, der Prinzipalin ihres Bruders die Aufwartung zu machen, und nun von dem Empfang, der ihr zu teil wird, geradezu verblüfft ist. Die beiden Eheleute sind ganz Freude, ganz Herzlichkeit. „Wie liebenswürdig, daß Sie gekommen sind! ... Bitte, setzen Sie sich doch ans Feuer.“ — Man überhäuft sie mit Aufmersamkeiten, interessiert sich für jedes ihrer Worte. Das Lächeln des guten Risler hat etwas Warmes, Dankbares, und selbst Sidonie bietet ihre ganze Liebenswürdigkeit auf; sie ist hocherfreut, sich der ihr einst Gleichstehenden im vollen Glanze zeigen zu können, noch mehr aber durch den Gedanken beglückt, daß die unter ihr Wohnenden hören müssen, sie hätten hier oben Besuch. Sie macht denn auch mit dem Rücken der Stühle und dem Fortschieben des Tisches so viel Lärm wie nur irgend möglich, und als das alte Fräulein endlich, geblendet, entzückt, bezaubert, Abschied nimmt, wird sie mit raschelnden Volants bis an die Treppe begleitet und, über das Geländer gebeugt, ruft ihr Sidonie so laut als möglich nach, daß sie jeden Freitag zu Hause zu finden ist ... „bitte, vergessen Sie nicht, jeden Freitag!“

Es ist völlig Abend geworden; im Salon brennen die großen Lampen; nebenan deckt das Mädchen den Tisch. Es ist aus ... Madame Fromont junior kommt nicht.

„Diese alberne Prise!“ ruft Sidonie, bleich vor Wut. „Nicht einmal unsre achtzehn Stufen kann sie sich herauf bemühen ... Madame findet natürlich, daß wir für sie nicht vornehm genug sind ... aber ich werde mich schon rächen ...“

Und je länger sie ihrem Zorn in ungerechten Anklagen Luft macht, um so gemeiner wird ihr Ton, um so lebhafter erinnert der Klang ihrer Stimme an die Sprache der Vorstädte und die Lehrjahre bei Mademoiselle Le Mire.

Unglücklicherweise erlaubt sich Risler eine Bemerkung.

„Wer weiß ... vielleicht ist das Kind unwohl geworden ...“

Wütend, als ob sie ihn beißen wolle, wendet sich Sidonie nach ihm um.

„Wirst du mich endlich mit dem Kinde in Ruhe lassen! Uebrigens bist du an allem schuld, was mir passiert ... du weißt mir nun einmal keine Achtung zu verschaffen!“

Mit diesen Worten wirft sie die Thür ihres Schlafzimmers zu, daß die Lampenglocken klirren und alle Nippsächelchen auf den Brettern zittern, während Risler, der regungslos mitten im Salon stehen geblieben ist, voll Bestürzung seine weißen Manschetten, seine großen, mit Lackleder bekleideten Füße betrachtet und mechanisch vor sich hinmurmelt: „Der Empfangstag meiner Frau!“

---

## Siebentes Kapitel.

## Echte Perlen und falsche Perlen.

„Was hat sie nur? ... Was kann ich ihr gethan haben?“ fragte sich Claire Fromont immer wieder, wenn sie an Sidonie dachte.

Sie hatte von dem, was in Savigny zwischen ihrer Freundin und Georges vorgegangen war, nichts erfahren, und ihr reiner Sinn, ihr stilles, klares Gemüt machten sie unfähig, das neidische, begehrliche Wesen zu verstehen, das sich seit fünfzehn Jahren ihr zur Seite entfaltete. Dennoch — ohne daß sie sich dessen deutlich bewußt war — beängstigte sie der kalte, rätselhafte Blick, der sie aus diesem hübschen Gesichtchen anlächelte, und wenn Sidoniens seltsame, einer Jugendfreundin gegenüber geradezu unnatürliche Höflichkeit plötzlich einem kaum verhaltenen Aerger, einem herben, schneidenden Tone wich, geriet Claire in eine Bestürzung, der sich hin und wieder ein seltsames Vorgefühl, die unbestimmte Ahnung eines großen Unglücks zugesellten. Ja gewissermaßen sind alle Frauen Hellseherinnen und selbst den treuesten unter ihnen werden oft — trotz ihrer völligen

Unkenntnis des Bösen — plötzliche Erleuchtungen von wunderbarer Deutlichkeit zu teil.

Hin und wieder, wenn Claire Fromont eine längere Unterredung mit der Jugendfreundin gehabt hatte, oder wenn ihr, bei einer unerwarteten Begegnung, das Gesicht derselben ihre wahre Empfindung verriet, begann sie wohl ernstlicher über die kleine seltsame Sidonie nachzudenken, aber die unabweislichen Anforderungen des täglichen Lebens, die ihre Thätigkeit und ihre Neigungen vollständig in Anspruch nahmen, ließen ihr nicht Zeit, sich um scheinbare Kleinigkeiten zu kümmern.

Es gibt Zeiten im Leben des Weibes, die an plötzlichen Wandlungen so reich sind, daß auch Gesichtskreis und Anschauungen dadurch völlig verändert werden.

In früheren Tagen hätte sich Claire um diese Freundschaft gegrämt, die wie von böswilliger Hand zerrissen, von ihr abfiel. Aber nun hatte sie mit dem Vater das liebste, fast das einzige Herzensglück ihres jungen Lebens verloren. Dann hatte sie geheiratet; das Kind, mit seinen holden, alles verdrängenden Ansprüchen war ihr geboren und zu alledem hatte sie die Mutter bei sich, die seit dem plötzlichen Tode des Gatten völlig kindisch geworden war. — In diesem so nach allen Seiten ausgefüllten Leben gab es wenig Raum für Sidoniens Launen; selbst über ihre Heirat mit Risler hatte Claire keine Zeit gefunden, sich zu wundern. Er war wohl eigentlich zu alt für sie ... aber da sie sich lieb hatten, kam nichts darauf an.

Jede Regung von Mißgunst über den Aufschwung in der gesellschaftlichen Stellung der kleinen Chèbe, die jetzt gewissermaßen ihresgleichen geworden, war selbstverständlich Claires edler Natur unmöglich. Sie hatte im Gegenteil den herzlichen Wunsch, die junge Frau, die mit ihr unter einem Dache lebte, gleichsam an ihrem eignen Daheim Anteil hatte, glücklich und geachtet zu sehen. Mit liebevoller Sorgsamkeit suchte sie deren Schritte zu leiten und sie in die

Formen der Gesellschaft einzuweihen — wie eine begabte Provinzbewohnerin, der es nur an Erfahrung fehlt, um sich richtig zu benehmen.

Das Erteilen solcher Ratschläge ist jedoch unter zwei jungen, hübschen Frauen eine schwierige Aufgabe. Mochte Claire Fromont, wenn sie die Freundin vor einem großen Diner in ihre Schlafstube nahm, noch so freundlich lächeln, während sie sagte: „Zu viel Schmuck, liebes Herz . . . auch vergiß nicht, daß Blumen im Haar nur zu ausgeschnittenen Kleidern getragen werden“, Sidonie wurde jedesmal rot vor Zorn und hatte, während sie der Ratgeberin dankte, eine neue Beleidigung in ihrem Gedächtnis zu verzeichnen.

Uebrigens wurde Sidonie im Fromontschen Umgangskreise mit einer gewissen Kälte aufgenommen. Dem Faubourg Saint Germain macht man seine Ansprüche zum Vorwurf, aber auch der Marais hat die seinigen!

Alle diese reichen Kaufmannsfrauen und Fabrikantentöchter kannten die Geschichte der kleinen Chèbe und würden sie auch ohne das aus ihrer Haltung, ihrem Benehmen erraten haben.

Sidonie mochte sich noch so viele Mühe geben, ihr Wesen behielt etwas vom Ladenmädchen. Ihre erkünstelte, hin und wieder unterthänige Zuvorkommenheit erinnerte an den erzwungenen höflichen Ton der Verkäuferinnen, nahm sie aber eine hochmütig-verächtliche Miene an, so glich sie einer jener ersten Ladenmamsellen, welche in eleganten Modemagazinen in schwarzseidenen Kleidern prangen, die sie abends in der Garderobe des Geschäftes abgeben müssen, tagsüber aber aus stolz aufgetürmten Locken voll Nichtachtung auf die geringeren Leute niedersehen, welche sich erdreisten, von ihren Preisen etwas abzuhandeln.

Sidonie hatte das Gefühl, beobachtet, beurteilt, getadelt zu werden, und der Mangel an Sicherheit trieb sie mehr und mehr in eine feindselige Haltung. Die Namen, die sie nennen hörte, die Feste, Vergnügungen und Bücher, von denen gesprochen wurde, waren ihr unbekannt. Claire that

zwar, was sie konnte, um ihre Schutzbefohlene zu unterrichten, sie mit Freundeshand in ihren Lebenskreis einzuführen und darin zu halten; aber viele der Damen fanden Sidonie hübsch und das genügte, um ihr das Eindringen in diese Gesellschaft zum Vorwurf zu machen. Andre, die auf die Stellung des Gatten, auf ihren Reichtum stolz waren, demütigten die kleine Parvenue durch verächtliches Schweigen oder unverschämt-höfliche Herablassung.

Sidonie bezeichnete sie mit den Worten: „Claires Freundinnen", was im Grunde „meine Feindinnen" bedeutete. Ihr Zorn gegen sie alle richtete sich aber gegen eine einzige.

Die beiden Compagnons hatten keine Ahnung von dem Verhältnis zwischen ihren beiden Frauen. Risler senior, der in die Erfindung seiner Druckpresse versunken war, blieb oft bis mitten in die Nacht am Zeichenbrette, indes Fromont junior seine Tage zum größten Teil außerhalb des Hauses zubrachte, im Klub frühstückte und sich nur selten in der Fabrik sehen ließ. Er hatte seine Gründe dazu.

Mit Sidonie unter einem Dache zu leben, wurde ihm zur Qual. Die leidenschaftliche Neigung, die er für sie empfunden und dem letzten Willen seines Onkels zum Opfer gebracht hatte, beschäftigte seine Erinnerung und erfüllte ihn mit brennender Sehnsucht nach dem für immer Verlorenen, und da er sich schwach fühlte, ergriff er die Flucht. Er war eine weiche, haltlose Natur, scharfsichtig genug, sich selbst zu kennen, aber zu schwach, sich zu beherrschen. An Rislers Hochzeitstage hatte er in der Nähe der Braut — obwohl er damals erst seit einigen Monaten verheiratet war — alle Aufregungen des Gewitterabends von Savigny noch einmal durchlebt und hatte seitdem, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, sorgsam vermieden, Sidonie zu sehen oder von ihr zu sprechen. Da sie aber unglücklicherweise dasselbe Haus bewohnten und die Frauen zehnmal täglich zusammenzukommen pflegten, waren zufällige Begegnungen kaum zu verhüten, und so griff der junge Mann, um seiner Pflicht treu zu

bleiben, zu dem seltsamen Auskunftsmittel, seiner Häuslichkeit zu entfliehen und außerhalb derselben Zerstreuung zu suchen.

Claire sah darin nichts Ungehöriges, denn schon ihr Vater hatte sie an das beständige Hin und Her des Geschäftslebens gewöhnt. Während ihr Gatte abwesend war, füllte die junge Hausfrau und Mutter ihre Tage durch allerlei Aufgaben, durch Handarbeiten, durch Spazierfahrten mit dem Kinde, durch langes Verweilen in sonnig-milder Luft aus, und wenn sie heimkehrte, war sie so beseligt von dem Gedeihen ihrer Kleinen, so erfrischt von dem fröhlichen Leben der Kinderschar, die sie im Freien beobachtet hatte, daß noch lange ein Widerschein dieser Lust in ihren ernsten Augen leuchtete.

Auch Sidonie ging häufig aus und oft, wenn Georges' Coupé abends in den Thorweg einfuhr, mußte Madame Risler, die eben erst in glänzender Toilette von weiten Stadtwegen nach Hause kam, hastig beiseite treten. Der Boulevard, die Schaufenster, ihre Einkäufe, die sie, um das ungewohnte Glück des Geldausgebens auszukosten, erst nach langem Wählen zu machen pflegte, hielten sie so lange fern. Dann wurde auf der Treppe ein Gruß, ein kalter Blick gewechselt, Georges trat schnell, wie Zuflucht suchend, in seine Wohnung und verbarg die Erschütterung, die er eben erlitten, unter den Liebkosungen, mit denen er sein Kind überhäufte. — Sidonie dagegen schien sich an nichts zu erinnern, schien für die feige, nachgiebige Natur dieses Mannes nur Verachtung zu fühlen. Außerdem wurde sie jetzt durch andre Interessen in Anspruch genommen.

Zwischen die Fenster im roten Salon hatte ihr Mann ein Klavier stellen lassen. Nach langem Ueberlegen hatte sich Sidonie entschlossen, Singstunden zu nehmen — Klavier spielen zu lernen, war es doch wohl etwas zu spät — und zweimal wöchentlich, von zwölf bis ein Uhr mittags, erschien Madame Dobson, eine hübsche, blonde, sentimentale Gesangslehrerin. Wenn dann in der Stille der angrenzenden Höfe die bei offnen Fenstern gesungenen, zehnmal wiederholten,

langezogenen a .. a .. a, c .. c .. c .. erklangen, hätte man die Fabrik für ein Mädchenpensionat halten können.

Eine Art Schulmädchen war es denn auch, das sich dort abmühte; eine haltlose, unerfahrene, kindische Seele, die noch alles zu lernen hatte, um sich zum echten Weibe auszubilden. Freilich begnügte sich ihr Ehrgeiz mit der Oberfläche der Dinge.

„Claire Fromont spielt Klavier, ich werde singen; sie gilt für eine elegante, feingebildete Frau ... dafür will ich auch gelten.“

Aber anstatt sich nun wirklich zu bilden, brachte sie ihre Tage damit zu, von einem Laden zum andern zu pilgern. Ihre Hauptfrage war: „Was wird diesen Winter getragen?“ und immer fiel ihre Wahl auf die Prachtstücke der Schaufenster, auf alles, was die Augen der Vorübergehenden anlockte. Von den falschen Perlen, die ihr so lange durch die Hände gegangen waren, schien ihr etwas an den Fingerspitzen hängen geblieben zu sein, etwas von deren trügerischem Glanz, deren hohler Gebrechlichkeit. Sie selbst glich einer dieser runden, glänzenden, schön gefaßten, glänzenden Perlen, die ein ungeübtes Auge täuschen können, während Claire Fromont eine echte Perle war, von ebenso tiefem als sanftem Feuer. Der Unterschied wurde fühlbar, sobald man sie nebeneinander sah. Die eine, das ließ sich nicht verkennen, mußte von frühester Kindheit an Perle gewesen sein — eine kleine Perle, deren Wachstum durch reine, edle Naturkräfte genährt war, bis sie ein Kleinod von seltenem Wert geworden. Die andre dagegen war im vollen Sinne des Wortes „Pariser Arbeit“, ein Werk der großen Stadt, die so viel unechtes Material zu reizenden, glänzenden, vergänglichen Nichtigkeiten verwendet, ein Produkt jenes Kleinhandels, dem sie einst angehört hatte.

Am meisten beneidete Sidonie die ehemalige Freundin um das Kind, das hübsche, von den Wiegenvorhängen bis zur Haube der Amme reich bebänderte Püppchen. Die süßen Pflichten der Mutter, die so viel Geduld und Selbstverleug-

nung verlangen, kamen dabei nicht in Betracht; sie dachte weder an schlaflose Nächte und mühsames Einwiegen, noch an des Kindes heiteres Erwachen und sein schimmerndes Morgenbad. Nein — nur zum Spazierengehen wünschte sie sich das Kind; es ist so hübsch, wenn im Straßengewühl der jungen Mutter solch ein kleines, mit Schärpe und wallender Feder geschmücktes Wesen nachgetragen wird.

Sie aber hätte sich nur von den Eltern oder von ihrem Manne begleiten lassen können und so ging sie lieber allein. Der wackere Risler war gar zu komisch in seiner Verliebtheit, spielte mit seiner Frau wie mit einer Puppe, faßte sie unter das Kinn, kniff sie in die Wangen, umkreiste sie mit unartikulierten Freudentönen, oder verfolgte sie mit großen, gerührten Augen, wie ein treuer, dankbarer Hund. Dieser albernen Liebe schämte sie sich, und die Eltern waren ihr bei der Verfolgung ihrer gesellschaftlichen Bestrebungen geradezu ein Hindernis. Sie hatte sich derselben denn auch gleich nach der Hochzeit gewissermaßen entledigt, indem sie ihnen in Montrouge ein Häuschen gemietet. Damit war den häufigen Ueberfällen des Vaters Chèbe im langen Ueberzieher, wie den endlosen Besuchen der guten Mutter Chèbe, die mit der Wiederkehr beßrer Tage in die alte Gewohnheit des Schwatzens und Nichtsthuns zurückfiel, ein Ziel gesetzt.

Nur zu gern hätte Sidonie auch die Familie Delobelle fortgeschafft, deren Nachbarschaft sie belästigte. Aber für den alten Schauspieler war der Marais, wegen der Nähe der Boulevard-Theater, ein bequemer Mittelpunkt, während Désirée, wie alle, die sich ins Haus gefesselt fühlen, an der bekannten Umgebung festhielt. Selbst der melancholische Hof, der im Winter schon um vier Uhr nachmittags dunkel wurde, war ihr ein Freund, ein vertrautes Gesicht, das ihr, wenn es von einem Sonnenstrahl gestreift wurde, freundlich zuzulächeln schien. Aus dem Wege zu schaffen waren sie also nicht, aber Sidonie suchte sich damit zu helfen, daß sie nicht mehr zu ihnen ging.

So wäre denn ihr Leben einsam und eintönig gewesen, hätte ihr nicht Claire Fromont hin und wieder Zerstreuungen verschafft. Aber auch darüber ärgerte sich Sidonie.

„Soll mir denn alles von ihr kommen?“ sagte sie zu sich selbst, und wenn sie zur Tischzeit aus der unteren Etage ein Theaterbillet bekam oder eine Einladung für den Abend, so blieb sie während des Ankleidens — trotz ihrer Freude, sich zeigen zu können — unablässig darauf bedacht, ihre Nebenbuhlerin zu verdunkeln. Diese Gelegenheiten wurden jedoch immer seltener, da Claire sich mehr und mehr ihrem Kinde widmete. Kam aber Großpapa Gardinois nach Paris, so versäumte er nie, die beiden Familien zu vereinigen. Der alte Bauer fühlte sich am behaglichsten in Gesellschaft der kleinen Chèbe, die vor seinen Scherzen nicht erschrak; er führte die beiden Ehepaare zu Philippe, seinem Lieblings-restaurant, wo er Wirt, Kellner und Kellermeister kannte, verthat viel Geld und beschloß den Abend mit seinen Gästen in einer vorausbestellten Loge der komischen Oper oder des Palais Royal.

Im Theater lachte er laut, sprach ebenso vertraulich mit den Logenschließerinnen wie mit den Kellnern bei Philippe, verlangte mit lauter Stimme Fußbänke für seine Damen und wollte beim Fortgehen Pelze und Ueberzieher früher haben als alle andern — als ob er unter den Zuschauern der einzige gewesen wäre, der es zu drei Millionen gebracht hatte.

Zu diesen etwas gewöhnlichen Abendpartieen, von denen sich ihr Mann so oft als möglich losmachte, zog sich Claire Fromont mit dem ihr eignen Takt stets sehr einfach an, so daß sie kaum beachtet wurde. Sidonie dagegen hißte alle Segel auf, setzte sich auf einen Vorderplatz, belachte die Späße des alten Gardinois und fühlte sich überglücklich, aus dem zweiten oder dritten Rang, wo sie früher zu sitzen pflegte, in diese schönen, mit Spiegeln geschmückten Prosceniums-logen herabgestiegen zu sein, deren Samtbrüstung eigens für ihre hellen Handschuhe, ihr Opernglas von Elfen-

bein und ihren Goldflitterfächer gemacht schien. Der herkömmliche Aufputz solcher öffentlichen Lokale, das Rot und Gold der Wandbekleidungen war in ihren Augen wirkliche Pracht und sie paßte so gut in dieselbe hinein, wie eine hübsche Papierblume in ein Filigrangefäß.

Eines Abends, als im Palais Royal ein beliebtes Stück gegeben wurde, fiel inmitten der geschminkten Berühmtheiten mit verschwindend kleinen Hüten und riesenhaften Fächern, die ihre gemalten Gesichter und ausgeschnittenen Kleider in den Parterrelogen zur Schau stellten, Sidoniens Haltung, ihre Toilette, ihr Blick und ihr Lachen allgemein auf. Unter dem Einfluß jener magnetischen Strömung, die sich in Schauspielhäusern so oft bemerklich macht, richteten sich nach und nach alle Operngläser auf die Loge, in der sie saß, so daß Claire Fromont sich davon belästigt fühlte und mit ihrem Mann, der sie unglücklicherweise an diesem Abend begleitet hatte, den Platz wechselte.

Der junge, elegante Georges machte an Sidoniens Seite durchaus den Eindruck des zu ihr passenden Gefährten, indes der hinter ihnen sitzende stille, schüchterne Risler zu Claire Fromont zu gehören schien, die in ihrem einfachen, etwas dunkeln Anzuge einer den Opernball inkognito besuchenden Dame glich.

Beim Hinausgehen hatte jeder der beiden Associés seiner Nachbarin den Arm geboten. Eine der Logenschließerinnen sagte zu Sidonie, indem sie Georges bezeichnete: „Ihr Herr Gemahl“ und die junge Frau bebte vor Freude.

„Ihr Herr Gemahl!“

Diese einfachen Worte genügten, sie völlig in Verwirrung zu bringen und allerlei verbrecherische Regungen in der Tiefe ihrer Seele wachzurufen. Während sie die Gänge und das Foyer durchschritten, betrachtete sie ihren Mann, der mit „Madame Schorsch“ vor ihr herging, fand Claires Anmut durch seine schwerfällige Erscheinung gleichsam verdunkelt und verwischt und sagte sich selbst: „Wie häßlich mag ich

mich an seiner Seite ausnehmen!“ und mit klopfendem Herzen malte sie sich aus, welch ein schönes, glückliches, bewundertes Paar sie und der Mann gewesen wären, dessen Arm jetzt unter ihrem Arme zitterte.

Und zum erstenmal, als jetzt das blaue Coupé am Theater vorfuhr, um Georges und Claire abzuholen, stieg der Gedanke in ihr auf, daß diese Frau sie doch eigentlich von dem ihr gebührenden Platze verdrängt habe und daß sie vollkommen im Rechte sei, wenn sie den Versuch machte, ihn wiederzugewinnen.

---

## Achtes Kapitel.

## Die Brauerei der Rue Blondel

Seit seiner Heirat hatte Risler den Besuch der Brauerei aufgegeben. So gern es Sidonie gesehen hätte, wenn er abends in einen eleganten Klub, in eine Gesellschaft reicher, gut gekleideter Männer gegangen wäre, so unerträglich war ihr der Gedanke, daß er in den Pfeifenqualm und zu den Gefährten seiner Vergangenheit, Sigismund Planus, Delobelle und ihrem Vater, zurückkehren könnte. Geradezu unglücklich war sie darüber, und so schwer es ihm wurde, er gab es auf. Für Risler war die kleine, in einem verlorenen Winkel des alten Paris gelegene Brauerei gleichsam ein Stückchen Heimat gewesen; die kleine Rue Blondel mit ihrem geringen Wagenverkehr, den hohen, vergitterten Parterrefenstern und dem frischen Geruch der Droguerieläden erinnerte an gewisse Gäßchen in Basel oder Zürich, und da der Besitzer der Brauerei ein Schweizer war, bestand ein großer Teil der Stammgäste aus seinen Landsleuten. Wenn die Thür geöffnet wurde, sah man in einen großen, niedrigen, von Pfeifenqualm und harten deutschen Lauten erfüllten Saal, an dessen Balkendecke geräucherte Schinken hingen. An den Wänden standen große Bierfässer, der Fußboden war dick mit Säge-

spänen bedeckt und auf dem Schenktisch standen große Salatnäpfe mit rötlichen, wie Kastanien aussehenden Kartoffeln neben Körben voll frischer, mit Salz bestreuter, goldig glänzender Bretzeln.

Hier hatte Risler zwanzig Jahre lang seine Pfeife gehabt — eine lange Pfeife, die, mit seinem Namen bezeichnet, am Hakenbrett der Stammgäste hing — und seinen Tisch, an welchem einige seiner Landsleute bescheiden Platz nahmen, um in schweigender Bewunderung den endlosen, ihnen ganz unverständlichen Auseinandersetzungen der Herren Chèbe und Delobelle zuzuhören. Seit Risler nicht mehr kam, waren auch diese beiden aus verschiedenen guten Gründen der Brauerei untreu geworden. Einer dieser Gründe war, daß Monsieur Chèbe jetzt zu weit weg wohnte, denn dank der Großmut seiner Kinder sah er den Traum seines Lebens erfüllt.

„Wenn ich einmal reich werde,“ pflegte der kleine Mann zu sagen, als er in der traurigen Wohnung im Marais hauste, „will ich vor einem Thore von Paris, beinahe auf dem Lande, mein eignes Häuschen haben und meinen eignen kleinen Garten, den ich selbst umgrabe und begieße. Das wird mir viel besser bekommen als die Aufregungen der Hauptstadt.“

Dies Häuschen hatte er nun — aber glücklich fühlte er sich nicht, das kann ich versichern.

Es lag in Montrouge, am Rondenwege. „Schweizerhäuschen mit Garten“ stand auf dem Mietzettel, dessen Quadrat gleichsam der Plan der Besitzung zu sein schien. Die ländlich aussehenden Tapeten waren neu, der Anstrich überall frisch, eine Regentonne, die neben der Laube von wildem Wein angebracht war, diente zum Begießen und ersetzte den fehlenden Teich. Zu allen diesen Vorzügen kam, daß dieses Paradies nur durch eine Hecke von einem ganz gleichen „Schweizerhaus mit Garten“ getrennt war, das der Kassierer Sigismund Planus mit seiner Schwester bewohnte. Für Madame Chèbe war diese Nachbarschaft sehr angenehm, denn sobald sie sich langweilte, begab sie sich mit einem

Vorrat von Strickereien und Flickereien in die Laube der alten Jungfer und blendete sie mit der Schilderung vergangener Tage voll Glück und Glanz. Ihrem Gatten standen leider derartige Zerstreuungen nicht zu Gebot.

Anfangs ging alles gut. Es war mitten im Sommer und Monsieur Chèbe, der sich beständig in Hemdärmeln zeigte, war mit der Einrichtung beschäftigt. Jeder Nagel, der im Hause eingeschlagen werden sollte, wurde zum Gegenstand reiflicher Ueberlegung, endloser Diskussionen. Ebenso war es im Garten. Anfangs hatte er beschlossen, einen englischen Park daraus zu machen mit immergrünen Rasenflächen und verschlungenen Pfaden zwischen dichtem Gebüsch. Wenn das Buschwerk nur nicht so verteufelt lange Zeit zum Wachsen brauchte!

„Es wäre doch vielleicht besser, einen Nutzgarten anzulegen", sagte der ungeduldige kleine Mann und nun träumte er von Gemüsebeeten, Stangenbohnen und Pfirsichspalieren. Ganze Vormittage war er mit Hacken beschäftigt, runzelte die Stirn mit sorgenvoller Miene und trocknete sich geflissentlich in Gegenwart seiner Frau die Stirn, damit sie ihm sagen sollte: „Ruhe dich doch aus . . . du wirst dich tot arbeiten."

Das Ende vom Liede war, daß der Garten eine Art Mischling wurde, Parkanlagen und Gemüsebeete, Blumen und Früchte enthielt. Monsieur Chèbe versäumte denn auch nie, wenn er nach Paris ging, sein Knopfloch mit einer Rose seines Blumengartens zu schmücken.

Solange das Wetter schön blieb, wurden die guten Leute nicht müde, das Untergehen der Sonne hinter den Festungsmauern, die Länge der Tage und die erquickende Landluft zu preisen. Hin und wieder, wenn sie abends am offnen Fenster saßen, sangen sie zweistimmige Lieder, und beim Anblick der Sterne, die gleichzeitig mit den Gaslaternen der Ringbahn aufleuchteten, wurde Ferdinand lyrisch gestimmt. Um so trauriger aber sah es aus, als die Regenzeit kam und an Ausgehen nicht mehr zu denken war! Madame Chèbe, eine Vollblut-Pariserin, sehnte sich nach den

engen Straßen des Marais, nach ihren Marktgängen auf den Platz des Blancs-Manteaux, ihren Einkäufen in den Läden des Stadtviertels.

Da saß sie nun am Fenster auf ihrem Arbeitsplatze und Beobachtungsposten, sah in den kleinen, feuchten Garten hinaus, wo sich verblühte Winden und Kapuzinerkresse lebensmüde von den Stengeln löſten, sah die lange, gerade Linie der Böschungen und weiterhin an einer Straßenecke die Station der Pariser Omnibusse, auf deren lackierten Außenseiten in verlockenden Inschriften zu lesen war, wohin sie fuhren. So oft sich einer dieser großen Wagen in Bewegung setzte und abfuhr, blickte sie ihm nach, wie der nach Cayenne oder Numea verbannte Beamte dem nach Frankreich heimkehrenden Postschiffe mit den Augen folgt; in Gedanken fuhr sie mit, wußte, wo er stillhielt, um welche Ecken er zu biegen hatte und wo seine Räder die Scheiben der Ladenfenster in Gefahr brachten.

Geradezu fürchterlich wurde Monsieur Chèbe in dieser Gefangenschaft. An Gartenarbeiten war nicht mehr zu denken; Sonntags blieben die Festungswerke verödet; er konnte nicht mehr wie bisher in gestickten Pantoffeln, mit der Miene eines reichen Hausbesitzers aus der Nachbarschaft zwischen den Arbeitergruppen umhergehen, die, mit ihren Angehörigen im Grase gelagert, die mitgebrachten Vorräte verzehren. — Gerade das fehlte ihm am meisten, denn er wurde förmlich gequält von dem Verlangen, andre mit sich und seinen Angelegenheiten zu beschäftigen. Seit ihm das versagt war, wußte er nichts mit sich anzufangen, und da er niemand hatte, vor dem er sich wichtig machen, niemand dem er seine Pläne und Erlebnisse mitteilen oder von dem Unfall erzählen konnte, der den Herzog von Orleans betroffen hatte — dasselbe, wissen Sie, war ihm in seiner Jugend widerfahren — so blieb dem unglücklichen Ferdinand nichts weiter übrig, als seine Frau mit Vorwürfen zu überhäufen.

„Deine Tochter hat uns in die Verbannung geschickt . . . Deine Tochter schämt sich unsrer . . .“

Den ganzen Tag war nichts weiter zu hören, als „Deine Tochter . . . Deine Tochter . . . Deine Tochter . . .“ denn in seiner Erbitterung gegen Sidonie verleugnete er sie und bürdete die ganze Verantwortlichkeit für dies abscheuliche, unnatürliche Kind seiner Gattin auf. Eine wahre Erleichterung war es für die arme Madame Chèbe, wenn ihr Mann einen der Omnibusse an der Station bestieg, um Delobelle, der immer zum Flanieren bereit war, aufzusuchen und den Groll gegen Tochter und Schwiegersohn in seinen Busen auszuschütten.

Auch der berühmte Delobelle war mit Risler unzufrieden und geneigt, von ihm zu sagen: „Er ist ein Waschlappen!“

Der große Mann hatte sich nämlich der Hoffnung hingegeben, in dem neubegründeten Haushalt eine große Rolle zu spielen, in Fragen der Eleganz und des Anstandes die entscheidende Stimme zu haben. Statt dessen behandelte ihn Sidonie mit verletzender Kälte und Risler nahm ihn nicht einmal mehr mit in die Brauerei. Dennoch beschwerte sich der Schauspieler nicht allzu laut, und so oft er mit dem alten Freunde zusammentraf, überhäufte er ihn mit Schmeicheleien und Verbindlichkeiten, denn er hatte die Absicht, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Delobelle war des Wartens auf den einsichtsvollen Direktor und die ersehnte Rolle müde und hatte beschlossen, selbst ein Theater zu kaufen und zu leiten; das Kapital dazu sollte ihm Risler geben. Auf dem Boulevard du Temple war in diesem Augenblick ein kleines Theater zu verkaufen, dessen Direktor Bankerott gemacht hatte. Delobelle begann Risler darauf hinzuweisen, bemerkte: „Da ließe sich 'was machen,“ und Risler, der ihm mit seinem gewöhnlichen Phlegma zuhörte, gab zur Antwort: „Ja, das könnte möglicherweise für Sie passen.“ — Eine direkte Anfrage Delobelles hatte er nicht sogleich mit entschiedenem Nein zurückzuweisen gewagt, hatte sich hinter ein: „Ich werde sehen . . . später vielleicht“ geflüchtet und endlich das unglückselige Wort fallen lassen: „Man müßte einen Kostenanschlag haben.“

Darauf hatte der Schauspieler acht Tage lang hart gearbeitet, Pläne gezeichnet und Zahlen zusammengestellt. Frau und Tochter saßen an seiner Seite, sahen ihm voll Bewunderung zu und berauschten sich an diesem neuen Traume. Im ganzen Hause hieß es: „Monsieur Delobelle wird ein Theater kaufen;“ auf dem Boulevard, im Schauspieler-Kaffeehause war es Tagesgespräch. Delobelle gab zu verstehen, daß er das nötige Kapital gefunden habe, und die Folge davon war, daß er von einer Anzahl stellenloser Schauspieler umdrängt wurde, ehemaligen Kameraden, die ihn vertraulich auf die Schulter schlugen und sich ihm mit den Worten: „Alter Junge, du weißt doch noch ...“ in Erinnerung brachten. Delobelle versprach Engagements, frühstückte im Kaffeehause, schrieb daselbst allerlei Briefe, grüßte die Eintretenden mit freundlicher Handbewegung, führte in den Winkeln lebhafte, vertrauliche Zwiegespräche und schon hatten ihm zwei schäbige Dramatiker ein Stück in sieben Bildern vorgelesen, das er für die Eröffnung seiner Bühne passend fand. Er sagte bereits „Mein Theater“ und erhielt Briefe, die an den „Herrn Direktor Delobelle“ adressiert waren.

Nachdem er Prospekt und Kostenanschläge fertig hatte, ging er damit zu Risler in die Fabrik, fand denselben aber sehr beschäftigt und wurde von ihm in die Rue Blondel bestellt. Delobelle, der erste, der abends in der Brauerei erschien, setzte sich an den ehemaligen Stammtisch, bestellte einen Krug Bier mit zwei Gläsern und wartete. Er wartete lange, das Auge in zitternder Ungeduld der Thüre zugewendet — Risler kam nicht. So oft jemand eintrat, fuhr der Schauspieler in die Höhe; er hatte seine Papiere auf den Tisch gelegt, und sah sie immer aufs neue durch, wobei er allerlei Gebärden machte und Kopf und Lippen bewegte.

Das Unternehmen war einzig in seiner Art — ein glänzendes Geschäft. Schon sah er sich auf der Bühne — denn das war die Hauptsache — sah sich auf seinem eignen Theater in Rollen auftreten, die eigens für ihn geschrieben,

seinem Talente angepaßt waren und alle Effekte in sich vereinigten . . .

Plötzlich öffnete sich die Thür und inmitten des Pfeifenqualms erschien Monsieur Chèbe. Dies Zusammentreffen war dem einen ebenso unangenehm wie dem andern, denn auch Chèbe wünschte seinen Schwiegersohn in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen, hatte ihm das geschrieben, ihn aufgefordert, nach der Brauerei zu kommen, und hinzugefügt, es handle sich um eine Ehrensache, über die sie sich unter vier Augen, Mann gegen Mann aussprechen müßten.

Diese sogenannte Ehrensache war übrigens weiter nichts, als daß Monsieur Chèbe sein Häuschen in Montrouge gekündigt und statt dessen in der Rue du Mail, also in einem der besten Geschäftsviertel von Paris, einen Laden nebst Halbetage gemietet hatte. — Einen Laden? — Mein Gott, ja! und nun war er in einiger Sorge wegen dieses dummen Streiches, besonders in Unruhe, wie sich seine Tochter dazu stellen würde. Der Laden war bedeutend teurer als das Haus in Montrouge und bedurfte überdies bedeutender Reparaturen. Darum wünschte Chèbe, der seinen Schwiegersohn kannte, zuerst mit ihm zu sprechen; er gab sich der Hoffnung hin, ihn für die Sache gewinnen, ihm die Verantwortlichkeit für seinen häuslichen Staatsstreich zuschieben zu können — aber an Rislers Stelle fand er Delobelle.

Verdrießlich, mit dem bösen Blicke zweier Hunde, die an einem Futternapfe zusammentreffen, sahen sie sich an. Jeder begriff, wen der andre hier zu finden wünschte, und sie versuchten auch nicht, sich darüber zu täuschen.

„Ist mein Schwiegersohn nicht hier?“ fragte Chèbe, indem er die auf dem Tische liegenden Papiere mit einem Seitenblick streifte und die Worte mein Schwiegersohn gleichsam unterstrich, um anzudeuten, daß Risler nur ihm, keinem andern gehöre.

„Ich erwarte ihn,“ antwortete Delobelle, schob seine Schriftstücke zusammen und fügte mit wichtiger, geheimnis-

voller Miene in seiner theatralischen Weise hinzu: „Es handelt sich um eine Sache von höchster Bedeutung.“

„Mir geht es ebenso!“ versicherte Monsieur Chèbe und seine drei Haare sträubten sich, wie die Stacheln eines Igels. Dann setzte er sich neben Delobelle, bestellte wie dieser einen Krug Bier mit zwei Gläsern, steckte die Hände in die Taschen und lehnte sich mit dem Rücken an die Wand, um in dieser gespreizten Stellung ebenfalls zu warten. Die beiden leeren Gläser, die nebeneinander stehend für denselben nicht Anwesenden bestimmt waren, schienen sich drohend anzusehen.

Risler kam noch immer nicht.

Die beiden stummen Trinker wurden ungeduldig, rückten auf dem Diwan hin und her, und jeder hoffte, daß der andre des Wartens müde werden sollte.

Endlich kam ihre üble Laune zum Ausbruch und es verstand sich von selbst, daß ihr der arme Risler zum Opfer fiel.

„Wie unschicklich, einen Mann meines Alters so lange warten zu lassen!“ begann der kleine Chèbe, der sein hohes Alter nur bei solchen Gelegenheiten geltend zu machen pflegte.

„Es sieht wirklich aus, als ob man uns zum besten haben wollte,“ erwiderte Delobelle.

„Wer weiß ... Monsieur hat vielleicht Tischgäste!“ meinte der andre.

„Und was für Gäste!“ fiel der berühmte Delobelle, in dessen Seele peinliche Empfindungen erwachten, verächtlich ein.

„Soviel ist gewiß ...“ begann Monsieur Chèbe aufs neue und damit rückten sie zusammen und begannen vertraulich zu plaudern. Beide hatten gegen Risler und Sidonie allerlei auf dem Herzen, das sprachen sie jetzt aus. Dieser Risler war, trotz seines gutmütigen Wesens, im Grunde doch nur ein Egoist, ein Emporkömmling; sie spotteten über seine Aussprache, seine Haltung, ahmten einige seiner Angewohnheiten nach, kamen endlich auf seinen Ehestand und flüsterten sich in gedämpftem Tone allerlei lächerliche Geschichtchen über ihn zu. Sie waren wieder die besten Freunde.

Monsieur Chèbe ging weit in seinen Bemerkungen.

„Er mag sich nur in acht nehmen! Es ist die größte Thorheit, daß er die Tochter in solcher Weise von den Eltern fernhält. Passiert ihm etwas, so darf er uns keine Vorwürfe machen. Wenn eine Tochter nicht mehr das Beispiel der Eltern vor Augen hat ... Sie verstehen mich.“

„Gewiß ... gewiß!“ antwortete Delobelle. „Um so mehr, da Sidonie sehr kokett geworden ist. — Aber was wollen Sie, ihm geschieht nur, was er verdient hat ... wie durfte ein Mann in seinem Alter ... still! da ist er ...“

Risler war eingetreten und kam, rechts und links Hände schüttelnd, auf sie zu.

Die drei Freunde begrüßten sich mit einer gewissen Verlegenheit. Risler entschuldigte sich so gut er konnte. Er hatte sich zu Hause verspätet. Sidonie hatte Gesellschaft; — Delobelle stieß Chèbe mit dem Fuße unter dem Tische an, und während er sprach, sah er unbehaglich auf die beiden leeren Gläser, die für ihn bereit standen, und wußte nicht, vor welches er sich setzen sollte.

Delobelle war großmütig.

„Sie haben miteinander zu reden, meine Herren; bitte genieren Sie sich nicht!“ Und indem er Risler zublinzelte, fügte er flüsternd hinzu: „Ich habe die Papiere mitgebracht.“

„Die Papiere?“ fragte der andre erstaunt.

„Die Kostenanschläge!“ flüsterte der Schauspieler, dann drückte er sich mit auffallend zur Schau getragener Diskretion in eine Ecke, stützte den Kopf in die Hände, mit denen er sich gleichzeitig die Ohren zuhielt, und vertiefte sich in seine Papiere.

Die beiden andern begannen zu plaudern, erst leise, dann lauter, denn Monsieur Chèbes scharfe, kreischende Stimme ließ sich nicht lange mäßigen. Er war, zum Teufel auch, noch nicht alt genug, sich ins Grab zu legen! In Montrouge hätte er freilich vor Langeweile sterben müssen. Nein, die Rue du Mail oder du Sentier, der rege Geschäftsverkehr jener Stadtviertel, das war, was er brauchte.

„Gut . . . aber was soll der Laden?“ wagte Risler schüchtern einzuwerfen.

„Der Laden? was der Laden soll?“ wiederholte Monsieur Chèbe, rot wie ein Osterei, in den höchsten Tönen seiner Stimmlage, „den Laden, Herr Risler, brauche ich, weil ich Kaufmann bin . . . und nicht allein Kaufmann, sondern einer Kaufmannsfamilie entsprossen . . . Oh! was Sie sagen wollen, weiß ich schon, weiß es ganz genau! . . . Ich habe augenblicklich kein Geschäft . . . aber wer ist daran schuld? . . . Wenn die Leute, die mich in Montrouge, in der Nähe der Irrenanstalt von Bicêtre eingesperrt haben, so vernünftig gewesen wären, mir das nötige Kapital zur Begründung eines Geschäftes vorzustrecken . . .“ Hier gelang es Risler, ihn zum Schweigen zu bringen, und fortan wurden nur noch abgerissene Sätze ihrer Unterhaltung hörbar: „Bequemeren Laden . . . hohe Decke . . . leichteres Atmen . . . Zukunftspläne . . . riesiges Unternehmen . . . seiner Zeit weitere Aufschlüsse geben . . . gar viele werden sich wundern . . .“ Während Delobelle diese abgerissenen Sätze auffing, schien er sich mehr und mehr in seine Schriftstücke zu vertiefen und zeigte den runden Rücken eines Mannes, der durchaus nichts hören will. Risler, der sich in großer Verlegenheit befand, trank — um äußerlich seine Haltung zu bewahren — hin und wieder einen Schluck Bier. Endlich, als sich Monsieur Chèbe, aus triftigen Gründen, beruhigt hatte, wendete sich sein Schwiegersohn mit freundlichem Lächeln zu dem berühmten Delobelle; dieser warf ihm jedoch einen kalten, strengen Blick zu, der zu fragen schien: „Soll ich ewig warten?“

„Großer Gott . . . er hat recht!“ dachte der arme Risler, wechselte Stuhl und Glas und setzte sich dem Schauspieler gegenüber. Aber Monsieur Chèbe besaß nicht Delobelles Lebensart; anstatt bescheiden beiseite zu rücken, schob er sein Bier näher heran, drängte sich zwischen die beiden, und der große Mann, der in seiner Gegenwart nicht sprechen wollte, steckte zum zweitenmale seine Papiere in die Tasche,

indem er zu Risler gewendet sagte: „Wir wollen später darauf zurückkommen.“

Es wurde sehr spät, ehe das geschah, denn Monsieur Chèbe hatte sich selbst gesagt: „Mein Schwiegersohn ist so gutmütig ... wenn ich ihn mit diesem Glücksjäger allein lasse, kann niemand wissen, was der ihm abschwatzt.“

So blieb er denn, um Risler zu beaufsichtigen. Der Schauspieler war wütend; die Besprechung auf einen andern Tag verschieben? ... unmöglich! Risler hatte eben erzählt, daß er am folgenden Morgen auf vier Wochen nach Savigny gehe.

„Auf vier Wochen nach Savigny?“ fragte der kleine Chèbe empört; er fürchtete, daß ihm sein Schwiegersohn entschlüpfen könnte. „Was wird dann aus den Geschäften?“

„Ich komme täglich mit Georges in die Stadt ... Herr Gardinois verlangt danach, seine kleine Sidonie wiederzusehen.“

Monsieur Chèbe schüttelte den Kopf; er fand das höchst unvorsichtig. Geschäft ist nun einmal Geschäft ... Man muß immer da sein ... darf seinen Posten unter keiner Bedingung verlassen! ... Wie leicht könnte nachts in der Fabrik Feuer ausbrechen. Mit weiser Miene bemerkte er denn auch: „Das Auge des Herrn, mein Bester, das Auge des Herrn!“ während der Schauspieler, dem diese Abwesenheit ebenfalls unbequem war, seine großen Augen rollen ließ und ihnen einen herrschgewaltigen Ausdruck gab — den Ausdruck, der „das Auge des Herrn“ bezeichnet.

Endlich, gegen Mitternacht, wurde der tyrannische Schwiegervater durch den letzten Omnibus nach Montrouge entführt und Delobelle konnte sprechen.

„Hier ist vor allen Dingen der Prospekt,“ sagte er, um nicht gleich mit der Geldfrage beginnen zu müssen, und die Lorgnette auf der Nase, las er, als ob er auf der Bühne stände, in hochpathetischem Tone: „Wenn wir mit kaltem Blute den Grad des Verfalls betrachten, bis zu welchem in Frankreich die dramatische Kunst herabgesunken ist, wenn wir die Entfernung bemessen, durch welche das Theater Molières

von ..." so ging das weiter mehrere Seiten lang. Risler hörte eifrig rauchend zu und wagte nicht, sich zu regen, denn alle Augenblicke warf ihm der Vorlesende über die Brillengläser einen Blick zu, um sich von dem Eindruck seiner Worte zu überzeugen. Unglücklicherweise wurde, als er noch mitten im Lesen war, das Lokal geschlossen. Man löschte die Lampen aus — die letzten Gäste mußten gehen. Aber die Kostenanschläge? Die Freunde beschlossen, sie unterwegs vorzunehmen. Unter jeder Laterne standen sie still, und der Schauspieler ließ seine Ziffern aufmarschieren: so und so viel für das Haus, so viel für Beleuchtung, so viel für Armensteuer, so viel für Gagen. Zu diesem Posten gab er einen Kommentar.

„Das beste bei der Geschichte ist, daß wir keinen ersten Heldenspieler zu bezahlen haben," sagte er. „Die Heldenrollen übernimmt Bibi ... (wenn Delobelle von sich selbst sprach, pflegte er sich so zu nennen). Ein erster Heldenspieler wird mit zwanzigtausend Franken bezahlt. Da wir sie nicht zu zahlen haben werden, ist's, als ob Sie zwanzigtausend Franken in die Tasche steckten ... habe ich nicht recht? . . was meinen Sie?"

Risler gab keine Antwort und sah halb zerstreut, halb verlegen aus, als ob er in Gedanken mit andern Dingen beschäftigt wäre. Delobelle, der mit seinen Berechnungen zu Ende gekommen war und mit Schrecken bemerkte, daß sie der Ecke der Rue des Vieilles Haudriettes immer näher kamen, ermannte sich endlich zu der unumwundenen Frage: ob Risler das Geschäft machen wolle, oder nicht?

„Kurz gesagt, nein!" antwortete Risler, von einem Heldenmut beseelt, den ihm teils die Nähe der Fabrik einflößte, teils der Gedanke, daß sein häusliches Glück auf dem Spiele stehe. Delobelle erstarrte; er war der Ueberzeugung gewesen, daß alles so gut wie abgemacht sei, und sah nun, mit den Papieren in der Hand, tief erschüttert, seinen Gefährten mit großen Augen an.

„Nein,“ wiederholte Risler; „ich kann auf Ihren Vorschlag nicht eingehen ... das Warum will ich Ihnen erklären.“

Langsam, mit seiner gewöhnlichen Schwerfälligkeit setzte der wackere Mann seinem Zuhörer auseinander, daß er nicht reich sei und — obwohl er Associé eines großen Handelshauses geworden — kein verfügbares Kapital besitze. Georges und er bezogen monatlich eine gewisse Summe aus der Kasse des Hauses, und wenn zum Jahresschluß Inventur gemacht wurde, teilten sie den Gewinn. Was sich Risler bisher erspart gehabt, war durch die Einrichtung seines Hausstandes verschlungen; Inventur fand erst in vier Monaten statt; woher also die dreißigtausend Franken nehmen, die beim Ankauf des Theaters, zur ersten Anzahlung augenblicklich da sein mußten? Ueberdies konnte das Unternehmen fehlschlagen.

„Unmöglich! ... dafür steht Bibi gut!“ ... Bei diesen Worten richtete sich der arme Bibi hoch auf; aber Risler blieb fest und alle Beweisgründe, alles Zureden Bibis stieß auf denselben abweisenden Bescheid: „Vielleicht später ... in zwei oder drei Jahren.“

Der Schauspieler kämpfte lange, verteidigte sein Terrain Schritt für Schritt. Er wollte neue Kostenanschläge machen ... das Unternehmen ließ sich wohl auch billiger in Gang bringen.

„Es wäre immer noch zu teuer für mich,“ fiel Risler ein. „Auch mein Name gehört mir nicht mehr ... er ist ein Teil der Firma geworden und ich habe nicht das Recht, ihn zu verpfänden ... Bedenken Sie, wenn ich Bankerott machte!“ — Seine Stimme zitterte, als er das Wort „Bankerott“ aussprach.

„Es würde ja alles unter meinem Namen gehen,“ erwiderte Delobelle, der sich durch keinerlei Ahnungen beirren ließ. Er versuchte alles mögliche; rief die heiligen Interessen der Kunst zu Hilfe und ging selbst so weit, von hübschen, kleinen Schauspielerinnen zu sprechen, deren verheißungsvolle Blicke ...

Mit lautem Auflachen fiel ihm Risler ins Wort; „Oho, Spaßvogel, der Sie sind! ... mit solchen Dingen dürfen Sie mir nicht kommen. Vergessen Sie nicht, daß wir beide verheiratet sind, daß es sehr spät ist und daß unsre Frauen auf uns warten. Und nun keine Feindschaft ... nicht wahr? ... ich habe Ihren Vorschlag durchaus nicht zurückgewiesen, das lassen Sie sich gesagt sein. Wenn unsre Inventur gemacht ist, kommen Sie wieder, dann sprechen wir weiter über die Angelegenheit ... Aha, eben löscht Vater Achilles das Gas aus ... ich muß mich beeilen, daß ich ins Haus komme. Gute Nacht!"

Es war über ein Uhr morgens, als der Schauspieler heimkam. Wie gewöhnlich erwarteten ihn auch heute Frau und Tochter bei der Arbeit, aber es lag eine fieberhafte Aufregung in ihrem Wesen, die ihnen sonst nicht eigen war. Die große Schere, mit welcher Mutter Delobelle den Draht zu durchschneiden pflegte, geriet jeden Augenblick in ein seltsames Zittern, und die Schnelligkeit, mit der sich die zarten Finger Désirées beim Zusammenstellen eines Kopfputzes bewegten, war geradezu Schwindel erregend. Selbst die langen Federn der Kolibris, die vor ihr auf dem Tische lagen, schienen glänzender, farbenprächtiger zu sein, als sonst ... eine mächtige Zauberin, Hoffnung genannt, war diesen Abend flüchtig dagewesen, hatte sich nicht gescheut, die fünf dunkeln Treppen hinaufzusteigen und hatte die Thür der kleinen Wohnung halb geöffnet, um einen strahlenden Blick hineinzuwerfen. Wie mancherlei Täuschungen das Leben gebracht haben mag, dieser Zauberglanz blendet uns immer aufs neue.

„Ach! wenn es dem Vater doch gelänge!" sagte Madame Delobelle von Zeit zu Zeit, als wollte sie eine Uebermacht glückseliger Gedanken, denen sie sich träumend überlassen hatte, in wenige Worte zusammenfassen.

„Es wird ihm gelingen, verlaß dich darauf! Monsieur Risler ist so gut ... ich möchte für ihn einstehen, und auch Sidonie hat uns lieb, obwohl sie uns seit ihrer Heirat etwas

vernachlässigt. Aber man muß auf die Verhältnisse Rücksicht nehmen ... überdies werde ich nie vergessen, was sie für mich gethan hat."

Bei der Erinnerung an das, was Sidonie für sie gethan, arbeitete die kleine Lahme noch fieberhafter als bisher. Wie elektrisiert bewegten sich ihre Finger, als strebten sie, etwas Flüchtiges, Unfaßbares zu halten, das Glück zum Beispiel oder die Liebe eines Menschen, der keine Gegenliebe fühlt.

„Was hat sie denn für dich gethan?" hätte die Mutter fragen müssen, aber was die Tochter sagte, war ihr im Augenblick ziemlich gleichgültig. Sie dachte nur an ihren großen Mann. „Denke nur, Kind, wie schön es wäre, wenn der Vater ein eignes Theater bekäme und wieder spielen könnte, wie in früheren Zeiten! Du kannst dich nicht daran erinnern ... du warst damals noch zu klein. Aber wenn du wüßtest, welchen Beifall er hatte ... wie er herausgerufen wurde ... In Alençon hat er eines Abends von den Theaterabonnenten einen goldnen Kranz bekommen ... Er war aber auch herrlich zu jener Zeit ... und so heiter, so lebensfroh. Wer ihn jetzt wieder sieht, wird ihn kaum erkennen, so sehr hat das Unglück den Aermsten verändert ... Und doch, ich bin fest überzeugt, daß er nur ein bißchen Erfolg zu haben brauchte, um wieder jung und fröhlich zu werden, Außerdem kann man mit einer Theaterdirektion viel Geld verdienen; der Direktor in Nantes hatte Equipage ... denke 'mal, wenn wir Equipage hätten ... Nein! denke nur ... Wie gut wäre das auch für dich ... du könntest ins Freie, könntest deinen Lehnstuhl verlassen ... der Vater brächte uns aufs Land ... du sähest Wasser und Bäume, nach denen du so große Sehnsucht hast ..."

„Ach ja, Bäume!" sagte die arme kleine Gefangene mit leisem Beben vor sich hin.

In diesem Augenblick wurde unten die Hausthür heftig zugeschlagen und der gleichmäßige Schritt Monsieur Delobelles ertönte im Flur und auf den Treppen. Ein Augen-

blick stummer, atemloser Spannung ... Mutter und Tochter wagten nicht, sich anzusehen, und die große Schere der Mama Delobelle zitterte so stark, daß sie den Messingdraht an der falschen Stelle abschnitt.

Es war ein harter Schlag, der den armen Mann getroffen hatte, und während er in nächtlicher Stille die fünf Treppen hinaufstieg, stand ihm sein ganzes Elend vor Augen: seine zerstörten Hoffnungen, das Demütigende der Abweisung, der Spott seiner Kameraden, die Rechnung im Kaffeehause, wo er während der ganzen Zeit seiner Direktion auf Borg gefrühstückt hatte, und die nun zu bezahlen war. Sein Herz blutete ... aber die Komödiantennatur war so mächtig in ihm, daß er auch diesem wahren Schmerze die konventionelle, tragische Maske gab.

Sobald er die Schwelle überschritten hatte, blieb er stehen und warf einen langen, verzweiflungsvollen Blick auf den Arbeitstisch, sein kleines Abendessen, das in der Ecke für ihn bereit stand, und die beiden lieben, angstvollen Gesichter, die mit glänzenden Augen zu ihm aufsahen. Eine volle Minute lang sprach der Schauspieler nicht ein Wort — was eine minutenlange Pause auf der Bühne sagen will, wissen wir alle — dann trat er drei Schritte vor, sank auf einen niedrigen Stuhl neben dem Arbeitstische und stöhnte: „Ich bin verdammt!" und schlug dabei so gewaltig mit der Faust auf den Tisch, daß die Vögel und Käfer für Modewaren in alle vier Stubenecken flogen. Erschreckt sprang seine Frau vom Stuhle, um ängstlich an seine Seite zu treten, während Désirée mit einem Ausdruck der Angst, die ihre Züge entstellte, in ihrem Sessel emporfuhr.

Der Schauspieler fiel in sich zusammen, ließ die Arme schlaff herabhängen, senkte den Kopf auf die Brust und erging sich in einem aus abgerissenen Ausrufungen bestehenden Monologe, der, von Seufzern und theatralischem Aufschluchzen unterbrochen, eine Reihenfolge leidenschaftlicher Verwünschungen gegen das grausame, egoistische Bürgertum ent-

hielt, dem der Künstler sein Fleisch und sein Blut zur Speise dahingibt.

Sein ganzes Bühnenleben ließ er an sich vorüberziehen: seine ersten Triumphe, den goldnen Kranz der Abonnenten in Alençon; seine Verheiratung mit „dieser Heiligen". Dabei zeigte er auf die arme Frau, die in Thränen aufgelöst, mit zitternden Lippen neben ihm stand und jedes Wort des Gatten mit greisenhaftem Kopfnicken begleitete.

Auch wer bis dahin nichts von der Lebensgeschichte des berühmten Delobelle gewußt hätte, wäre nach diesem Monologe im stande gewesen, seine Laufbahn in allen Einzelheiten nachzuerzählen. Er gedachte seiner Ankunft in Paris, seiner Enttäuschungen, seiner Entbehrungen. Leider verriet der Vergleich seines dicken, blühenden Gesichts mit dem hagern, angegriffenen Gesicht seiner Frau und Tochter, daß nicht er die Entbehrungen getragen hatte. Aber darauf kam es dem Schauspieler nicht an; er fuhr fort, sich in hochtönenden Worten zu berauschen.

„Oh!" rief er aus, „so lange gekämpft zu haben ... zehn, fünfzehn Jahre lang ... während diese treuen Wesen mir zur Seite gestanden, für mein tägliches Brot gearbeitet haben."

„Papa, lieber Papa, sprich nicht so!" bat Désirée mit gefalteten Händen.

„Ja, ja für mein tägliches Brot gearbeitet haben ... ich schäme mich dessen nicht; denn um der Kunst, um der heiligen Kunst willen habe ich alle diese Opfer angenommen. Damit ist es nun vorbei ... ich bin zu tief verwundet ... ich gebe es auf!"

„Was sagst du!" rief Mutter Delobelle, indem sie auf ihn zustürzte.

„Laß mich, ich bitte dich! ... Meine Kraft ist erschöpft ... den Künstler in mir haben sie getötet ... es ist vorbei ... ich entsage der Bühne."

Es war rührend zu sehen, wie ihn Frau und Tochter mit den Armen umfaßten, ihn anflehten, weiter zu kämpfen,

ihn zu überzeugen suchten, daß er nicht das Recht habe, seine Künstlerlaufbahn aufzugeben.

Eine Weile widerstand Delobelle, dann ergab er sich und versprach, ihnen zuliebe noch eine Weile auszuharren; aber es hatte der inständigsten Bitten, der zärtlichsten Liebkosungen bedurft, um ihn so weit zu bringen.

Eine Viertelstunde später saß der große Mann, erschöpft von seinem Monologe, erleichtert durch den Ausbruch seiner Verzweiflung, am Ende des Tisches und verzehrte mit gutem Appetit sein Abendessen. Die einzige Nachwirkung der letzten Stunden war jene leichte Abspannung, die nach der Darstellung einer großen, leidenschaftlichen Rolle zurückzubleiben pflegt.

Aber der Schauspieler, der eben ein volles Haus gerührt und auf der Bühne wirklich Thränen vergossen hat, vergißt seine Rolle, sobald die Vorstellung aus ist, läßt seine Erregung wie Kostüm und Perücke in der Garderobe zurück, während die Zuschauer einen nachhaltigen Eindruck mitnehmen, mit rotgeweinten Augen und beklemmtem Herzen nach Hause gehen und von den aufgeregten Nerven noch lange wachgehalten werden.

Auch die kleine Désirée und Mama Delobelle konnten diese Nacht nur wenig schlafen.

---

## Neuntes Kapitel.

## In Savigny.

Ein großes Unglück war der vierwöchentliche Aufenthalt der Familien Fromont und Risler in Savigny.

Nach zwei Jahren trafen Georges und Sidonie in der früheren Umgebung zusammen — einem Besitztum, das zu alt war, um sich nicht gleich zu bleiben, und das mit seinem unveränderten Gestein, seinen Teichen und Bäumen alles Flüchtigen, Vergänglichen zu spotten schien. Sie hätten edlere

Naturen, festere Charaktere sein müssen, um diesem Wiedersehen nicht zu erliegen.

Claire Fromont war nie so glücklich gewesen, wie jetzt, hatte Savigny nie so schön gefunden. Welche Lust, ihres Kindes Schritte auf den Rasenplätzen zu leiten, die sie selbst als kleines Mädchen so oft betreten hatte; sich als junge Mutter in den Schatten der Bäume zu setzen, unter denen sie — von ihrer Mutter behütet — einst gespielt, oder am Arme des Gatten alle die Winkelchen wieder aufzusuchen, die der Schauplatz ihrer Kindheitsfreuden gewesen waren. Eine stille Befriedigung erfüllte ihre Seele; sie genoß das volle Glück eines ruhigen Daseins, das in stillem Behagen verfließt, und den ganzen Tag leuchteten ihre langen Morgenkleider zwischen dem Buschwerk auf, während sie langsam den kleinen Schritten des Kindes folgte, seine Freudenlaute zu verstehen, seine Wünsche zu erfüllen suchte.

Sidonie schloß sich diesen mütterlichen Spaziergängen nur selten an. Sie gab vor, daß der Kinderlärm sie ermüde, und stimmte darin mit dem alten Gardinois überein, der jeden Anlaß, seiner Enkelin weh zu thun, mit Freuden ergriff. Am besten hoffte er dies Ziel zu erreichen, indem er sich ausschließlich mit Sidonie beschäftigte und sie noch mehr feierte, als bei ihrem ersten Besuch. Die Equipagen, die seit zwei Jahren in der Remise standen und wöchentlich nur einmal abgestaubt wurden, um die seidenen Polster von Spinnweben zu befreien, wurden ihr zur Verfügung gestellt. Dreimal täglich wurde angespannt, das eiserne Gitterthor war in unaufhörlicher Bewegung und das ganze Hauswesen geriet in einen lebhafteren Schritt. Der Gärtner pflegte seine Blumen sorgfältiger als bisher, weil Madame Risler sich die schönsten auswählte, um sie zum Diner ins Haar zu stecken. Besuche kamen; Gouters und Landpartieen wurden veranstaltet, bei denen zwar Madame Fromont junior den Vorsitz führte, deren Seele und Mittelpunkt jedoch die heitere Sidonie war. Hin und wieder machte ihr Claire

auch vollständig Platz, denn die Stunden, in denen die Kleine schlief oder ins Freie geführt wurde, durften durch kein Vergnügen beeinträchtigt werden. Bei solchen Gelegenheiten zog sich die junge Mutter jedesmal zurück, und häufig kam es vor, daß sie abends, wenn die beiden Associés von Paris erwartet wurden, nicht im stande war, mit nach dem Bahnhofe zu fahren.

„Bitte, entschuldige mich,“ sagte sie dann und begab sich in ihr Zimmer.

Sidonie war hocherfreut darüber; elegant, in träger Haltung schmiegte sie sich in die Kissen, ließ die Pferde dahinjagen, ohne ihren rasenden Galopp zu beachten, ohne zu denken.

Der frische Windhauch, der durch ihren Schleier drang, war die einzige Lebensempfindung, deren sie sich bewußt wurde. Hin und wieder nur weckte ein Wirtshaus am Wege, oder der Anblick schlecht gekleideter Kinder, die im Grase neben der Landstraße hingingen, eine unklare Erinnerung an ehemalige Sonntagsspaziergänge mit Risler und den Eltern, und der leise Schauder, der sie dabei durchrieselte, ließ sie noch inniger das Behagen der Gegenwart empfinden, die Freude an den frischen, weichen Stoffen, die sie umhüllten, an dem sanften Schaukeln des Wagens, das sie in glückselige Zuversicht einwiegte.

Am Bahnhofe warteten noch andre Equipagen. Sidonie erregte Aufmerksamkeit; zwei oder dreimal hörte sie in ihrer Nähe flüstern: „Das ist die junge Madame Fromont,“ und der Irrtum war begreiflich, wenn man die drei vom Bahnhofe heimfahren sah. Sidonie lachend und plaudernd neben Georges, im Fond des Wagens; Risler ihnen gegenüber, etwas bedrückt von der Pracht der Equipage, die großen Hände flach auf die Kniee gelegt und still vor sich hinlächelnd. Das Bewußtsein, für Madame Fromont gehalten zu werden, schmeichelte Sidoniens Eitelkeit und von Tag zu Tag fühlte sie sich wohler darin. Nach der Ankunft im Schlosse trennten sich die beiden Paare bis zur Tischzeit;

aber an der Seite seiner Frau, die still den Schlaf des Kindes überwachte, beschäftigte sich Georges, unbefriedigt von dem stillen Behagen seiner Häuslichkeit, immer wieder mit der glänzenden Sidonie, deren Stimme in schmetternden Rouladen aus den Heckenwegen des Gartens heraufschallte.

Indes sein ganzes Schloß sich nach den Launen einer jungen Frau umgestaltete, lebte der alte Gardinois in der bisherigen Weise, gelangweilt, unthätig, trotz seines Reichtums freudlos dahin. Das einzige, was ihm ein gewisses Vergnügen machte, war das Herumspionieren. Das Thun und Lassen der Dienstboten, die Unterhaltungen in der Küche, soweit sie ihn selbst betrafen, der Korb mit Obst und Gemüse, den der Gärtner jeden Morgen zu liefern hatte, wurden sorgfältig von ihm überwacht und nichts machte ihm so viel Freude, als wenn er jemand eines Fehltritts zu überführen vermochte. Es beschäftigte ihn, gab ihm ein Gefühl von Wichtigkeit und gewährte ihm den Genuß, bei Tische seinen schweigenden Gästen von der Unthat erzählen zu können, die List zu schildern, die er bei der Entdeckung angewendet, die bestürzte Miene des Schuldigen, seine Angst und seine Bitten um Verzeihung.

Bei der Ueberwachung seiner Leute pflegte sich der gute Mann besonders einer steinernen Bank zu bedienen, die hinter einer ungeheuren Paulownia versteckt lag. Hier saß er, ohne zu lesen oder zu denken, und beobachtete die Ein- und Ausgehenden. Für die Nachtzeit hatte er etwas andres ausgesonnen: in die Decke der großen Vorhalle, zu der eine mit Blumen besetzte Freitreppe führte, hatte er eine Oeffnung machen lassen und sie mit einem Schallrohr versehen, das in sein darüberliegendes Schlafzimmer mündete. Auf diese Weise hoffte er alles zu hören, was unten vorging, und selbst die Gespräche der Dienstleute belauschen zu können, wenn sie abends auf der Freitreppe Luft schöpften.

Unglücklicherweise wurden jedoch alle Töne durch das Instrument verstärkt, verlängert und durcheinander gemischt.

legte Gardinois das Ohr an sein Schallrohr, so hörte er den regelmäßigen Pendelschlag einer großen Wanduhr, das Geschrei des Papageis, der unten im Hause auf seiner Stange saß oder das Glucksen irgend eines futtersuchenden Huhnes. Die menschlichen Stimmen aber drangen nur als undeutliches Summen, wie das Murmeln einer Volksmenge an sein Ohr; einzelnes darin zu unterscheiden war unmöglich. So hatte er denn eine vergebliche Ausgabe gemacht und verbarg sein wunderbares Schallrohr in den Falten seiner Bettvorhänge.

In einer stillen Sommernacht wurde der alte Mann, der eben eingeschlafen war, durch das Knarren einer Thür wieder aufgeschreckt. Um diese Stunde war das etwas Ungewöhnliches. Das ganze Haus lag in tiefem Schlafe; nur das Hin- und Hergehen der Wachthunde auf dem Kies der Gartenwege war zu hören, oder ihr plötzliches Stehenbleiben am Fuße eines Baumes, auf dem ein Käuzchen schrie. Welch gute Gelegenheit zur Verwertung des Schallrohres! Als Gardinois sein Ohr daran legte, überzeugte er sich, daß er sich nicht getäuscht hatte: das Geräusch im Hause dauerte fort. Jetzt wurde eine Thüre geöffnet, dann eine andre. Der Riegel der Freitreppenthür wich nach einiger Anstrengung, aber weder Pyramus noch Thisbe, nicht einmal Kiß, der böse Neufundländer, rührten sich. Leise stand Gardinois auf, um die seltsamen Diebe zu belauschen, die das Haus verließen, statt hereinzukommen, und was er durch die Latten seiner Jalousieen erspähte, war folgendes:

Ein großer, schlanker Mann, dessen Wuchs und Haltung an Georges erinnerten, führte eine mit Spitzen verhüllte Dame am Arm. Auf der Bank unter der Paulownia, die in voller Blüte stand, machten sie Halt.

Es war eine köstliche, silberhelle Nacht. Der Mond, der sich eben über die Wipfel der Bäume erhob, streute tausend Lichtfunken durch das dichte Laub. Die weißbeschienenen Terrassen, auf denen die zottigen Hunde umherliefen

und Nachtschmetterlingen nachspürten, die tiefen, glatten, weitgedehnten Gewässer, alles schimmerte in stummem, ruhigem Glanze, wie in einem Silberspiegel und am Rande der Rasenplätze leuchteten hier und da Glühwürmchen auf.

Einen Augenblick blieben die nächtlichen Wanderer im Schatten der Paulownia, wie verschlungen von der Dunkelheit, die der helle Mondschein umgrenzte. Plötzlich traten sie in das volle Licht heraus, gingen dicht aneinander geschmiegt über die Terrasse und verschwanden zwischen den Heckenwänden.

„Dacht' ich's doch!“ sagte der alte Gardinois zu sich selbst, als er sie erkannte. Und was brauchte er sie noch zu erkennen? Hatte ihm nicht schon das Schweigen der Hunde und der Anblick des schlafenden Hauses gesagt, welches Verbrechen frech, straflos, ungeahnt allnächtlich durch die Wege seines Parkes schlich? — Aber das war ihm gleichgültig, der alte Bauer freute sich sogar über seine Entdeckung, ging, ohne Licht anzuzünden, still vor sich hinlachend, in sein Bett zurück und in dem kleinen Gewehrzimmer, das er — in der Erwartung, mit Dieben zu thun zu haben — zum Beobachtungsposten gewählt hatte, fiel das Mondlicht nur noch auf die Gewehrläufe an den Wänden und die Kasten mit den Patronen aller Nummern.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die beiden hatten in der alten Umgebung ihr Lieben wiedergefunden; das letzte Jahr mit seinem Zögern, Sträuben und kraftlosen Widerstreben schien nur eine Vorbereitung auf diese Wiedervereinigung gewesen zu sein, und nachdem das Unrecht einmal begangen war, wunderten sie sich nur noch, daß sie so lange gezaudert hatten. Georges besonders war von rasender Leidenschaft erfüllt — er betrog sein Weib, seine beste Freundin, betrog Risler, seinen Compagnon, den treuen Gefährten jeden Augenblicks.

Allein die Größe seines Vergehens und selbst die nicht zu besiegenden Vorwürfe seines Gewissens schienen seiner Liebe immer neue Nahrung zu geben. Sidonie erfüllte alle

seine Gedanken und er sagte sich selbst, daß er bis jetzt nicht gelebt habe. Ihre Liebe dagegen war eigentlich nur ein Gemisch von Eitelkeit und befriedigtem Haß. Was ihr am meisten wohl that, war die Demütigung, die Claire durch sie erlitt; hätte sie ihr sagen dürfen; „Dein Gatte betrügt dich ... betrügt dich mit mir!“ so wäre ihre Freude noch größer gewesen. Was Risler betraf, so hatte er — ihrer Meinung nach — durchaus verdient, was ihm geschah. Nach dem Jargon ihrer Lehrzeit, in dem sie noch immer dachte, wenn sie denselben auch nicht mehr sprach, war der arme Mann ein „alter Knacks“, den sie nur geheiratet hatte, um reich zu sein. Daß „alte Knackse“ betrogen werden, versteht sich von selbst.

Tagsüber gehörte Savigny Claire Fromont und dem Kinde, das fröhlich aufwuchs, im Sande umherlief und Vögeln und Wolken zulachte. Mutter und Kind mochten das Licht, die sonnigen Gartenwege in Besitz nehmen — die duftig-blauen Nächte aber gehörten dem Ehebruch, dem keck sich eindrängenden Verbrechen, das flüsternd, mit unhörbaren Schritten, unter den geschlossenen Jalousieen dahinschlich, während das schlafende Haus stumm und blind zu werden und in steinerne Gefühllosigkeit zu versinken schien, als ob es sich schäme, etwas zu hören oder zu sehen.

---

## Zehntes Kapitel.

## Sigismund Planus zittert für seine Kasse.

„Ich Equipage, lieber Schorsch? ... ich Equipage? ... aber wozu denn?“

„Sie ist Ihnen unentbehrlich, lieber Risler, mein Wort darauf. Unsre Verbindungen und Geschäfte breiten sich täglich weiter aus, das Coupé genügt nicht mehr. Ueberdies ist es unpassend, wenn der eine Compagnon zu Wagen, der andre beständig zu Fuß gesehen wird. Glauben Sie mir, es ist eine notwendige Ausgabe, die selbstverständlich auf

das Conto der Handlung geschrieben wird. Also bitte, keine Einwendung mehr ... ergeben Sie sich darein!“

Eine Ergebung war es in der That, denn Risler hatte die Empfindung, einen Diebstahl zu begehen, indem er sich den unerhörten Luxus einer Equipage gestattete. Endlich ließ er sich jedoch durch Georges' Zureden bestimmen und dachte dabei: „Wie sich Sidonie freuen wird!“

Der arme Mann konnte freilich nicht ahnen, daß Sidonie schon vor Monatsfrist das Coupé bei Binder ausgesucht hatte, das Georges ihr schenken wollte, und das nun, um den Gatten nicht stutzig zu machen, auf das Conto der Handlung geschrieben wurde.

Der wackere Risler war so recht dazu gemacht, sein lebenlang betrogen zu werden. Seine angeborene Ehrlichkeit und das unbedingte Vertrauen, das er Menschen und Dingen entgegenbrachte — diese leicht zu durchschauenden Grundzüge seines Charakters wurden seit einiger Zeit noch durch den Eifer unterstützt, mit dem er an der Vollendung seiner Druckmaschine arbeitete. Diese Erfindung, die seiner Ansicht nach die ganze Tapetenfabrikation umgestalten mußte, sollte gleichsam seine Kapitaleinlage in dem Handlungshause von Fromont junior und Risler senior werden. Selbst wenn er seine Zeichnungen, sein kleines Atelier im Vorderhause verließ, behielt er das zerstreute Aussehen der Menschen, deren Geistesleben von dem Aeußerlichen weit abliegt. So war es denn ein großes Glück für ihn, daheim jetzt immer Ruhe und Frieden und seine Frau in guter Laune, geputzt und heiter zu finden. Ohne dem Grunde dieser Umwandlung nachzuspüren, empfand er mit stiller Befriedigung, daß die „Kleine“ seit einiger Zeit anders gegen ihn war. Sie gestattete ihm die Wiederaufnahme seiner alten Gewohnheiten: die Pfeife beim Dessert, das Nachmittagsschläfchen, die Zusammenkünfte mit Delobelle und ihrem Vater in der Brauerei der Rue Blondel. Auch ihre Häuslichkeit war eine andre, schönere geworden. Von Tag zu Tag wurde das Behagliche

mehr und mehr vom Luxus verdrängt. Von den vielgesehenen zierlichen Blumentischen im roten Salon ging Sidonie zu den feineren Modeliebhabereien, zu alten Möbeln und Majoliken über. Ihr Schlafzimmer war jetzt wie ein Schmuckkästchen mit blauer Seide ausgeschlagen. Statt des Klaviers stand ein Flügel aus berühmter Fabrik im Salon, und nicht mehr zweimal in der Woche, sondern Tag für Tag erschien Madame Dobson, ihre Gesanglehrerin, mit der Notenrolle in der Hand.

Diese junge Frau, eine Amerikanerin von Geburt, war eine sonderbare Erscheinung. Ihr Haar, von dem sauern Blond einer Citrone, scheitelte sich über einer hohen eigensinnigen Stirn und blauen Augen von metallischem Glanze.

Da ihr Mann nicht gestattete, daß sie zum Theater ging, gab sie Privatstunden, sang in einigen bürgerlichen Salons und hatte sich durch das Leben und Atmen in der Gefühlswelt der Lieder zu einer hochgradigen Empfindsamkeit aufgeschraubt. Sie war das personifizierte Lied; in ihrem Munde schienen die Worte „Liebe“, „Leidenschaft“ achtzig Silben zu haben, so viel Ausdruck legte sie hinein. Ja, der Ausdruck! er war die Hauptsache, ging Madame Dobson über alles ... aber vergebens versuchte sie, ihn ihrer Schülerin Sidonie beizubringen.

Zu jener Zeit schwärmte ganz Paris für das schöne Lied „Chiquita“; auch Sidonie gab sich Mühe, dasselbe einzustudieren; den ganzen Morgen hörte man sie singen:

„Ist's möglich, du willst dich vermählen?“
„Geliebte, du brichst mir das Herz“ ...

„Bri—i—ichst mir das Herz“ fiel Madame Dobson ein, indem sie, um das Brechen des Herzens anschaulicher zu machen, den Ebenholztasten langgezogene Töne entlockte, die hellen Augen zum Himmel erhob und im Uebermaß der Empfindung den Kopf zurücksinken ließ. Sidonie war nicht im stande, das zu lernen; ihre spöttischen Augen, ihre lebensfrischen Lippen waren für die Empfindsamkeiten einer Aeolsharfe nicht geeignet. Offenbachsche oder Hervésche Melodieen

mit ihren prickelnden, unerwarteten Uebergängen, deren Bedeutung eine Gebärde, eine Bewegung des Kopfes oder der Hüfte verstärkt, waren mehr nach ihrem Geschmack; aber sie wagte nicht, es ihrer gefühlvollen Lehrerin zu gestehen. Uebrigens war ihre Stimme, obwohl sie bei Mademoiselle Le Mire, auf allgemeines Verlangen, viel gesungen hatte, frisch und ziemlich hübsch geblieben.

Da sie sonst keine Bekannten hatte, befreundete sie sich mehr und mehr mit ihrer Gesanglehrerin, behielt sie zum Frühstück, fuhr mit ihr im neuen Coupé spazieren und ließ sich von ihr begleiten, wenn sie Putzsachen einkaufte. Madame Dobsons gefühlvoller Klageton schien Vertrauen zu fordern und zu Klagen zu ermutigen. Sidonie erzählte ihr von Georges, von ihrer Liebe und entschuldigte ihr Vergehen mit der Grausamkeit ihrer Eltern, die sie zu der Heirat mit einem reichen, so viel älteren Manne gezwungen hatten. Madame Dobson zeigte sich augenblicklich bereit, den Liebenden zu helfen; nicht etwa, daß sie bestechlich gewesen wäre, aber die kleine Frau hatte eine Leidenschaft für Leidenschaften und Liebesintriguen. Da sie in ihrer Ehe unglücklich war und einen Zahnarzt zum Manne hatte, von dem sie geprügelt wurde, war in ihren Augen jeder Ehemann ein Ungeheuer und der arme Risler erschien ihr wie ein abscheulicher Tyrann, den zu hassen und zu betrügen seine Frau in vollem Rechte war.

So wurde sie denn eine ebenso thatkräftige als nützliche Vertraute. Zwei- bis dreimal wöchentlich brachte sie ein Logenbillet für die große oder die italienische Oper oder für eins der kleineren Theater, die zuweilen mit einem sensationellen Stück „ganz Paris“ veranlassen, Paris zu durchwandern. In Rislers Augen waren diese Billets ein Geschenk von Madame Dobson, die für Opern und Operetten jederzeit so viele bekam, wie sie haben wollte. Der Unglückliche ahnte nicht, daß jede solche Loge zu einer „ersten Vorstellung“, die eben Mode war, seinen Associé zehn bis fünf-

zehn Louisdor gekostet hatte. Es war wirklich Kinderspiel, diesen Mann zu täuschen, der sich in unerschütterlicher Leichtgläubigkeit jede Lüge gefallen ließ und mit den Verstellungskünsten der Welt, in welcher seine Frau bereits anfing, Aufmerksamkeit zu erregen, völlig unbekannt war. Dazu kam, daß er sie nie mehr begleitete, denn als er sie in den ersten Zeiten ihrer Ehe ein paarmal ins Theater geführt hatte, war er zu ihrer Beschämung eingeschlafen. Einfach und schwerfällig wie er war, konnte er sich weder für das Publikum noch für das Stück interessieren und war Madame Dobson von Herzen dankbar, daß sie sich mit so großer Liebenswürdigkeit dazu verstand, seine Stelle zu ersetzen.

Wenn Sidonie, wie immer prachtvoll gekleidet, abends ausging, sah er sie voll Bewunderung an, ohne zu ahnen, wieviel diese kostbaren Toiletten kosteten, und noch weniger, wer sie bezahlte. Ohne jeden Verdacht saß er zeichnend am Kamin und erwartete ihre Heimkehr, indem er vergnügt zu sich selber sagte: „Nun amüsiert sie sich wieder einmal!“

In der unteren Etage, bei Fromonts, spielte dasselbe Stück, nur mit umgekehrten Rollen; hier war es die Frau, die zu Hause blieb. Jeden Abend, wenn Sidonie fortgefahren war, wurde das Portal zum zweitenmal für das Fromontsche Coupé geöffnet, das den jungen Herrn nach seinem Klub brachte. Das ist nicht anders! Der Großhandel geht seine eignen Wege; die bedeutendsten Geschäfte werden im Klub, am Spieltische angeknüpft, man muß also hingehen, wenn nicht das Interesse der Firma leiden soll. Claire nahm das alles auf Treu und Glauben hin. War Georges weggefahren, so hatte sie wohl einen Augenblick stiller Traurigkeit. Wie gern hätte sie ihn zu Hause behalten oder wäre an seinem Arme zu einem gemeinschaftlichen Vergnügen ausgegangen; aber der Anblick der Kleinen, die vor dem Feuer plapperte oder, wenn sie ausgezogen wurde, mit den rosigen Füßchen strampelte, brachte ihr Mutterherz schnell wieder zur Ruhe und das Hauptwort der Handels-

welt, „die Geschäfte", that das Seinige, sie in ergebungsvoller Stimmung zu erhalten.

Georges und Sidonie trafen sich im Theater und die erste Empfindung, die ihnen das Zusammensein gewährte, war die der befriedigten Eitelkeit, denn sie fielen auf, wurden angesehen. Sidonie war jetzt wirklich sehr hübsch; ihr pikantes Gesichtchen war ganz dazu gemacht, durch Modethorheiten und Uebertreibungen gehoben zu werden und sie wußte sich dieselben so kunstvoll anzupassen, als ob sie eigens in ihrem Interesse erfunden wären. Nach kurzer Zeit gingen die beiden fort und ließen Madame Dobson allein in der Loge. Sie hatten Avenue Gabriel, am Rond point der Champs-Elysées, diesem Paradiese aller Mädchen, bei Mademoiselle Le Mire ein paar luxuriöse Zimmer gemietet, deren Stille nur hin und wieder durch eine vorüberrollende Equipage unterbrochen wurde und wo sich ihre Liebe sicher geborgen fühlte. Nach und nach aber, als Sidonie sich an ihr Vergehen gewöhnte, wurde sie kühner und ließ ihren Einfällen freien Lauf. In ihrer Lehrzeit hatte sie von Bällen und berühmten Restaurants gehört und das Verlangen, sie kennen zu lernen, war ebenso lebhaft wie die Freude, mit der sie durch weit geöffnete Flügelthüren in die Salons der großen Modistinnen trat, von denen sie früher nur die Aushängeschilder gekannt hatte. Was sie zunächst in ihrer Liebe suchte, war eine Entschädigung für die Entbehrungen und Demütigungen ihrer ersten Jugend, und nichts war ihr angenehmer, wenn sie aus dem Theater oder von einer Spazierfahrt im Bois de Boulogne zurückkam, als im Café Anglais, umgeben von prunkendem Laster, zu soupieren. Von diesen oft wiederholten Vergnügungen brachte sie aber eine Art des Sprechens und Benehmens, gewagte Lieder und noch gewagtere Kleiderausschnitte heim, welche der bürgerlichen Atmosphäre des alten Handlungshauses die scharf ausgeprägte Silhouette der damaligen Pariser Cocotte aufzwangen.

In der Fabrik begann etwas ruchbar zu werden, denn die Frauen aus dem Volke, auch die ärmsten, verstehen sich darauf, den Preis einer Toilette nachzurechnen. Wenn Madame Risler um drei Uhr ausging, folgten ihr aus den Fenstern der Werkstätten fünfzig scharfe, neidische Augenpaare, die durch ihren schwarzen Samtdolman und ihre mit Schmelz übersäte Panzertaille bis auf den Grund ihres schuldbewußten Herzens zu sehen vermochten.

Alle Geheimnisse ihres thörichten Köpfchens flogen, wie die Bänder, die ihren entblößten Nacken schmückten, um Sidonie her, die keine Ahnung davon hatte, und ihre Füße, in zierlichen, goldledernen, zehnknöpfigen Stiefelchen, erzählten von den heimlichen Wegen, die sie gingen, von teppichbelegten Treppen, die sie nachts emporstiegen, um zum Souper zu gehen, und von dem warmen Pelzwerk, das sie umhüllte, wenn das Coupé, im vorüberhuschenden Licht der Gaslaternen, um den See fuhr.

Die Arbeiterinnen flüsterten sich spottend zu: „Seht doch nur, diese Zierliese! Ist das eine Manier, sich für die Straße anzuziehen? .. Jedenfalls hat sie sich nicht so geputzt, um zur Messe zu gehen! ... Wenn man bedenkt, daß sie noch vor drei Jahren jeden Morgen in ihrem Regenmantel zur Arbeit ging und für zwei Sous heiße Kastanien in der Tasche hatte, um sich die Finger zu wärmen ... jetzt aber fährt sie im eignen Wagen!“ und manches arme Mädchen dachte, von Talkstaub umweht, in der Hitze der Sommer und Winter rotglühenden Oefen an die Launen des Glücks, die dem Leben des Weibes oft urplötzlich eine andre Wendung geben, und begann von einer Zukunft voll Pracht und Herrlichkeit zu träumen, die möglicherweise auch ihr beschieden war.

Für alle Welt war Risler ein betrogener Ehemann. Zwei Drucker der Fabrik — Stammgäste der Folies dramatiques — behaupteten, Madame Risler mehrmals in ihrem Theater gesehen zu haben, und zwar in Begleitung eines männlichen Individuums, das sich im Hintergrund der Loge

verbarg. Auch Vater Achilles erzählte seltsame Dinge. Niemand bezweifelte, daß Sidonie einen oder selbst mehrere Liebhaber hätte, nur an den jungen Fromont hatte man bisher nicht gedacht.

Dennoch gebrauchte sie im Verkehr mit ihm nicht die mindeste Vorsicht. Im Gegenteil ging sie mit einer gewissen Ostentation zu Werke und vielleicht wurde gerade dadurch ihr Geheimnis behütet. Wie oft hatte sie ihn auf der Freitreppe kühn und keck angesprochen, um das Stelldichein des Abends zu verabreden, wie oft sich das Vergnügen gemacht, ihn erbeben zu sehen, wenn sie ihm vor allen Leuten mit heißem Blick in die Augen sah. Hatte Georges seine erste Bestürzung überwunden, so wußte er ihr Dank für solche Kühnheiten, die er dem Uebermaße ihrer Leidenschaft zuschrieb ... das war jedoch ein Irrtum.

Was Sidonie, vielleicht halb unbewußt, damit bezweckte, war, daß Claire aufmerksam werden, ihre Fenstervorhänge zurückschieben und Verdacht schöpfen sollte. Die Herzensunruhe ihrer Nebenbuhlerin war das einzige, was ihr noch zur Vollendung ihres Glückes fehlte. Aber was sie auch thun mochte, Claire Fromont bemerkte nichts und lebte, wie Risler, in unerschütterlicher, heiterer Ruhe.

Der einzige, der sich ernsten Sorgen hingab, war der alte Kassierer Sigismund, und auch er dachte nicht an Sidonie, wenn er, die Feder hinter dem Ohre, eine Weile in seinen Berechnungen innehielt und die Augen durch das Gitter seines Verschlages auf den feuchten Boden des kleinen Gartens richtete. Er dachte dann nur an seinen Prinzipal, Monsieur Schorsch, der jetzt so viel Geld für seine persönlichen Ausgaben aus der Kasse nahm und dadurch Sigismunds Bücher in Unordnung brachte. Jedesmal hatte er einen andern Vorwand. Mit leichter, sorgloser Miene trat er an den Verschlag: „Haben Sie etwas Geld, lieber Planus? Das Bouillottespiel hat mir gestern abend wieder die Taschen geleert und ich möchte um solcher Kleinigkeit willen nicht nach der Bank schicken.“

Sigismund Planus öffnete widerstrebend seine Kasse, um die verlangte Summe auszuzahlen, und erinnerte sich dabei mit Schrecken des Tages, als Georges, der damals kaum zwanzig Jahre alt war, seinem Onkel gestehen mußte, daß er einige tausend Franken im Spiel verloren habe. Von Stund an hatte der wackere Sigismund den Klub gehaßt und seine Mitglieder verachtet, und als kürzlich eines derselben, ein reicher Kaufmann, in die Fabrik gekommen war, hatte er ihm in seiner derben Offenheit gesagt: „Ich wollte, der Teufel holte Ihren Klub im Chateau d'Eau; in Zeit von zwei Monaten hat Monsieur Georges über dreißigtausend Franken dort verloren."

Der Kaufmann lachte.

„Sie irren sich, Vater Planus," antwortete er: „seit einem Vierteljahr wenigstens ist Ihr Prinzipal nicht bei uns gewesen."

Der Kassierer ließ die Sache fallen, aber ein entsetzlicher Gedanke stieg in ihm auf und gönnte ihm den ganzen Tag keine Ruhe.

Wo brachte Georges, wenn er nicht in den Klub ging, seine Abende zu und wo gab er das viele Geld aus? ... Sicherlich war ein Weib dabei im Spiele.

Sobald Sigismund Planus auf diesen Gedanken gekommen war, begann er ernstlich für seine Kasse zu zittern. Der alte, aus dem Kanton Bern gebürtige Bär, der sein lebenlang Junggeselle geblieben war, hatte von den Frauen im allgemeinen und von den Pariserinnen im besondern eine entsetzliche Angst und glaubte, um sein Gewissen zu beruhigen, vor allen Dingen Risler aufmerksam machen zu müssen. Anfangs begnügte er sich mit unbestimmten Andeutungen.

„Monsieur Schorsch gibt sehr viel Geld aus," sagte er eines Tages.

Risler schien das nicht zu beunruhigen.

„Das geht mich nichts an, lieber Sigismund ... er hat das Recht dazu," lautete seine Antwort, und sie drückte vollständig seine Meinung aus. In seinen Augen war

Fromont junior unumschränkter Herr und Gebieter im Hause; wie hätte er, Risler, der ehemalige Zeichner der Fabrik, sich erlauben dürfen, ihm Verhaltungsmaßregeln zu geben? Auch Planus wagte nicht, weitere Bemerkungen zu machen, bis ihm eines Tages aus einer großen Shawlhandlung eine Rechnung über sechstausend Franken für einen Kaschmirshawl eingesandt wurde.

Er ging damit in Georges' Bureau.

„Soll diese Rechnung bezahlt werden, Monsieur?"

Georges Fromont wurde etwas verlegen. Sidonie hatte vergessen, ihn von diesem Einkauf zu benachrichtigen; überhaupt wurde sie immer rücksichtsloser gegen ihn.

„Zahlen Sie, zahlen Sie, lieber Planus," sagte er mit einer gewissen Verwirrung und fügte hinzu: „buchen Sie die Summe auf mein Privatconto, es ist ein Auftrag, den ich übernommen habe ..."

Denselben Abend sah der Kassierer, als er seine kleine Lampe anzündete, Risler durch den Garten gehen und klopfte ans Fenster, um ihn herbeizurufen.

„Jetzt hab' ich den Beweis, daß ein Weib dahinter steckt ..." sagte er mit gedämpfter Stimme, und als er die schrecklichen Worte: „ein Weib" aussprach, geschah es mit einem Zittern der Stimme, das im Lärm der Fabrik verklang. Selbst das Arbeitsgetöse ringsumher machte einen unheimlichen Eindruck auf den Kassierer. Es kam ihm vor, als ob die in voller Thätigkeit befindlichen Maschinen, die große, ihren Dampf in dichten Wirbeln ausstoßende Esse, die Arbeiter, die bei ihren verschiedenen Aufgaben fleißig beschäftigt waren, sich nur um eines kleinen, geheimnisvollen, in Samt gekleideten, mit Juwelen bedeckten Wesens willen plagten und abmühten.

Risler aber lachte ihn aus und wollte ihm nicht glauben; seit langer Zeit kannte er die Sucht seines Landsmannes, in allem, was geschah, dem verderblichen Einfluß der Frauen nachzuspüren. Dennoch fielen ihm zuweilen Sigismunds

Worte wieder ein; besonders in seinen einsamen Abendstunden, wenn Sidonie mit Madame Dobson ins Theater ging und die Wohnung, nachdem ihre lange Schleppe über die Schwelle geglitten war, ganz verödet schien. Vor dem Ankleidespiegel brannten noch die Kerzen, kleine Toilettengegenstände lagen im Zimmer verstreut und gaben Zeugnis von verschwenderischen Gewohnheiten, übertriebenen Ausgaben. Risler bemerkte das alles nicht, aber wenn er Georges' Wagen fortfahren hörte, überschlich ihn ein Gefühl fröstelnden Unbehagens bei dem Gedanken, daß im unteren Stock Madame Fromont ihren Abend einsam verleben mußte. Arme Frau! Wenn Planus doch vielleicht recht hätte ... wenn Georges irgendwo in der Stadt eine zweite Familie besäße ... es wäre abscheulich!

Dann ging Risler, statt sich an die Arbeit zu setzen, leise die Treppe hinunter und fragte, ob Madame Fromont zu sprechen sei; er hielt es für seine Pflicht, ihr Gesellschaft zu leisten.

Das Kind war bereits zu Bett gebracht, aber das kleine Häubchen, die blauen Schuhe lagen noch, mit einigen Spielsachen, vor dem Feuer. Claire las oder war mit einer Handarbeit beschäftigt, während ihre Mutter stumm, mit fieberhafter Eile, abwischte oder irgend einen Gegenstand blank putzte, bald immer von neuem auf den Deckel ihrer Uhr hauchte, bald — mit dem Starrsinn beginnender Geisteskrankheit — dasselbe Ding in nervöser Hast zehnmal in die Hand nahm, um es wieder auf denselben Platz zu stellen. Auch der wackere Risler war nicht unterhaltend; dennoch nahm ihn die junge Frau jederzeit freundlich auf. Sie wußte, was von Sidonie in der Fabrik gesagt wurde, und obwohl sie kaum die Hälfte für wahr hielt, schnürte ihr der Anblick dieses armen Mannes das Herz zusammen. Mitleid war die Grundlage ihres freundlichen Verkehrs und es gab nichts Rührenderes, als diese beiden Verlassenen, die sich gegenseitig beklagten und zu zerstreuen suchten.

Wenn Risler in Claires Salon an dem kleinen, hell-

erleuchteten Mitteltische saß, wurde er nach und nach von der Wärme des häuslichen Herdes, dem Behagen der harmonischen Umgebung durchdrungen. Hier fand er die Möbel wieder, die ihm seit zwanzig Jahren vertraut waren, das Bild seines verstorbenen Prinzipals und seine teure Madame „Schorsch", die, über eine Näherei gebeugt, an seiner Seite saß und ihm inmitten dieser alten Erinnerungen nur um so jugendlicher und liebenswürdiger erschien. Von Zeit zu Zeit stand sie auf, um nach dem Kinde zu sehen, das im Nebenzimmer schlief und dessen leichte Atemzüge in den Pausen des Gesprächs hörbar wurden. Ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, fühlte sich Risler in dieser Umgebung wohler und wärmer als in der eignen Häuslichkeit. Seine hübsche Wohnung, in der zu gewissen Tagen ein unaufhörliches, hastiges Kommen und Gehen stattfand, kam ihm vor wie eine thür- und fensterlose, allen Winden offenstehende Halle. Sie war nur ein Feldlager, hier dagegen fand er die Wohnstätte, in der eine sorgsame Hand Ordnung und Eleganz zu schaffen weiß. Die im Kreise stehenden Stühle schienen leise miteinander zu plaudern, das Feuer brannte mit freundlichem Knistern und das Kinderhäubchen hatte in seinen blauen Schleifchen einen Abglanz der hellen Augen, des holden Lächelns der Kleinen festgehalten. Und während Claire zu sich selber sagte, daß ein so vortrefflicher Mann wohl eine bessre Lebensgefährtin verdient habe, fragte sich Risler beim Anblick des schönen, ruhigen Gesichts, das mit klugen, guten Augen zu ihm aufsah, für welches verlorene Geschöpf Georges Fromont diese liebenswerte Frau verlassen könne.

---

### Elftes Kapitel.

## Die Inventur.

Das Haus des alten Planus in Montrouge lag neben dem, welches das Chèbesche Ehepaar eine Zeitlang bewohnt hatte, besaß genau wie dieses nur eine Etage über dem

dreifenstrigen Erdgeschoß, hatte einen ganz gleichen kleinen Garten mit einem Lattenzaun und die gleichen, mit Buchsbaum eingefaßten Beete. Hier wohnte der alte Kassierer mit seiner Schwester, fuhr mit dem ersten Omnibus in die Stadt, kam zum Essen wieder heraus und blieb Sonntags daheim, um sich seiner Blumen und Hühner zu erfreuen. Seine alte Schwester besorgte den Haushalt, kochte, nähte, flickte; sie waren das glücklichste Paar, das sich denken läßt.

Beide waren unverheiratet und stimmten auch in ihrem Abscheu gegen die Ehe überein. Die Schwester haßte alle Männer, der Bruder mißtraute jedem Weibe; gegenseitig aber verehrten und liebten sie sich und hielten sich für Ausnahmen von der Verderbtheit des andern Geschlechts.

„Monsieur Planus, mein Bruder,“ sagte sie, wenn sie von ihm sprach, und mit derselben zärtlichen Feierlichkeit führte er sie als „Mademoiselle Planus, meine Schwester,“ in seinen Reden vor. Für diese beiden schüchternen, unerfahrenen Menschen war Paris — das ihnen völlig unbekannt blieb, obwohl sie täglich dort verkehrten — eine Höhle voller Ungeheuer zweierlei Geschlechts, die einzig und allein darauf ausgingen, Böses zu thun. Hörten sie von irgend einem ehelichen Trauerspiel, oder drang irgend eine Klatschgeschichte des Stadtviertels zu ihnen, so klagte jedes, seiner persönlichen Anschauung folgend, einen andern der Missethat an. „Der Mann ist schuld!“ sagte „Mademoiselle Planus, meine Schwester.“ „Die Frau ist schuld!“ antwortete „Monsieur Planus, mein Bruder.“

„Oh! die Männer . . .“

„Oh! die Weiber . . .“

Dies Thema war, in den wenigen Mußestunden des alten, vielbeschäftigten Sigismund, dessen Tagewerk derselben strengen Ordnung unterlag, wie seine Kassenbücher, der Gegenstand endloser Erörterungen. Seit einiger Zeit besonders wurden die Verhandlungen der Geschwister mit einer gewissen Erregung geführt, denn die Vorgänge in der Fabrik nahmen

sie sehr in Anspruch. Die Schwester bemitleidete Madame Fromont junior von ganzem Herzen und fand das Benehmen ihres Mannes geradezu nichtswürdig, während Sigismund kein Wort bitter genug schien, seine Entrüstung über die unbekannte, gemeine Person auszudrücken, die von der Kasse sechstausend Franken für einen Kaschmirshawl bezahlen ließ. Seiner Ansicht nach standen Ruhm und Ehre des alten Hauses, dem er von Jugend an gedient hatte, auf dem Spiele.

„Was soll aus uns werden?“ sagte er immer wieder — „Oh! die Weiber . . .“

Eines Tages saß Mademoiselle Planus strickend am Feuer und wartete auf ihren Bruder. Der Tisch war schon seit einer halben Stunde gedeckt und die alte Dame fing schon an, sich über Sigismunds unerhörtes Ausbleiben zu ängstigen, als er mit verstörter Miene und, gegen seine Gewohnheit, ohne ein Wort zu sprechen, in die Thür trat.

Erst nachdem er dieselbe sorgfältig geschlossen hatte, sagte er leise — gleichsam als Antwort auf die fragende, besorgte Miene der Schwester: „Ich bringe dir eine Neuigkeit . . . ich weiß, wer das Weib ist, das uns zu Grunde richtet!“

Und noch leiser, nachdem er die stummen Wände ihres kleinen Eßzimmers ringsum angesehen hatte, nannte er einen so unerwarteten, unglaublichen Namen, daß Mademoiselle Planus sich denselben wiederholen ließ.

„Ist es denn möglich?“

„Du kannst dich darauf verlassen!“ Bei diesen Worten hatte sein Gesicht, trotz allen Kummers, einen beinahe triumphierenden Ausdruck.

Das alte Fräulein konnte noch immer nicht daran glauben. Eine so wohlerzogene, höfliche, junge Frau, die sie mit so großer Freundlichkeit aufgenommen hatte . . . es war geradezu undenkbar . . .

„Ich habe Beweise,“ antwortete Sigismund, und dann erzählte er, Vater Achilles hätte eines Abends um elf Uhr Georges und Sidonie in ein kleines Hotel garni des Quartier

Montmartre eintreten sehen — und der Mann war kein Lügner... sie alle kannten ihn schon lange. Uebrigens hatten auch andre die beiden zusammen gesehen ... in der ganzen Fabrik war davon die Rede. Nur Risler ahnte noch immer nichts.

„Dann ist es deine Pflicht, ihm alles zu sagen,“ erklärte die Schwester.

Der Kassierer machte ein bedenkliches Gesicht.

„Das ist eine heikle Sache,“ erwiderte er. „Wer weiß, ob mir Risler glauben würde? Mancher Blinde ist stockblind ... und wenn ich mich zwischen die beiden Prinzipale stelle, laufe ich vielleicht Gefahr, meinen Posten zu verlieren. Oh, die Weiber, die Weiber! Wie glücklich hätte dieser gute Risler leben können! ... Als ich ihn mit seinem Bruder aus unsrer Heimat herkommen ließ, hatte er nicht einen Sou im Vermögen, und heute ist er der Chef eines der ersten Handlungshäuser von Paris. Dabei hätte er sich doch beruhigen können ... aber durchaus nicht! Der Herr mußte heiraten... als ob das Heiraten eine Notwendigkeit wäre... Und nicht genug, daß er es thut ... er nimmt auch noch eine Pariserin, eins von den kleinen, schlecht gekämmten Frauenzimmern, die jedes anständige Haus zu Grunde richten. Und dabei hätte er ein braves, arbeitsames Mädchen haben können, das im Alter zu ihm paßte, noch dazu seine Landsmännin und — wie ich wohl sagen darf — von tüchtigem Knochenbau war ...“

Hier hätte „Mademoiselle Planus, meine Schwester,“ auf deren Knochenbau der Bruder anspielte, die beste Gelegenheit gehabt, ihren Ausruf: „Oh! die Männer, die Männer!“ anzubringen, aber sie schwieg. — Die Sache ging ihr zu sehr zu Herzen. Wer weiß ... vielleicht wenn Risler zur rechten Zeit gekommen wäre, hätte sich gefunden, daß er der einzige war ...

Der alte Sigismund fuhr fort: „Und wohin ist es nun gekommen? Seit einem Vierteljahre hängt die erste Tapetenfabrik von Paris an den Falbeln einer nichtsnutzigen Person, und wie das Geld davonfliegt, ist gar nicht mit anzusehen.

Der ganze Tag geht damit hin, daß ich meinen Schalter für Monsieur Georges' Geldforderungen aufmache, denn er kommt damit immer zu mir, weil es beim Banquier auffallen würde. In meiner Kasse aber fließt das Geld ab und zu, wird eingezahlt, ausgegeben ... wenn nur die Inventur nicht wäre! Zum Jahresschluß werden sie ihre Freude erleben ... Das Schlimmste ist, daß Risler nicht hören will. Zweimal habe ich ihm gesagt: Gib acht, Monsieur Georges macht die größten Dummheiten für sein Frauenzimmer. Er hat aber nur die Achseln gezuckt, oder zur Antwort gegeben: das ginge ihn nichts an, Fromont junior wäre der Herr ... Man könnte beinahe glauben ... könnte glauben ..."

Der alte Kassierer vollendete nicht, aber sein Schweigen verriet böse Gedanken.

Das alte Fräulein war sehr bestürzt, und statt eine Abhilfe für das Unheil zu suchen, verlor sie sich, wie die meisten Frauen bei solchen Gelegenheiten in Bedauern, Vermutungen und schmerzliche Klagen über das Geschehene. Welch ein Unglück, daß sie das alles nicht schon früher erfahren hatten, als die Chèbes noch im Nachbarhause wohnten. Madame Chèbe war eine so ehrbare Frau ... ihr hätte man die Augen öffnen müssen, damit sie ihrer Sidonie ins Gewissen reden, sie überwachen konnte.

„Das ist wahr ... der Gedanke ist gut!" fiel Sigismund ein; „du mußt nach der Rue du Mail gehen und den Eltern Bescheid sagen. Ich hatte mir schon vorgenommen, an den kleinen Franz zu schreiben; er hatte immer großen Einfluß auf den Bruder und ist der einzige, der ihm gewisse Dinge mitteilen könnte. Aber Franz ist so weit fort ... und außerdem wäre es schrecklich, wenn es dazu kommen müßte. Der arme Risler thut mir denn doch in der Seele leid! ... Nein, das beste ist und bleibt, Madame Chèbe zu benachrichtigen, und du, nicht wahr liebe Schwester, du wirst es übernehmen?"

Der Auftrag war bedenklich; Mademoiselle Planus machte einige Schwierigkeiten, vermochte aber nicht, dem Willen ihres

Bruders zu widerstehen, und der Wunsch, ihrem alten Freunde Risler nützlich zu sein, gab vollends den Ausschlag.

Dank der Gutmütigkeit seines Schwiegersohnes hatte Monsieur Chèbe seinen jüngsten Plan durchführen können; seit einem Vierteljahre war er Inhaber des schönen Ladens in der Rue du Mail und das ganze Stadtviertel wunderte sich, wenn morgens die Läden des leeren Raumes geöffnet und abends wieder geschlossen wurden, wie in den umliegenden Engros-Handlungen. Uebrigens war der Laden ringsum mit Borden und Schränken versehen, hatte einen neuen Ladentisch erhalten, einen Geldkasten mit Sicherheitsschlössern und eine große Wage. Mit einem Worte: Monsieur Chèbe war mit allen Utensilien eines großen kaufmännischen Geschäfts versehen; nur was er verkaufen sollte, wußte er noch nicht.

Den ganzen Tag sann er darüber nach; bald während er im Laden zwischen einigen großen Möbeln auf und nieder ging, die im Schlafzimmer keinen Platz gefunden hatten, bald während er mit der Feder hinter dem Ohr auf der Schwelle der Straßenthüre stand und sich mit Wonne in das Lärmen und Treiben des Pariser Geschäftsverkehrs versenkte. Die Commis mit ihren Musterkarten unter dem Arme, die Lastwagen der Eisenbahnen, die Omnibusse, Lastträger und Schubkarren, das Abladen der Waren vor den Nachbarhäusern, die großen Ballen mit Stoffen oder Posamenterieen, die mit dem Straßenschmutz in Berührung kamen, ehe sie in den Souterrains verschwanden, jenen schwarzen Höhlen, aus denen der Reichtum der Handlungshäuser aufkeimt — das alles entzückte den kleinen Mann.

Es war sein Vergnügen, den Inhalt der Warenballen zu erraten oder schnell dabei zu sein, wenn es einen Auflauf gab, weil einem Vorübergehenden eine schwere Last auf den Fuß gefallen war, oder ungeduldige Pferde einen Karren quer über die Straße gezogen und den Verkehr gehemmt hatten. Außerdem nahm er an allen Zerstreuungen des kleinen, kundenlosen Kaufmannes: Regengüssen, Diebstählen, Unfällen,

Zänkereien lebhaften Anteil. Wenn der Tag zu Ende ging, streckte sich Monsieur Chèbe, müde und erschöpft von der Arbeit andrer Leute, in seinen Lehnstuhl und sagte, indem er sich die Stirne trocknete, zu seiner Frau: „So muß das Leben sein, in dem ich mich wohl fühlen soll ... ein thätiges Leben!"

Madame Chèbe lächelte still vor sich hin und gab keine Antwort. An die Launen ihres Mannes gewöhnt, hatte sie sich, so gut es ging, in dem kleinen, nach einem dunkeln Hofe gelegenen Hinterstübchen am Laden eingerichtet, suchte Trost in der Erinnerung an den Wohlstand ihrer Eltern, in dem Gedanken an das Glück Sidoniens, war immer sauber gekleidet und hatte sich bereits die Achtung der ganzen Nachbarschaft erworben.

Das einzige, was sie noch vom Leben beanspruchte, war, nicht mit den Arbeiterfrauen — die häufig mehr besaßen als sie — in eine Klasse geworfen zu werden, sondern trotz aller Armut einen gewissen kleinbürgerlichen Rang behaupten zu können. Unablässig war sie darauf bedacht; das Hinterstübchen, das sie bewohnte und das schon um drei Uhr nachmittags dunkel wurde, glänzte vor Ordnung und Reinlichkeit, das Bett wurde tagsüber zum Kanapee, ein alter Shawl zur Tischdecke, das Kamin, das von einem Schirm bedeckt war, diente als Vorratskammer und auf einem Oefchen von der Größe einer Fußbank, kochte das Essen. Ruhe war der Traum dieser armen, durch die unaufhörlichen Sinnesänderungen ihres Mannes gequälten Frau.

Gleich nachdem er seinen Laden in Besitz genommen, hatte Monsieur Chèbe auf das frischgemalte Aushängeschild in fußlangen Buchstaben schreiben lassen: „Kommissions- und Exportgeschäft." Weitere Angaben fehlten. Seine Nachbarn handelten mit Tuch oder Leinwand oder Tüll; er wäre bereit gewesen, alles Mögliche zu verkaufen, wußte aber durchaus nicht, zu welchem Artikel er sich entschließen sollte. Madame Chèbe mußte sich jeden Abend die ausführlichsten Erklärungen darüber gefallen lassen.

„Von Leinwand verstehe ich nichts, mit Tuch dagegen weiß ich genau Bescheid. Wenn ich aber mit Tuch handeln wollte, müßte ich einen Reisenden halten, denn die beste Ware wird aus Sedan und Elbeuf bezogen. Von Kattun kann nicht die Rede sein, damit sind nur im Sommer Geschäfte zu machen, und Tüll ist unmöglich ... dazu ist der Winter schon zu weit vorgerückt ..."

Gewöhnlich machte er seinen Zweifeln ein Ende, indem er sagte: „Guter Rat kommt über Nacht ... wir wollen zu Bett gehen ..." was er denn auch zur großen Erleichterung seiner Frau zu thun pflegte.

Nach drei bis vier Monaten begann Monsieur Chèbe aber doch, dieses Lebens überdrüssig zu werden. Kopfschmerzen und Schwindelanfälle stellten sich wieder ein. — Das Stadtviertel war ungesund und gar zu geräuschvoll. Ueberdies gingen die Geschäfte nicht ... weder mit Tuch noch mit Leinwand war etwas zu machen.

In diese Zeit einer drohenden Krisis fiel der Besuch, zu dem sich „Mademoiselle Planus, meine Schwester," in Sidoniens Angelegenheiten verstanden hatte.

„Ich werde schonend zu Werke gehen," hatte sich die alte Dame unterwegs gesagt; aber, wie alle schüchternen Menschen, entledigte sie sich ihrer Last, sobald sie eintrat, mit den ersten Worten. Ihre Mitteilung wirkte wie ein Donnerschlag. Als Madame Chèbe begriff, daß ihre Tochter angeklagt wurde, sprang sie voll Entrüstung auf. Niemals würde sie dergleichen glauben, ihre arme Sidonie war das Opfer einer niederträchtigen Verleumdung.

Noch tiefer beleidigt war Monsieur Chèbe; mit zorniger Miene erging er sich in hochtrabenden Redensarten, wobei er seiner Gewohnheit nach sich selbst in den Vordergrund stellte und alles auf sich bezog. Wie konnte irgend jemand annehmen, daß sein Kind, eine Chèbe, Tochter eines seit dreißig Jahren im besten Rufe stehenden Kaufmanns, fähig wäre ... undenkbar! unmöglich!

Aber Mademoiselle Planus blieb bei ihrer Aussage. Es würde ihr schwer, versicherte sie, gleichsam als Klatschschwester, als Zuträgerin übler Nachreden aufzutreten. Man hatte jedoch Beweise ... Die Sache war für niemand mehr Geheimnis ...

„Und wenn es so wäre!“ schrie Monsieur Chèbe, den diese Beharrlichkeit in Wut brachte; „was haben wir damit zu thun? Unsre Tochter ist verheiratet, lebt fern von ihren Eltern. Ihr Mann, der so viel älter ist als sie, hat sie zu leiten, ihr seinen Rat zu geben ... aber ist ihm das wohl jemals eingefallen?“

Darauf erging sich der kleine Mann in den heftigsten Beschuldigungen gegen seinen Schwiegersohn, den schwerfälligen Schweizer, der sein Leben damit zubrachte, in seinem Büreau Maschinen zu erfinden, statt seine junge Frau in Gesellschaft zu führen, und der seine Junggesellengewohnheiten, seine Pfeife oder den Besuch einer Brauerei allem andern vorzog.

Es war bemerkenswert, mit welcher vornehmen Verachtung Monsieur Chèbe das Wort „Brauerei“ betonte. Und doch traf er dort beinahe jeden Abend mit Risler zusammen und machte demselben bittre Vorwürfe, wenn er einmal ausblieb.

Uebrigens hatten alle diese Tiraden des Inhabers der „Kommission und Spedition“ in der Rue du Mail ihren guten Grund. Er wollte seinen Laden aufgeben, sich von den Geschäften zurückziehen und ging damit um, Sidonie für seine neuen Pläne zu gewinnen. Es war mithin nicht an der Zeit, unangenehme Scenen zu machen, von väterlicher Gewalt und ehelichen Pflichten zu sprechen. Madame Chèbe aber, die von der makellosen Reinheit ihrer Tochter vielleicht nicht mehr so fest überzeugt war, wie zu Anfang des Gespräches, hüllte sich in tiefes Schweigen; die arme Frau wünschte taub und blind zu sein und Mademoiselle Planus nie gekannt zu haben. Wie alle, denen es schlecht ergangen ist, suchte sie sich in eine, wenn auch nur scheinbare Ruhe einzuspinnen; nicht zu wissen was vorging, war in ihren

Augen das beste ... Großer Gott, war das Leben denn nicht schon schwer genug? Und warum sollte Sidonie, die immer eine gute Tochter gewesen war, nicht auch eine gute Gattin sein?

Es dunkelte. Monsieur Chèbe stand auf, schloß die Läden seines Geschäftslokals und zündete das Gas an, in dessen Licht die nackten Wände, die leeren, glänzend polierten Fächer, der ganze öde Raum den Eindruck machte, als wäre hier tags zuvor der Bankerott ausgebrochen. Seine stummen, verächtlich zusammengekniffenen Lippen schienen der alten Dame sagen zu wollen: „Der Tag ist zu Ende, es ist Zeit nach Hause zu gehen," und dabei war im Hinterzimmer das leise Schluchzen seiner Frau zu hören, die mit der Bereitung des Abendessens beschäftigt hin und her ging.

Das war alles, was Mademoiselle Planus mit ihrem Besuch erreichte.

„Nun?" fragte der alte Sigismund, der sie voll Ungeduld erwartet hatte.

„Sie wollten mir nicht glauben ... haben mir höflich die Thür gewiesen ..." Die erlittene Demütigung trieb ihr Thränen in die Augen.

Der alte Mann wurde feuerrot.

„Mademoiselle Planus, liebe Schwester," sagte er, indem er ehrfurchtsvoll ihre Hand ergriff, „ich bitte sehr um Verzeihung, daß ich dich zu diesem Schritt veranlaßt habe; aber es handelte sich um die Ehre des Fromontschen Hauses."

Von diesem Augenblick an wurde Sigismund immer trauriger, seine Kasse schien ihm nicht mehr fest und sicher; selbst wenn Fromont junior kein Geld von ihm verlangte, fürchtete er beständig, daß es geschehen würde, und wenn er sich mit der Schwester unterhielt, faßte er seine Sorgen in ein paar immer wiederkehrende Worte zusammen.

„Es steht gar nicht gut," sagte er.

Da er unablässig mit seiner Kasse beschäftigt war, erschien sie ihm sogar nachts im Traume. Bald war sie aus

allen Fugen gegangen, so daß sie trotz des Zuschließens offen blieb; bald fuhr ein Windstoß hinein, der Banknoten, Wechsel, Checks, Staatspapiere in der ganzen Fabrik verstreute, während der Kassierer atemlos hinterdrein lief, um sie wieder aufzulesen. — Und tagsüber, wenn er hinter dem Gitterverschlage in seinem stillen Büreau allein saß, war ihm, als hätte sich eine kleine weiße Maus in die Kasse eingeschlichen, wo sie alles zernagte und zerstörte, und die um so schöner und fetter wurde, je weiter sie in ihrem Vernichtungswerke fortschritt. — Wenn dann im Laufe des Nachmittags Sidonie in dem hübschen Gefieder einer Cocotte auf der Freitreppe erschien, zitterte der alte Sigismund in zorniger Erregung. Es war das personifizierte Verderben des Hauses, das an ihm vorüberging ... das Verderben in eleganter Toilette, mit einer Equipage vor der Thür und dem sorglosen Angesicht einer glücklichen Kokette ... das Verderben des Hauses Fromont.

Sidonie hatte keine Ahnung von dem Feinde, der hinter einem Fenster des Erdgeschosses ihr Thun und Lassen unermüdlich beobachtete und alle Einzelheiten ihres Lebens im Auge behielt: das Kommen und Gehen der Musiklehrerin; die große Schneiderin, die morgens vorsprach; die Pappschachteln, die für sie gebracht wurden, und den Livreebedienten des Modemagazins „du Louvre", dessen schwerer Wagen mit Schellengeklingel vor dem Thorwege hielt, wie eine große, mit starken Pferden bespannte Diligence, die gekommen war, das Haus Fromont im Galopp dem Bankerott zuzufahren.

Sigismund zählte die Pakete, wog sie mit den Augen und drang voll Neugier durch jedes offne Fenster in die Rislersche Häuslichkeit ein. Seinen Blicken entgingen weder die Teppiche, die mit großem Getöse ausgeklopft wurden, noch die Blumentische mit den teuren, seltenen, kränklichen Pflanzen, die sich in der Sonne erholen sollten, und jede neue Anschaffung, die er bemerkte, stellte er in Gedanken mit einer der neuen, großen Geldforderungen zusammen.

Was Sigismund aber mehr beschäftigte als alles andre, war Rislers Angesicht; denn seiner Meinung nach hatte das schlechte Weib begonnen, den besten, rechtschaffensten aller Menschen in einen ehrlosen Schurken umzuwandeln. Risler, daran zweifelte er nicht mehr, kannte seine Schande, nahm sie geduldig hin, ließ sich sein Schweigen bezahlen.

Sicherlich lag etwas Ungeheuerliches in dieser Annahme; aber reine Naturen, die das Böse vor sich sehen, ohne demselben jemals selbst verfallen zu sein, gehen leicht weit über das Ziel hinaus. Nachdem sich der Kassierer von Sidoniens und Georges' Treulosigkeit und Verrat überzeugt hatte, fand er auch Rislers Gemeinheit nicht mehr unglaublich. Nur durch sie ließ sich dessen Gleichgültigkeit gegen die Verschwendung seines Compagnons erklären.

Der brave Sigismund, in seiner alltäglichen, beschränkten Rechtschaffenheit, war nicht im stande, den feinfühligen Risler zu begreifen, und der peinliche Ordnungssinn des Kassenbeamten, sein kaufmännischer Scharfblick trennten ihn auf hundert Meilen von dem zerstreuten, träumerischen Freunde, der halb Künstler, halb Erfinder war. Sigismund beurteilte alles nach seiner eignen Persönlichkeit und hatte kein Verständnis für den Zustand eines Menschen, der im Drange des Erfindens nur von einem Gedanken beherrscht wird, und wußte nicht, daß ein solcher wie ein Nachtwandler durch das Leben geht mit Augen, die, nach innen gerichtet, von der Außenwelt nichts zu sehen vermögen.

Nach Sigismunds Ansicht konnte Risler sehen, und das machte ihn sehr unglücklich. So oft der Freund die Kassenstube betrat, sah ihn Planus forschend an, aber die ruhige Gleichgültigkeit seines Gesichtes, die wie eine mit Vorbedacht gewählte Maske erschien, that dem Beobachter so weh, daß er sich schnell von ihm abwendete, in seinen Papieren kramte, um Risler nicht sehen zu müssen, und wenn er mit ihm sprach, in den Garten hinaussah, oder die Gitterstäbe seines Verschlages anstarrte. Auch seine Worte hatten etwas so

Gezwungenes, daß man kaum wußte, an wen sie gerichtet waren; kein freundliches Lächeln mehr, kein Rückblick auf vergangene Zeiten, wie ihn sonst ein Durchblättern der Kassenbücher hervorrief: „Dies ist das Jahr, in dem du hier eintratest ... Da steht deine erste Zulage gebucht ... Weißt du noch, daß wir an dem Tage bei Douix gesessen haben und abends ins Cafe des Aveugles gegangen sind? ... war das eine Schmauserei! ...“

Endlich fiel Risler das seltsame Wesen des Freundes auf und er sprach darüber mit Sidonie. — Auch sie hatte seit einiger Zeit die Empfindung, daß er ihr feindlich gesinnt sei. Zuweilen, wenn sie durch den Hof ging, fühlte sie gleichsam den übelwollenden Blick, der ihr folgte und sie zwang, sich nach der Höhle des alten Kassierers umzusehen. Unter diesen Umständen flößte ihr die Verstimmung zwischen beiden Männern eine gewisse Besorgnis ein, und sie benutzte diese Gelegenheit, ihren Gatten gegen etwaige Mitteilungen des Kassierers mißtrauisch zu machen.

„Siehst du denn nicht, daß er eifersüchtig ist ... dich um deine Stellung beneidet? ... Ein ehemaliger Kamerad, jetzt sein Prinzipal geworden, das ärgert ihn ... Aber wenn man sich um die Mißgunst der Leute kümmern wollte! ... Du solltest nur wissen, wie ich auf Schritt und Tritt davon umgeben bin.“

Risler machte große Augen. „Du?“

„Natürlich ... es versteht sich eigentlich von selbst ... Alle diese Leute können mich nicht ausstehen; sie sind wütend, daß die kleine Chèbe Madame Risler senior geworden ist, und Gott weiß, welche Schändlichkeiten sie mir schon nachgesagt haben. — Auch dein Herr Kassierer macht aus seinem Herzen keine Mördergrube, ein boshafter Mensch! das kann ich dich versichern ...“

Diese Worte blieben nicht ohne Wirkung. Risler, der sich verletzt fühlte, aber zu stolz war, um Planus zur Rede zu stellen, zog sich ebenfalls zurück und erwiderte Kälte mit Kälte. So mißtrauisch waren die beiden ehrlichen Männer

gegeneinander, daß sie nicht mehr ohne die peinlichste Empfindung zusammentreffen konnten, und bald gab es Risler vollständig auf, die Kasse zu betreten. Dies konnte um so leichter geschehen, da alle Geldangelegenheiten Fromonts Aufgabe waren, der auch Rislers Monatsgeld jeden Ersten in seine Wohnung schickte. Dem Verkehr zwischen Sidonie und Georges kam diese Einrichtung sehr zu gute und sie gab ihnen Gelegenheit zu allerlei schmählichen Täuschungen.

Sidonie war eben jetzt eifrig darauf bedacht, die äußere Eleganz ihres Lebens zu vervollständigen. Was ihr noch dazu fehlte, war ein Sommeraufenthalt. Im Grunde haßte sie das Landleben, fand, daß Bäume, Felder, staubige Landstraßen „das Widerwärtigste sind, was es auf Erden gibt". Aber Claire Fromont verlebte die Sommerzeit in Savigny. Sobald die ersten schönen Tage kamen, wurden in der unteren Etage Koffer gepackt, Vorhänge abgenommen, ein großer Möbelwagen, auf dem die blau bebänderte Wiege der Kleinen hin und her schwankte, setzte sich nach dem Schlosse des Großvaters in Bewegung und eines schönen Morgens fuhren Mutter, Großmutter, Amme und Kind, eine ganze Masse weißer Stoffe und wehender Schleier im scharfen Trabe sonnigen Rasenplätzen und schattigen Heckenwegen zu.

Nun war Paris häßlich und menschenleer, und obwohl Sidonie die Stadt auch um diese Jahreszeit, in der Gluthitze eines Hochofens, gern hatte, dachte sie voll Neid an die Pariser Eleganz, die jetzt am Meeresufer unter schattenden Sonnenschirmen lustwandelte und das Seebad, wo es gestattet ist, ein schönes Bein zu zeigen und zu beweisen, daß man wirklich eignes, kastanienbraunes, langes, lockiges Haar besitzt, zu tausend neuen Erfindungen, zu allerlei gewagten Anzügen benutzt.

Ein Seebad? ... es war nicht daran zu denken ... Risler konnte nicht abkommen.

Ein Landhaus kaufen? .. Dazu fehlten die nötigen Geldmittel.

Georges Fromont wäre zwar bereit gewesen, auch diese Laune zu befriedigen; aber ein Landhaus läßt sich nicht, wie ein Armband oder ein Kaschmirshawl heimlich geben und nehmen. Dazu mußte man sich die Einwilligung des Mannes verschaffen — eine schwierige Aufgabe — mit Risler konnte jedoch der Versuch gemacht werden.

Um den Weg zu bahnen, sprach Sidonie immer wieder mit Sehnsucht von einem kleinen, nicht zu teuern Winkelchen auf dem Lande. Lächelnd hörte ihr Risler zu, denn bei ihren Worten erwachte auch in ihm das Verlangen nach Grundbesitz, das mit dem Vermögen zu kommen pflegt, und er dachte an hohes Gras und den Ertrag eines schönen Obstgartens. Aber da er ein verständiger Mann war, gab er zur Antwort: „Wir wollen sehen ... wollen sehen ... warte nur auf den Jahresschluß."

Der Jahresschluß im Munde des Kaufmanns bedeutet die Inventur.

Inventur ... ein Zauberwort! Das ganze Jahr geht es vorwärts, immer vorwärts im Drange der Geschäfte. Das Geld kommt und geht, cirkuliert, zieht andres herbei, wird wieder zerstreut und das Vermögen des Hauses ist — wie eine schimmernde Schlange — in fortwährender Bewegung; jetzt lang ausgedehnt, dann wieder zusammengezogen, so daß es unmöglich wird, sich von seinem wirklichen Zustande Rechenschaft zu geben, bis ein Augenblick der Ruhe eintritt. Diesen bietet die Inventur und erst durch sie wird festgestellt, wie die Verhältnisse des Hauses sich gestaltet haben und ob das Jahr, das ein gutes zu sein schien, es auch wirklich gewesen ist.

Dieser Abschluß pflegt Ende Dezember, gegen Weihnachten oder Neujahr gemacht zu werden. Da er eine große Arbeitslast mit sich bringt, werden die Comptoirstunden bis tief in die Nacht verlängert. Das ganze Haus bleibt in Bewegung und die überall brennenden Lampen geben auch allen Geschäftsräumen jenen festlichen Glanz, der in der letzten Woche des Jahres im Familienkreise herrscht und die

Fenster der Wohnzimmer allabendlich erhellt. — Jeder, der dem Handlungshause angehört, nimmt lebhaft Anteil am Ergebnis der Inventur, denn alle Zulagen und Neujahrsgeschenke hängen davon ab. So ist denn, während der Jahresgewinn oder Verlust einer reichen Fabrik festgestellt wird, auch in den fünften Etagen oder den kleinen Wohnungen der äußersten Vorstädte unter den Arbeiterfrauen, den Kindern und Großeltern unaufhörlich von der Inventur die Rede; sie wird darüber entscheiden, ob sich der kleine Haushalt noch größere Entbehrungen auferlegen muß, oder sich endlich einen langersehnten, immer verschobenen Einkauf gestatten darf.

In dieser Zeit ist bei Fromont junior und Risler senior Sigismund Planus der Gott des Hauses, und sein kleiner Gitterverschlag ein Heiligtum, in welchem alle Commis Wache halten. In der tiefen Stille der schlafenden Fabrik rauschen die schweren Blätter der Rechnungsbücher. Hin und wieder wird ein Name genannt, der den Vergleich mit andern Registern veranlaßt; unaufhörlich kratzen die Federn auf dem Papier. Der alte Kassierer, von seinen Untergebenen umringt, sieht in seiner Geschäftigkeit geradezu schreckenerregend aus. Von Zeit zu Zeit kommt Fromont junior auf einen Augenblick herein; er ist im Begriff auszufahren, hat bereits die Handschuhe an, die Cigarre im Munde, tritt langsam auf den Zehenspitzen heran, sieht durch das Gitter und fragt: „Nun . . . wie steht es?"

Sigismund antwortet nur durch ein Grunzen, und der junge Herr des Hauses entfernt sich, ohne ein weiteres Wort. Die Miene des Kassierers hat ihm nur zu deutlich gesagt, daß der Bescheid kein erfreulicher sein würde.

In der That war seit den Revolutionsjahren, als in den Fabrikhöfen gekämpft wurde, noch keine Inventur des Hauses Fromont so schlecht ausgefallen. Einnahmen und Ausgaben deckten sich; der Geschäftsbetrieb hatte den Gewinn vollständig verschlungen und überdies war Fromont junior

der Kasse noch bedeutende Summen schuldig. Mit dem Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit stieg der alte Kassierer am 31. Dezember die Treppe hinauf, um Georges Fromont das Ergebnis seiner Berechnungen mitzuteilen.

Dieser aber nahm die Sache leicht; es würde schon besser werden! und um die gute Laune des Kassierers herzustellen, schenkte er ihm tausend Franken, statt der fünfhundert, die sein Onkel als jährliche Gratifikation zu geben pflegte. Das ganze Personal wurde mit derselben Freigebigkeit bedacht und in der allgemeinen Freude geriet der ungünstige Jahresabschluß in Vergessenheit. Seinen Compagnon Risler wollte Georges selbst von der Bilanz in Kenntnis setzen.

Als er in das kleine Arbeitszimmer trat, dessen Oberlicht die nachdenklichen Züge des mit seiner Erfindung Beschäftigten hell beleuchtete, hatte Fromont junior eine Anwandlung von Reue und Schamgefühl über sein Vorhaben und blieb zögernd stehen.

Risler hatte sich, als er die Thüre öffnen hörte, fröhlich umgesehen.

„Schorsch, lieber Schorsch ... ich habe meine Druckmaschine ... es fehlen zwar noch ein paar Kleinigkeiten ... aber es kommt nichts darauf an ... der Hauptsache bin ich sicher. Nun Sie werden ja sehen ... werden ja sehen! Nun mögen die Prochassons thun, was sie wollen, mit der Rislerschen Druckmaschine schlagen wir alle Konkurrenten aus dem Felde.“

„Bravo, Kamerad!“ antwortete Fromont junior; „das sind gute Aussichten für die Zukunft ... aber denken Sie denn gar nicht an die Gegenwart ... an unsre Inventur?“

„Ja, wahrhaftig — die hatte ich ganz vergessen! ... Nun, sie ist wohl nicht glänzend ausgefallen?“ fügte er hinzu, als er Georges' unruhige, verlegene Miene bemerkte.

„Im Gegenteil, sehr glänzend!“ antwortete der junge Mann. „Wir haben alle Ursache, zufrieden zu sein, besonders da es unser erstes Geschäftsjahr ist. Auf jeden von

uns kommen vierzigtausend Franken Reingewinn, und da ich mir dachte, daß Sie vielleicht Geld brauchten, um Ihrer Frau ein Neujahrsgeschenk zu machen ..."

Und ohne dem wackeren Mann, den er in diesem Augenblick hinterging, ins Gesicht zu sehen, legte Fromont junior ein Paket Anweisungen und Banknoten auf den Tisch.

Risler senior war tief bewegt. So viel Geld auf einmal und für ihn allein! Zuerst dachte er an die großherzigen Fromonts, die ihn zu dem gemacht hatten, was er war, dann an seine kleine Sidonie und den Wunsch, den sie so häufig ausgesprochen hatte. Jetzt war er im stande, ihn zu erfüllen.

Mit Thränen in den Augen und einem guten Lächeln um die Lippen streckte er seinem Associé beide Hände entgegen.

„Ich bin so glücklich ... so glücklich!" rief er aus; es war sein Lieblingswort bei großen Gelegenheiten. Dann zeigte er auf die Banknoten, die vor ihm lagen, die leichten Blättchen, die immer bereit sind, auf und davon zu fliegen.

„Wissen Sie was das ist?" fragte er Georges mit triumphierender Miene; „das ist Sidoniens Landhaus."

Als ob sich das nicht von selbst verstanden hätte!

---

## Zwölftes Kapitel.

## Ein Brief.

An Herrn Franz Risler, Ingenieur der französischen Baugesellschaft. Ismailia, Aegypten.

„Lieber Franz! Diese Zeilen schreibt Dir der alte Sigismund. Wenn ich mich besser darauf verstünde, meine Gedanken zu Papier zu bringen, so hätte ich Dir viel zu erzählen; aber das verwünschte Französisch fällt unsereinem gar zu schwer, und wenn Sigismund Planus nicht mit Zahlen hantieren kann, bringt er nicht viel zu stande. Darum will ich Dir lieber ganz einfach sagen, um was es sich handelt.

„Im Hause Deines Bruders gehen Dinge vor, die nicht in der Ordnung sind. Seine Frau betrügt ihn mit seinem Associé. Sie hat ihren Mann lächerlich gemacht, und wenn es so weitergeht, wird man ihn noch für einen Schuft halten. Darum höre auf meinen Rat, lieber Junge, und komm herüber, sobald Du irgend kannst. Du allein bist im stande, mit Risler zu sprechen und ihm über seine Sidonie die Augen zu öffnen. Allen andern würde er nicht glauben. Also nimm schnell Urlaub und komm.

„Ich weiß, daß Du da draußen Dein Brot zu verdienen und Deine Zukunft zu gründen hast. Aber ein Ehrenmann muß vor allen Dingen den Namen reinhalten, den er von seinen Eltern bekommen hat. Ich aber sage Dir, wenn Du Dich nicht beeilst, nicht so bald als möglich hier bist, wird der Name Risler eines Tages mit so viel Schande bedeckt sein, daß Du ihn nicht mehr führen kannst.

Sigismund Planus, Kassierer."

---

## Dreizehntes Kapitel.

# Der Rächer.

Wer, durch Arbeit oder Krankheit ins Haus gebannt, sein Leben in demselben Raume, an demselben Fenster zubringt, wird nicht nur mit den Mauern, Dächern und Fenstern der Nachbarschaft vertraut — er beschäftigt sich auch mit den Vorübergehenden. Während er selbst zur Unbeweglichkeit verurteilt ist, versenkt er sich in das rege Leben und Treiben der Straße, und die geschäftigen Menschen, die täglich zu bestimmten Stunden an ihm vorbeikommen, ahnen nicht, daß sie andern, stillen Existenzen gleichsam als Zeitmesser dienen, von Freundesaugen beobachtet und schmerzlich vermißt werden, wenn sie zufällig einen andern Weg gegangen sind.

Auch die beiden Delobelles, die Tag für Tag in ihren vier Wänden blieben, machten solche Beobachtungen. Da

das Fenster schmal war, pflegte die Mutter, deren Augen durch die Arbeit gelitten hatten, dicht an der zurückgeschobenen Gardine zu sitzen, während der große Lehnstuhl ihrer Tochter zwar dicht neben ihr, aber doch etwas vom Fenster entfernt stand. Die Mutter pflegte Désirée die täglich Vorübergehenden zu nennen; es war eine kleine Zerstreuung, gab Stoff zum Gespräch und die langen Arbeitsstunden schienen schneller zu verfließen, wenn sie durch das regelmäßige Kommen und Gehen andrer, beschäftigter Menschen gleichsam gemessen wurden. Da kamen zwei kleine Schwestern, ein Herr im grauen Ueberrock, ein Knabe, der in die Schule geführt und wieder abgeholt wurde, und ein alter Beamter mit einem Stelzfuße, dessen Schritte dröhnend vom Trottoir heraufklangen. Letzterer war übrigens kaum zu sehen, denn er ging erst nach Einbruch der Dunkelheit vorüber; aber man hörte ihn und sein schwerer Tritt erschien der kleinen Lahmen wie das Echo ihrer düstersten Gedanken. Alle diese Bekannten von der Straße nahmen ahnungslos das Interesse der beiden Frauen in Anspruch. Bei Regenwetter hieß es: „Die Armen werden naß ... Ob das Kind wohl vor dem Platzregen nach Hause gekommen ist?“ — Und beim Wechsel der Jahreszeiten, wenn die Märzsonne auf die rieselnden Trottoirs fiel, oder der Dezemberschnee sie mit einer schwarz und weiß gefleckten Decke überzog, sagten sich die beiden Klausnerinnen beim Anblick eines neuen Kleidungsstückes ihrer Freunde: „Es wird Sommer!“ oder „Der Winter ist da!“

Jetzt aber war ein Maiabend gekommen, einer jener hellen, stillen Abende, die das Leben in den Häusern an die offnen Fenster locken. Désirée und ihre Mutter regten Nadeln und Finger mit verdoppeltem Eifer, um vor dem Anzünden der Lampe das letzte Tageslicht auszunutzen. Das fröhliche Geschrei spielender Kinder klang aus den Höfen herauf, fernes Klavierspiel war zu hören und das Rufen der Straßenverkäufer, die mit halbgeleertem Karren vorüberfuhren;

die Luft war vom Hauch des Frühlings, von leisem Hyacinthen- und Fliederduft erfüllt.

Madame Delobelle hatte eben ihre Arbeit weggelegt und horchte, ehe sie das Fenster schloß, mit aufgestützten Ellbogen auf das Getöse der großen, geschäftigen Stadt, das fröhliche Leben und Treiben des Feierabends in den Straßen. Zuweilen richtete sie, ohne sich umzusehen, ein Wort an ihre Tochter.

„Ei! da ist ja Herr Sigismund ... wie früh er heute abend die Fabrik verläßt! ... Aber vielleicht kommt es mir nur so vor, weil die Tage länger werden ... Es kann doch aber noch nicht sieben sein? ... Wen der alte Kassierer wohl bei sich hat? ... Sonderbar ... man könnte wirklich glauben, es wäre Franz Risler ... aber das ist ja nicht möglich! Monsieur Franz ist weit von hier ... auch hatte er keinen Bart ... dennoch ist's eine große Aehnlichkeit ... sieh 'mal her, Kind!“

Aber das Kind bleibt im Sessel sitzen, rührt sich nicht einmal. Mit in die Ferne schauendem Blick und erhobener Nadel, wie plötzlich inmitten ihrer Arbeit gebannt, sitzt Désirée da, in das Zauberland der Phantasie entrückt, das zu erreichen kein Gebrechen hindert. Der Name Franz, den ihre Mutter halb mechanisch beim Anblick einer flüchtigen Aehnlichkeit genannt hat, umschließt für sie eine ganze Welt holder Träume, süßer Hoffnungen, vergänglich wie das Erröten, das ihr in die Wangen stieg, wenn er abends, beim Nachhausekommen, einen Augenblick vorsprach, um mit ihr zu plaudern. Wie fern lag das alles! Und doch hatte er einst nebenan gewohnt; sie hatte seinen Schritt auf der Treppe und das ans Fenster Schieben seines Zeichentisches im Nachbarstübchen hören können. Und wie that es ihr wohl und weh, ihm zu lauschen, wenn er auf dem niedrigen Schemel zu ihren Füßen saß und von Sidonie sprach, während sie mit ihren Vögeln und Käfern beschäftigt war.

Sie sprach ihm Mut ein, indes sie emsig weiter arbeitete, und suchte ihn zu trösten, denn Sidonie hatte dem armen

Franz manches kleine Herzeleid angethan, ehe sie ihm das große zufügte. Der Ton seiner Stimme, wenn er von ihrer Nebenbuhlerin sprach, der Glanz seiner Augen, wenn er an sie dachte, bezauberten die kleine Désirée, und als er in Verzweiflung fortging, war „die Liebe, die dahinten blieb“, noch größer als die, welche er mit sich nahm. Eine Liebe, die in der immer gleichen Umgebung, der immer gleichen Lebensweise unabänderlich dieselbe bitter-schmerzliche bleiben mußte, während seine Empfindung allen Winden preisgegeben, unter fremdem Himmel, auf fremden Wegen vielleicht verblaßte und verflog.

Das Tageslicht verschwindet mehr und mehr und mit der wachsenden Dunkelheit kommt eine tiefe Schwermut über das junge Mädchen. Der Freudenschimmer der Vergangenheit verblaßt wie der Tagesschein in der engen Fensternische, in der die Mutter mit aufgestützten Armen sitzen geblieben ist.

Plötzlich wird die Thür geöffnet; auf der Schwelle erscheint eine Gestalt, die nicht mehr deutlich zu sehen ist ... Wer kann es sein? Die beiden Delobelles bekommen keinen Besuch und die Mutter, die sich umgewendet hat, sagt — in der Voraussetzung, daß jemand aus dem Modemagazin geschickt werde, ihre Wochenarbeit abzuholen: „Mein Mann ist schon gegangen, Monsieur, wir haben nichts mehr hier ...“

Der Fremde tritt, ohne zu antworten, auf sie zu, und je mehr er sich dem Fenster nähert, um so deutlicher erscheint sein Profil auf dem dämmerigen Hintergrunde. Es ist ein großer, kräftig gebauter, sonnenverbrannter Bursche mit dichtem, blondem Bart, der endlich mit voller Stimme und etwas schwerfälliger Aussprache fragt: „Ist's möglich, Madame Delobelle, Sie erkennen mich nicht?“

„Ich, Monsieur Franz, habe Sie gleich erkannt,“ antwortet Désirée in kaltem, förmlichem Tone.

„Barmherziger Gott, Monsieur Franz!“

Schnell, schnell stürzt Madame Delobelle auf die Lampe zu, zündet sie an und schließt das Fenster.

„Wie, Sie sind es wirklich, lieber Franz? ... Wie ruhig die Kleine das sagte: ‚Ich habe Sie gleich erkannt‘. ... So ein kleiner Eisblock ... Sie wird nie anders werden!“

Sie ist wirklich wie ein kleiner Eisblock ... bleich, ganz bleich, und ihre Hand, die Franz erfaßt hat, liegt weiß und kalt in der seinigen.

Er findet sie schöner, zarter geworden, während er ihr herrlich vorkommt wie immer und der Ausdruck von Müdigkeit und Schwermut, der in seinen Augen liegt, ihn nur männlicher erscheinen läßt als bei seiner Abreise.

Die Müdigkeit kommt von der Hast seiner Reise, die er gleich nach Empfang des furchtbaren Planusschen Briefes angetreten. Das Wort „Schande“ hat ihn angestachelt; augenblicklich, ohne Urlaub ist er gekommen, hat seine Stellung, sein Hab und Gut daran gesetzt, ist vom Schiffe ins Eisenbahncoupé gestiegen und hat erst in Paris Halt gemacht. So hatte er denn wohl Ursache, ermüdet zu sein, um so mehr, da er in Gedanken voll Angst, Zweifel und wachsender Besorgnis die weite Entfernung wenigstens zehnmal durchmessen hat.

Seine Schwermut aber stammt aus früheren Zeiten; sie ist auf den Tag zurückzuführen, als das Mädchen, das er liebte, sich geweigert, ihn zu heiraten, um sechs Monate später seines Bruders Weib zu werden. Das waren zwei harte Schläge kurz nacheinander und der zweite noch härter als der erste. Uebrigens hat ihm sein Bruder vor der Hochzeit geschrieben, ihn gleichsam um seine Einwilligung zu seinem Glück gebeten, und hat das in so rührenden, zärtlichen Worten gethan, daß die Wucht des Schlages in etwas dadurch gemildert wurde. Und dann haben Zeit, Arbeit und weite Reisen den Schmerz des jungen Mannes mehr und mehr bezwungen, bis endlich nur noch eine stille Schwermut davon zurückgeblieben ... es wäre denn, daß sein Zorn und Haß gegen das Weib, das seines Bruders Namen entehrt, ein Nachhall seiner einstigen Liebe ist.

Nein, nein, Franz Risler hat nur die Absicht, die Ehre seines Namens zu rächen. Nicht als Liebender, als Richter ist er gekommen — Sidonie mag sich hüten.

Sobald er in Paris dem Coupé entstiegen war, begab er sich in die Fabrik; er hoffte, daß ihm die Ueberraschung, das Erschrecken über sein unerwartetes Erscheinen auf den ersten Blick verraten würden, was hier vorging. Unglücklicherweise hatte er aber niemand getroffen.

Seit vierzehn Tagen schon waren die Jalousieen des kleinen Hinterhauses geschlossen und Vater Achilles sagte ihm, daß beide Damen auf ihren Landsitzen wohnten und daß auch die beiden Associés jeden Abend hinausfuhren. Fromont junior hatte heute das Geschäft schon früh verlassen, Risler senior war eben erst fortgegangen.

Franz beschloß, mit dem alten Sigismund zu sprechen. Aber es war Samstag, das heißt Zahltag, und so mußte er warten, bis die lange Reihe der Arbeiter abgefertigt war, die sich von der Portierloge des alten Achilles bis zum Kassenschalter erstreckte.

Trotz seiner Ungeduld und Traurigkeit that es dem armen Jungen, der von Kindheit an das Leben der Pariser Arbeiter kennen gelernt hatte, in der Seele wohl, sich einmal wieder inmitten dieses eigentümlichen Treibens zu befinden. Auf allen diesen teils gutmütigen, teils boshaften Gesichtern lag das frohe Bewußtsein der vollendeten Wochenarbeit, und es war unverkennbar, daß für sie der Sonntag bereits am Samstag um sieben Uhr abends vor der kleinen Lampe des Kassierers seinen Anfang nahm.

Man muß unter den Gewerbtreibenden gelebt haben, um den Reiz und die Weihe des Ruhetags zu begreifen. Vielen dieser armen Menschen, die ungesunde Arbeiten betreiben, bringt der segensreiche Sonntag das Aufatmen in frischer Luft, das ihnen für Gesundheit und Leben unentbehrlich ist. Daher die jubelnde Freude, die ihn begrüßt, die lärmende Lust, mit welcher er genossen wird. Es ist, als

ob der Druck der Wochenarbeit mit dem letzten Dampf der Maschinen, der zischend über dem Rinnsteine ausströmt, in alle Winde zerstreut würde.

Beim Verlassen des Schalters zählten die Arbeiter das Geld, das blinkend in ihren geschwärzten Händen lag, sorgsam nach. Einige schienen unzufrieden, murrten, beschwerten sich. Aber sie hatten Arbeitsstunden versäumt oder Vorschuß erhalten, und durch das Klingen der schweren Kupfermünzen hörte man die ruhige, mitleidslose Stimme des alten Sigismund, der die Interessen der Firma bis zur Hartherzigkeit verteidigte.

Franz war mit den Scenen des Zahltages vertraut und wußte die echten Herzenstöne von den falschen zu unterscheiden. Er wußte, daß dieser um seiner Familie willen mehr verlangte, um den Bäcker, den Apotheker, die Schule zu bezahlen, jener nur für die Schenke oder noch Schlimmeres. Auch die traurigen, verkümmerten Schattengestalten, die vor dem Thorwege der Fabrik hin und her huschten und lange, forschende Blicke in den Hof warfen, waren ihm bekannt. Sie alle warteten auf einen Vater, einen Gatten, um ihn mit Bitten oder Vorwürfen so schnell als möglich nach Hause zu geleiten.

Und die barfüßigen Kinder; die elenden, in alte Shawlfetzen gehüllten Säuglinge; die zerlumpten Weiber, deren thränennasse Wangen so weiß sind wie die Haube, die sie umschließt. Und das Laster, das in finsteren Winkeln auf die Stunde der Lohnzahlung lauert; die Spelunken, die in engen dunkeln Gassen ihre Lampen anzünden und hinter den schmutzigen Scheiben die bunten Farben der Alkoholgifte zur Schau stellen . . . all dies Elend war Franz bekannt, aber niemals war es ihm so düster, so herzzerreißend erschienen, wie an diesem Abend.

Endlich war die Ablohnung vorüber und der alte Sigismund verließ sein Büreau.

Die beiden Freunde erkannten und umarmten sich, und in der tiefen Stille der für vierundzwanzig Stunden rastenden

Fabrik berichtete der alte Kassierer, was geschehen war. Er schilderte Sidoniens Thun und Treiben, ihre wahnsinnige Verschwendung, die Schande, die sie über ihren Mann gebracht hatte. Kürzlich erst hatte das Rislersche Ehepaar in Asnières ein Landhaus, die ehemalige Besitzung einer Schauspielerin, gekauft und prachtvoll eingerichtet; sie hielten Wagen und Pferde und machten überhaupt großen Aufwand. Was den wackeren Sigismund am meisten beunruhigte, war die Zurückhaltung Georges Fromonts. Seit einiger Zeit nahm er beinahe gar kein Geld aus der Kasse und doch brauchte Sidonie mehr als je.

„Es steht gar nicht gut ... gar nicht gut!“ sagte der Kassierer mit traurigem Kopfschütteln, und mit gedämpfter Stimme fügte er hinzu: „Aber dein Bruder, lieber Junge, dein Bruder? ... Wie soll man sich sein Benehmen erklären? Er sieht in die Luft, steckt die Hände in die Taschen und hat für nichts Sinn als für seine unglückselige Erfindung, die nicht mehr vorwärts will. Soll ich dir sagen, was ich von ihm denke? Er ist entweder ein Schuft oder ein Dummkopf!“

Während dieses Gespräches gingen sie in dem kleinen Garten auf und nieder, blieben stehen, schritten weiter und Franz war dabei zu Mut, als befinde er sich in einem wüsten Traum. Seine schnelle Reise, der plötzliche Wechsel des Klimas und der Umgebung, Sigismunds endloser Wortschwall, das neue Bild, das er sich von seinem Bruder und Sidonie machen sollte — von Sidonie, die er so innig geliebt hatte ... das alles verwirrte ihn, brachte ihn fast von Sinnen.

Es war spät — der Abend brach herein. Sigismund schlug vor, daß Franz mit ihm nach Montrouge gehen und bei ihm übernachten solle; aber der junge Mann lehnte die Einladung ab, indem er Müdigkeit vorschützte, und als er sich dann in der unbehaglichen Zwischenzeit, wenn das Tageslicht erloschen und das Gas noch nicht angezündet ist, im Marais allein sah, begab er sich mechanisch nach seiner alten Wohnung in der Rue de Braque.

An der Hausthür hing ein Zettel mit der Inschrift: „Möbliertes Zimmer zu vermieten", und es fand sich, daß es die Stube war, die er so lange mit seinem Bruder bewohnt hatte. Er erkannte seine, noch immer mit vier Stecknadeln an der Wand befestigte Landkarte, das Treppenfenster und das kleine Thürschild der beiden Delobelles: „Modeartikel in Vögeln und Käfern."

Die Delobellesche Thür stand offen; er brauchte sie nur anzustoßen, um eintreten zu können.

Sicherlich gab es für ihn in ganz Paris keine bessre Zuflucht, kein Plätzchen, wo sein erschüttertes Gemüt sicherere Ruhe und Frieden finden konnte. Diese stille, arbeitsvolle Häuslichkeit wurde für sein augenblicklich so haltloses Dasein zum Hafen der Ruhe, zum sonnigen, friedvollen Ufer, wo fleißige Frauen die Heimkehr des Gatten, des Vaters erwarteten, während draußen Wind und Wellen tosen. Was ihn aber vor allem — vielleicht nur unbewußt — anzog, war die Empfindung, hier eine treue Zuneigung zu finden, war jene Zaubermacht, welche selbst die Liebe, die wir nicht erwidern, auf uns ausübt.

Wie lieb hatte ihn der kleine Eisblock Désirée! Wenn sie mit ihm die gleichgültigsten Dinge besprach, leuchteten ihre Augen, und das unbedeutendste seiner Worte verklärte ihr hübsches Gesicht. Das war ein wohlthuendes Ausruhen nach allen den bitteren, verletzenden Worten des alten Sigismund.

Sie plauderten lebhaft miteinander, während Madame Delobelle den Tisch deckte.

„Sie essen doch mit uns, Monsieur Franz? . . . Der Vater ist ausgegangen, um unsre Arbeit fortzutragen, aber zum Essen kommt er bestimmt nach Hause."

Die gute Frau sagte das mit einem gewissen Stolz und war dazu berechtigt, denn seit dem Mißlingen seines Theaterunternehmens speiste der berühmte Mann nicht mehr auswärts — selbst nicht, wenn er das Wochengeld erhob. Der unglückliche Theaterdirektor hatte in seinem Restaurant

so häufig auf Kredit gegessen, daß er jetzt nicht mehr hinzugehen wagte. Dagegen verfehlte er nie, Samstags zwei bis drei ausgehungerte Tischgäste mitzubringen, alte Kameraden, Pechvögel, wie er selbst einer war. Diesen Abend erschien er in Begleitung eines Bonvivants vom Theater zu Metz und eines Komikers vom Theater zu Angers, beide augenblicklich außer Engagement.

Der Komiker, der im Lampenlicht alt und grau geworden war, sah mit seinem glattrasierten Gesicht wie ein greiser Gassenjunge aus und der Bonvivant trug einen spanischen Mantel und ließ keine Spur von Wäsche sehen. Schon von der Thürschwelle aus begann Delobelle sie pomphaft vorzustellen, aber als er Franz Risler erblickte, unterbrach er sich.

„Franz! ... mein geliebter Franz!" rief der alte Bretterheld mit melodramatischem Ausdruck, indem er mit den Händen krampfhaft in die Höhe fuhr, und nach einer langen, gefühlvollen Umarmung stellte er seine Gäste gegenseitig vor: „Monsieur Robricart vom Theater zu Metz, Monsieur Chadezon vom Theater zu Angers — Monsieur Franz Risler, Ingenieur."

Im Munde Delobelles gewann das Wort „Ingenieur" ein unsagbares Gewicht!

Désirée verzog den Mund, als sie die Freunde des Vaters erblickte; sie hätte den heutigen Abend viel lieber im engsten Familienkreise verlebt. Aber dafür hatte der große Mann kein Verständnis und überdies war er zu sehr mit der Entleerung seiner Taschen beschäftigt. Zuerst entnahm er ihnen eine köstliche Pastete. — „Für die lieben Damen" sagte er und schien ganz zu vergessen, daß er selbst dafür schwärmte. Dann erschien ein Hummer, eine Arlesische Wurst, kandierte Mandeln und frische Kirschen — das erste vom Jahre!

Während der entzückte Bonvivant einen unsichtbaren Hemdkragen aufzupfte und der Komiker mit einer Gebärde, die vor etwa zehn Jahren Beifall zu erregen pflegte, ein

behagliches Grunzen hören ließ, dachte Désirée mit Schrecken an die Lücke, welche dies improvisierte Festmahl in ihrer beschränkten Kasse zurücklassen mußte, und Madame Delobelle durchstöberte ihr Büffett, um die nötigen Bestecke zusammenzufinden.

Die Mahlzeit verlief in heiterster Stimmung. Die beiden Komödianten hieben tapfer ein, zur Freude Delobelles, der allerlei Bühnenerinnerungen mit ihnen austauschte. Das war nun freilich nichts Erquickliches, sondern gleichsam ein häßliches Durcheinander verblichener Gewänder, erloschener Lampen, verschimmelter, zerbröckelnder Requisiten. — In platt-vertraulicher Ausdrucksweise erinnerten sie sich an ihre zahllosen Triumphe, denn ihrer Darstellung nach waren sie alle drei mit Beifall überschüttet, mit Lorbeer gekrönt, von der Bevölkerung ganzer Städte hochgefeiert, und während sie davon sprachen, aßen sie, wie eben Schauspieler essen, wenn sie auf der Bühne, mit einer Dreiviertelswendung das Gesicht voll dem Publikum zugekehrt, vor einer Mahlzeit von Papiermaché sitzen, abwechselnd reden und schlucken und durch die Art und Weise, wie sie das Glas hinstellen oder den Stuhl heranrücken oder mit Messer und Gabel hantieren, Teilnahme, Verwunderung, Freude oder Schrecken ausdrücken. Mutter Delobelle hörte lächelnd zu, denn eine Frau, die seit dreißig Jahren die Gattin eines Schauspielers ist, hat sich nachgerade an solche Seltsamkeiten gewöhnt.

Ein Eckchen des Tisches aber war, wie durch eine Nebelwolke, die jede Albernheit, jedes grobe Lachen, jede Prahlerei auffing, von der übrigen Gesellschaft getrennt. Da saßen in halblautem Geplauder Franz und Désirée, ohne von den Gesprächen der andern etwas zu hören. Kindheitserlebnisse, Geschichten aus der Nachbarschaft, nichtssagende Vorfälle, denen nur die Gemeinsamkeit der Erinnerungen Wert verlieh, waren der Gegenstand ihres traulichen Geflüsters.

Plötzlich zerriß die Nebelwolke und die dröhnende Stimme Delobelles unterbrach das Zwiegespräch.

„Du hast deinen Bruder noch nicht gesehen?" fragte er Franz, um diesen Gast nicht ganz zu vernachlässigen. „Auch seine Frau noch nicht? ... Nun, da wirst du eine Modedame finden ... Toiletten, mein Junge, und einen Schick ... ich will dir nichts weiter sagen! ... In Asnières haben sie ein wahres Schloß ... auch die Chèbes wohnen dort. Wir sind uns durch alles das fremd geworden. Wenn man reich wird, läßt man die alten Freunde fallen. Kein Wort für uns ... kein Besuch. Was mich betrifft, so kannst du dir wohl denken, daß es mich gleichgültig läßt, aber für meine Frau und Tochter ist es eine Kränkung."

„Oh, Papa," fiel Désirée lebhaft ein, „du weißt, daß wir Sidonie viel zu lieb haben, um ihr das übelzunehmen."

Der Schauspieler schlug wütend mit der Faust auf den Tisch. „Das ist eben euer Unrecht," rief er aus. „Man hat es übelzunehmen, wenn die Leute darauf ausgehen, uns zu kränken und zu demütigen."

Er hatte das Versagen des Kapitals zu seinem Theaterunternehmen noch nicht verschmerzt und war nicht gewöhnt, seinen Groll zu verbergen.

„Wenn du wüßtest," fuhr er zu Franz gewendet fort, „wenn du wüßtest, welche Verschwendung sie treiben ... es ist ein wahrer Jammer! Diese Unvernunft ... Diese Gedankenlosigkeit! Ich, der ich hier vor dir sitze, habe deinen Bruder um eine kleine Summe gebeten, die mir eine Zukunft gesichert und ihm reiche Zinsen eingebracht hätte ... er hat sie mir rundweg abgeschlagen. Natürlich! Madame braucht eben zu viel. Sie reitet, fährt in eigner Equipage zu Wettrennen und läßt den Mann nach ihrer Pfeife tanzen. Auch glaube ich, unter uns gesagt, durchaus nicht, daß sich der gute Risler glücklich fühlt ... seine kleine Frau spielt ihm allerlei Streiche."

Der ehemalige Schauspieler vervollständigte seine Rede durch ein ausdrucksvolles Augenblinzeln, das er dem Komiker und dem Bonvivant zuwarf, worauf ein Austausch jener

hergebrachten Grimassen und Ausrufungen stattfand, die auf der Bühne stilles Verständnis ausdrücken.

Franz war niedergeschmettert; so sehr er sich dagegen sträubte, die traurige Gewißheit drang von allen Seiten auf ihn ein. Sigismund hatte in seiner Weise gesprochen; jetzt that es Delobelle in der seinigen . . das Ergebnis war ganz dasselbe.

Glücklicherweise war das Diner zu Ende; die Schauspieler erhoben sich und gingen miteinander in die Brauerei der Rue Blondel, Franz blieb mit den Frauen allein.

Als ihn Désirée so weich und zutraulich an ihrer Seite sitzen sah, überkam sie plötzlich ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit für Sidonie. Sie sagte sich selbst, daß sie diesen Schimmer von Glück im Grunde genommen nur der Großherzigkeit ihrer ehemaligen Freundin zu verdanken habe, und diese Empfindung gab ihr den Mut, sie zu verteidigen.

„Monsieur Franz, ich möchte Sie bitten, nicht alles zu glauben, was Papa von Ihrer Schwägerin gesagt hat. Er übertreibt leicht ein bißchen, der gute Papa. Ich bin überzeugt, daß Sidonie nichts von dem gethan hat oder thun könnte, was man ihr schuld gibt. Ich bin überzeugt, daß ihr Herz das alte geblieben ist und daß sie ihre Freunde noch immer lieb hat, wenn sie dieselben auch vernachlässigt. Das bringt das Leben so mit sich . . . man wird getrennt, ohne daß man es will . . . meinen Sie nicht auch, Monsieur Franz?“

Wie hübsch fand er sie, während sie ihm so zuredete! Nie zuvor war ihm die Feinheit ihrer Züge, die vornehme Zartheit ihrer Farben so aufgefallen, und als er diesen Abend fortging, voll Rührung über den Eifer, mit dem sie versucht, Sidonie zu verteidigen und für deren Verstummen und Wegbleiben allerlei echt weibliche Entschuldigungsgründe aufzufinden, sagte sich Fanz Risler mit einer Regung selbstsüchtiger Freude, daß ihn dies junge Wesen geliebt habe, ihn vielleicht noch immer liebe, und daß er möglicherweise in ihrem Herzen jetzt und immerdar die warme, sichere Zufluchts-

stätte finden werde, in die wir uns so gern verbergen, wenn uns das Leben verwundet hat.

Die ganze Nacht lag er in unruhigem Schlafe, einer Art Nachempfindung der Reiseunruhe, umtönt von dem Wind- und Wellenrauschen, das nach langer Meerfahrt in unsern Ohren zurückbleibt, und träumte von seiner frühen Jugendzeit, von der kleinen Chèbe und Désirée Delobelle, von ihren Spielen, ihren Arbeiten, und von der Ecole Centrale, deren große Gebäude ganz in der Nähe, in den finsteren Straßen des Marais still wie im Schlafe lagen.

Als der Morgen kam und das Sonnenlicht durch die vorhanglosen Fenster in seine Augen fiel und das Gefühl der Pflicht den Trieb zur Arbeit in ihm weckte, träumte ihm, daß es Zeit sei, in die Schule zu gehen, und daß der Bruder, ehe er sich in die Fabrik begab, seine Thüre öffnete und ihm zurief: „Steh auf, Faulpelz! steh auf!“

Diese gute, liebevolle Stimme war jedoch zu laut, zu wirklich für den Traum und zwang ihn vollends die Augen zu öffnen. — Da stand Risler an seinem Bette, wartete mit zärtlichem, etwas gerührtem Lächeln auf sein Erwachen und der beste Beweis, daß er es wirklich war, lag in den Worten, womit er seiner Empfindung beim Wiedersehen des Bruders Ausdruck gab: „Ich bin so glücklich ... so glücklich!“

Trotz des Sonntags war Risler seiner Gewohnheit nach in die Fabrik gekommen, um die darin herrschende Ruhe zur Arbeit an seiner Druckmaschine zu benutzen. Vater Achilles hatte ihm mitgeteilt, daß sein Bruder angekommen und in der Rue de Braque abgestiegen sei, und so war er herbeigeeilt, erfreut, verwundert und etwas gekränkt darüber, daß Franz seine Ankunft nicht vorher gemeldet, und vor allem, daß er den ersten Abend nach der Heimkehr nicht mit ihm verlebt hatte. Immer wieder kam er mit leiser Anklage darauf zurück, während er von allem möglichen zu sprechen anfing und seine Mitteilungen durch tausend verschiedene Fragen, durch Liebkosungen und Freudenbezeigungen unter-

brach. Franz entschuldigte sich mit seiner Müdigkeit und dem Verlangen, ihr altes liebes Zimmer zu bewohnen.

„Schon gut . . . schon gut!“ fiel Risler ein; „nun aber lasse ich dich nicht wieder los. Du mußt gleich mit nach Asnières hinauskommen . . . für heute gebe ich mir einen Feiertag . . . denn du begreifst wohl, daß ich nichts thun kann, wenn du eben angekommen bist. Wie sich die Kleine wundern und freuen wird! . . . Wir haben oft von dir gesprochen . . . Nein! dies Glück . . . dies Glück!“

Seine Freude war so groß, daß sie ihn, den Schweigsamen, geradezu zum Schwätzer machte. Er bewunderte seinen Franz; fand, daß er noch gewachsen sei, und er war doch schon vor der Abreise, schon als Schüler der Ecole Centrale, von ansehnlicher Größe gewesen. Jedenfalls hatten sich seine Züge schärfer ausgeprägt, seine Brust war breiter geworden, und der lange, ungelenke Bursche mit schülerhafter Haltung, der vor zwei Jahren nach Ismailia gegangen war, wurde von dem schönen, sonnengebräunten, freundlich-ernsten Afrikareisenden, der jetzt heimkam, weit übertroffen.

Während Risler seinen Franz betrachtete, sah auch dieser den Bruder aufmerksam an, fand ihn unverändert, ebenso harmlos, herzlich, hin und wieder zerstreut wie ehemals und sagte zu sich selbst: „Nein, es ist nicht möglich! er ist noch immer ein Ehrenmann.“

Dann erinnerte er sich des Verdachtes, den man gegen ihn zu hegen wagte, und sein ganzer Zorn wendete sich gegen die heuchlerische, lasterhafte Frau, die ihren Mann so frech und straflos betrog, daß er als ihr Mitschuldiger angesehen wurde. Aber er wollte eine furchtbare Auseinandersetzung mit ihr haben; wollte ihr gerade heraus sagen: „Ich verbiete Ihnen . . . hören Sie wohl, ich verbiete Ihnen, meines Bruders Namen zu entehren!“

Diese Gedanken beschäftigten ihn unablässig, während sie an den jungen Bäumen längs der Eisenbahnböschung von Saint Germain vorüberfuhren. Risler, der ihm gegenüber

saß, plauderte unaufhörlich. Er erzählte von der Fabrik, von den Geschäften. Im vergangenen Jahre hatte jeder von ihnen vierzigtausend Franken verdient; es sollte jedoch noch ganz anders kommen, wenn seine Druckmaschine erst im Gange war. „Eine rotierende Presse, lieber Junge, die mit einer einzigen Drehung des Rades zwölf bis fünfzehn Farben druckt, rot auf rosa, dunkelgrün auf hellgrün, ohne daß sich etwas verwischt, ohne daß die Farben ineinander fließen, oder die Zeichnung im mindesten leidet. Verstehst du mich, Brüderchen? — Eine Maschine, die wie ein Mensch künstlerisch arbeitet und die ganze Tapetenfabrikation umgestalten wird."

„Und hast du dies Wunderwerk schon gefunden oder suchst du noch danach?" fragte der junge Mann mit einiger Besorgnis.

„Gefunden! . . . vollständig gefunden! Morgen sollst du meine Zeichnungen sehen. Ich habe außerdem eine mechanische Vorrichtung zum Aufhängen der Tapeten zu stande gebracht. Nächste Woche richte ich mir oben auf unserm Speicher eine Werkstatt ein, wo ganz im geheimen, unter meinen Augen die erste Druckmaschine zusammengestellt werden soll. In drei Monaten muß das Patent genommen und die Maschine in Thätigkeit sein. Dann, lieber Franz, werden wir allesamt reiche Leute . . . und du kannst dir leicht denken, wie glücklich es mich machen wird, wenn ich den Fromonts das Gute, das sie mir erwiesen haben, in etwas wenigstens vergelten kann. Ja, der liebe Gott hat mir ein glückseliges Los beschieden."

Und nun begann er, die einzelnen Bestandteile seines Glückes aufzuzählen. Sidonie war das beste Geschöpf der Welt, eine reizende, kleine Frau, die ihm alle Ehre machte. Ihre Häuslichkeit war höchst angenehm; sie hatten oft Gesellschaft und zwar sehr feine Gesellschaft. Die Kleine sang wie eine Nachtigall, dank der vortrefflichen Methode ihrer Singlehrerin, Madame Dobson, die ebenfalls ein herzensgutes Wesen war. Nur eins machte dem wackeren Risler aufrichtigen Kummer; die unbegreifliche Verstimmung und Ent-

fremdung zwischen ihm und Sigismund ... vielleicht half ihm Franz dazu, dies Dunkel aufzuklären.

„Gewiß, Bruder, ich helfe dir!“ antwortete Franz mit zusammengebissenen Zähnen, und die Röte des Zornes stieg ihm ins Gesicht, bei dem Gedanken, daß man dieser offnen, treuen Seele, die sich so einfach, so unbefangen aussprach, mißtrauen konnte. Gut, daß er als Richter und Rächer gekommen war; er wollte alles aufklären und zurechtrücken!

Inzwischen waren sie Asnières und dem Landhäuschen immer näher gekommen. Franz hatte dasselbe schon von weitem wegen seines zierlichen Treppentürmchens und seines glänzend neuen, blauen Schieferdaches bemerkt. Nun fand er, daß es wie für Sidonie geschaffen war ... der passende Käfig für dies Vögelchen mit dem bunten, auffallenden Gefieder.

Es war ein zweistöckiges Schweizerhäuschen; schon von der Eisenbahn aus konnte man es inmitten eines weiten Rasenplatzes, den eine ungeheure englische Glaskugel zierte, mit blanken Spiegelscheiben und rosa gefütterten Gardinen schimmern sehen.

Die Seine, die hier noch ganz ihr Pariser Aussehen hat, mit Schiffen, Barken und Badeanstalten belastet ist und mit jeder Welle eine Unzahl kleiner an der Ufermauer befestigter Kähne schaukelt, auf deren anspruchsvollen, frisch gemalten Namen eine Schicht von Kohlenstaub liegt, floß an der Besitzung vorüber. Von ihren Fenstern aus konnte Sidonie die Wirtshäuser am Strome beobachten; in der Woche sind sie einsam, an Sonn- und Festtagen aber von einer bunten, lärmenden Menge belebt, deren Jubeln, Lachen, Singen und Rufen, von schweren Ruderschlägen begleitet, zehn Stunden lang am Flusse auf und nieder klingt.

An Wochentagen dagegen zeigten sich zerlumpte, unbeschäftigte Leute am Stromufer; Männer in großen, groben, spitzigen Strohhüten und wollenen Jacken; Weiber, die sich müde, mit starrem, wie von weidenden Herden träumendem Blick auf das welke, zertretene Gras der Böschungen sinken

ließen. Allerlei Vagabunden, Orgelspieler, Harfenisten, herumziehende Seiltänzer, rasteten hier und sperrten den Quai, während in den angrenzenden Häusern hin und wieder eine unordentliche Jacke, ein Kopf mit ungekämmtem Haar, oder die Pfeife eines Faulenzers an den Fenstern erschien, um dies fahrende Gesindel, wie einen Gruß der Hauptstadt, mit Sehnsucht zu beobachten. Es war ein häßlicher, trauriger Anblick.

Das kaum hervorsprießende Gras welkte unter den Füßen; alles ringsumher war mit schwärzlichem Staub bedeckt; aber jeden Donnerstag fuhr hier die elegante Halbwelt vorüber, um sich in großem Pomp auf leichten Rädern, mit erborgten Equipagen und Livreen ins Kasino zu begeben. Sidonie, die eingefleischte Pariserin, hatte daran ihre Freude, auch hatte sie schon als „kleine Chèbe“ durch den berühmten Delobelle ohne Unterlaß von Asnières gehört. War es doch sein höchster Wunsch, in diesem Orte, wie so viele andre Schauspieler, ein Häuschen zu besitzen, ein grünes Winkelchen, das noch mit dem Mitternachtszuge, nach Schluß der Theater zu erreichen ist. — Alle Träume der kleinen Chèbe verwirklichte Sidonie Risler.

Die Brüder kamen an die Pforte des Quais, in der wie gewöhnlich der Schlüssel steckte. Sie traten hinein und gingen durch junges Gebüsch, hier an einem Billardsaale, dort an der Gärtnerwohnung, weiterhin an einem kleinen Treibhause vorüber. Alles sah aus, als ob es einer Spielzeugschachtel entnommen, nur vorübergehend zusammengestellt wäre und vom leisesten Lufthauch der Laune oder des Bankerotts über den Haufen geworfen werden könnte — es war das Landhaus einer Cocotte oder eines Börsenspielers.

Franz sah mit einer gewissen Verwunderung umher. Im Hintergrunde führte eine mit Blumen besetzte Freitreppe zu dem weit offenstehenden Salon hinauf. Ein amerikanischer Schaukelstuhl, Feldstühle, ein Tischchen, auf dem noch das Kaffeeservice stand, an der Thür. Von innen tönte Klavierspiel und das Flüstern gedämpfter Stimmen.

„Sidonie wird sich wundern; sie erwartet mich erst heute abend," sagte der wackere Risler, indem er so leise als möglich auf dem Kieswege hinschritt. „Eben musiziert sie mit Madame Dobson."

Sie hatten die Thür erreicht, und auf der Schwelle stehen bleibend, rief er mit seiner derben, gutmütigen Stimme: „Rate 'mal, wen ich dir bringe!"

Madame Dobson, die allein am Klavier saß, sprang von ihrem Taburett in die Höhe und aus dem Hintergrunde des Salons traten hastig hinter einem mit exotischen Pflanzen besetzten Blumentische Georges Fromont und Sidonie hervor.

„Wie du mich erschreckt hast!" rief die junge Frau, indem sie auf Risler zueilte.

Die Spitzenkrausen ihres langen, weißen Morgenkleides, dessen blaue Bänder wie zwischen Wolken durchschimmerndes Himmelblau aussahen, schleiften über den Teppich, während sie, ihre Verlegenheit bemeisternd, hochaufgerichtet, mit freundlicher Miene und ihrem gewöhnlichen halben Lächeln herantrat, ihren Mann umarmte und Franz mit den Worten: „Guten Morgen, Bruder!" die Stirn zum Kusse bot.

Risler ließ die beiden Auge in Auge stehen und trat zu Fromont junior, dessen Anwesenheit ihn aufs höchste überraschte. „Wie, Schorsch, Sie sind hier? . . . ich glaubte, Sie wären in Savigny."

„Ich wollte auch . . . aber stellen Sie sich vor . . . ich bin gekommen . . . Ich glaubte nämlich, Sie blieben den Sonntag über in Asnières und wollte über eine Geschäftsangelegenheit mit Ihnen sprechen."

Und mit großer Lebhaftigkeit, in ziemlich verwirrten Sätzen begann er ihm von einer wichtigen Bestellung zu erzählen. Sidonie war verschwunden, nachdem sie mit dem kalt und starr bleibenden Franz einige nichtssagende Redensarten gewechselt hatte, und Madame Dobson fuhr in leisen, gedämpften Tönen zu spielen fort; es klang wie die Begleitung einer entscheidenden Scene im Melodrama.

Die Lage der Dinge war in der That eine bedenkliche, aber Rislers gute Laune brachte alles einigermaßen wieder ins Gleis. Er entschuldigte sich bei seinem Compagnon, daß er nicht gleich dagewesen war, wünschte Franz das Haus zu zeigen und führte ihn vom Salon in den Pferdestall, vom Stall in die Speisekammer, den Wagenschuppen, das Gewächshaus; alles war neu, blank, glänzend, zu klein und unbequem.

„Es hat eine Menge Geld gekostet!" sagte Risler mit einem gewissen Stolz und ließ Sidoniens Besitztum bis in alle Einzelheiten bewundern. Er zeigte, wie Gas und Wasser in alle Stockwerke geleitet waren, zeigte die elektrischen Klingeln, die Gartenmöbel, das englische Billard, das Badezimmer und erging sich dabei in Dankesbezeigungen gegen Georges Fromont, der ihm durch die Ernennung zu seinem Compagnon geradezu ein Vermögen in die Hand gelegt hatte.

Bei jedem neuen Gefühlsausbruch des wackeren Risler suchte sich Georges Fromont beschämt und bedrückt dem seltsamen Blick, den Franz auf ihn richtete, zu entziehen.

Auch das Frühstück ging in unbehaglicher Stimmung vorüber. Madame Dobson trug beinahe allein die Kosten der Unterhaltung und war glückselig, im vollen Fahrwasser einer Liebesintrigue mitzuschwimmen. Da sie die Geschichte ihrer Freundin bis in alle Einzelheiten kannte, oder doch zu kennen glaubte, sah sie in der stillen Wut des armen Franz die Eifersucht des verschmähten Liebhabers, der seine Stelle besetzt findet, und in Georges Fromonts Unruhe die Furcht vor dem eingekehrten Nebenbuhler. Dem einen schenkte sie einen ermutigenden Blick, den andern suchte sie durch ein Lächeln zu trösten, bewunderte Sidoniens sichere Haltung und wendete ihre volle Nichtachtung dem abscheulichen Risler, diesem rohen, grausamen Tyrannen zu. Unablässig aber war sie bemüht, an der kleinen Tafelrunde das fürchterliche Schweigen nicht aufkommen zu lassen, zu dem das Klappern der Messer und Gabeln eine so lächerliche und peinliche Begleitung abgibt.

Gleich nach Beendigung des Frühstücks erklärte Georges Fromont, daß er nach Savigny zurückkehren müsse, und Risler wagte nicht, ihn festzuhalten, weil er bedachte, daß seine liebe Madame Schorsch einen einsamen Sonntag haben würde. Ohne seiner Geliebten ein vertrauliches Wort sagen zu können, mußte Georges in der vollen Mittagsglut nach dem Bahnhofe gehen, noch dazu in Gesellschaft des Ehemannes, der als liebenswürdiger Wirt darauf bestand, ihn nach der Eisenbahn zu begleiten.

Einen Augenblick blieb Madame Dobson mit Franz und Sidonie in der kleinen Laube, deren Rebengerank mit rosigen Knospen übersäet war. Dann aber sah sie ein, daß sie den beiden lästig wurde, kehrte in den Salon zurück und begann, wie vorhin, als Georges da war, leise und ausdrucksvoll zu singen und zu spielen. In der tiefen Stille des Gartens wirkte dies gedämpfte, durch die Zweige ziehende Getön, wie Vogelgesang vor dem Ausbruch des Gewitters.

Endlich waren die beiden allein.

Unter dem Gitterwerk der Laube, das noch keine Blätter bekleideten, brannte die Maisonne mit unerträglicher Glut. Sidonie legte beschattend die Hand über die Augen, während sie die auf dem Quai Vorübergehenden betrachtete; auch Franz sah hinaus, in entgegengesetzter Richtung. Aber während sie sich nicht umeinander zu kümmern schienen, wendeten sie sich plötzlich, in demselben Augenblick, mit der gleichen Gebärde und dem gleichen Gedanken nacheinander um.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen!“ sagte er, als auch sie eben den Mund öffnete.

„Auch ich!“ antwortete sie mit ernster Stimme; „aber kommen Sie hier herein . . . da werden wir weniger gestört.“

Mit diesen Worten führte sie ihn nach einem kleinen Pavillon am Ende des Gartens.

Ende des ersten Bandes.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Dritter Jahrgang. Band 16.

# Fromont junior
und
# Risler senior.

Roman in zwei Bänden
von
**Alphonse Daudet.**

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
von
Claire von Glümer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1887.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Vierzehntes Kapitel.

## Erklärung.

Es war wirklich hohe Zeit, daß der Rächer kam!

Haltlos wurde die kleine Frau von den Wirbeln des Pariser Golfstroms fortgerissen. Noch schwamm sie auf den Wassern, von der eignen Leichtigkeit getragen; aber ihre maßlose Verschwendung, der Luxus, mit dem sie sich umgab, ihre Mißachtung auch der kleinsten Gebote des Anstandes, alles verkündete, daß sie dem Untersinken nahe war und die Ehre ihres Gatten, vielleicht auch Vermögen und guten Namen eines angesehnen, durch ihren Wahnsinn zu Grunde gerichteten Handlungshauses mit ins Verderben ziehen werde.

Die Umgebung, in welcher sie jetzt lebte, trug noch zu der Beschleunigung ihres Unterganges bei. In Paris, inmitten eines kleinbürgerlichen Stadtviertels, dessen Bosheiten und Klatschereien denen der kleinsten Provinzialstadt gleich kamen, sah sie sich zu einem gewissen Maßhalten gezwungen; in Asnières dagegen, wo ihr Landhaus von den Sommerwohnungen untergeordneter Schauspieler, anrüchiger Liebespaare und beurlaubter Ladendiener umringt war, nahm sie keinerlei Rücksicht mehr. Ohne Ekel atmete sie in dieser Atmosphäre des Lasters, fühlte sich wohl darin und abends in ihrem kleinen Garten erfreute sie sich der Ballmusik, die zu ihr herübertönte.

Einmal fiel nachts in einem Nachbarhause ein Pistolenschuß, der die ganze Umgegend mit einer albernen, gemeinen Liebesgeschichte bekannt machte. Fortan träumte Sidonie nur noch von ähnlichen Erlebnissen und sehnte sich nach einem „Abenteuer". In Sprache und Benehmen ließ sie sich voll-

ständig gehen; wenn sie nicht im kurzen Röckchen, den Spazierstock in der Hand, wie eine Modedame in Trouville oder Houlgate, auf dem Quai von Asnières einherstolzierte, blieb sie den ganzen Tag, wie ihre Nachbarinnen, im losen Morgenkleide, that nicht das geringste, bekümmerte sich nur ganz oberflächlich um ihren Haushalt, in dem sie, ohne etwas davon zu bemerken, wie eine Cocotte bestohlen wurde, und oft unterhielt sie sich stundenlang mit ihrem Dienstmädchen von den seltsamen Nachbarn, an denen sie morgens vorüber geritten war.

Nach und nach stieg sie wieder auf ihr früheres Niveau hinab, ja sogar viel tiefer, denn von der wohlhabenden, angesehenen Bürgersfrau, zu der ihre Heirat sie gemacht hatte, sank sie zur bezahlten Maitresse nieder. Die vielen Eisenbahnfahrten mit seltsam aufgeputzten weiblichen Wesen, die ihr Haar à la chien bis auf die Augen herabgekämmt oder à la Genoveva von Brabant im Rücken herunterhängend trugen, brachten sie dazu, es ihnen gleich zu thun. Zwei Monate lang wurde sie sogar zur Blondine, zu Rislers großem Erstaunen, der nicht begriff, wodurch sein Püppchen so verändert aussah. Georges aber, der eigentliche Gatte und Hausherr, freute sich dieser Launen, die ihm in dem einen Weibe gleichsam zehn andre zu eigen gaben.

Um Sidonie zu zerstreuen, hatte er sie mit einer Art von Gesellschaft umgeben, ihr einige seiner unverheirateten Freunde, einige Lebemänner aus der Kaufmannswelt zugeführt; Frauen aber nicht ... sie haben zu scharfe Augen. Madame Dobson blieb ihre einzige Freundin.

Sidonie gab große Diners, veranstaltete Wasserfahrten und Feuerwerke. Rislers Lage wurde von Tag zu Tag lächerlicher, anstößiger. Wenn er abends todmüde und schlecht angezogen nach Hause kam, mußte er schnell in sein Schlafzimmer hinaufgehen, um sich umzukleiden.

„Wir haben Tischgäste,“ sagte seine Frau; „du mußt dich beeilen.“

So setzte er sich denn oft als der letzte zu Tisch, nachdem er rings um die Tafelrunde seinen Gästen die Hand geschüttelt hatte; Freunden seines Compagnons, die er kaum dem Namen nach kannte. Und dann wurde an diesem Tische, wo Georges mit der ruhigen Sicherheit des Herrn, der die Kosten des Hauses bestreitet, seine Bekannten aus dem Klub zu versammeln pflegte, über die Geschäftsangelegenheiten der Fabrik verhandelt.

„Dejeuners und Diners im Interesse des Geschäfts", das war in Rislers Augen vollgültige Erklärung für die beständige Anwesenheit Fromonts junior, für die Wahl der Gäste und für Sidoniens prachtvolle Toiletten, die nur um der Firma willen so geputzt und kokett war. — Georges Fromont brachte die Koketterie seiner Geliebten zur Verzweiflung; zu jeder Stunde des Tages kam er unruhig und mißtrauisch herbei, um sie zu überraschen; dies heuchlerische, bis ins Innerste verderbte Wesen längere Zeit allein zu lassen, schien ihm gefährlich.

„Was ist denn das mit deinem Manne?" sagte Vater Gardinois in spöttischem Tone zu seiner Enkelin. „Warum läßt er sich so selten hier sehen?"

Claire entschuldigte Georges, aber sein beständiges Wegbleiben fing an, sie zu beunruhigen. Sie weinte beim Empfang der Depeschen und kurzen Billets, die jetzt so oft zur Essensstunde eintrafen: „Erwarte mich heute abend nicht, liebe Claire; ich werde erst morgen oder übermorgen mit dem Abendzuge kommen können."

Traurig saß sie dann bei Tisch seinem leeren Platze gegenüber und, ohne seine Untreue zu ahnen, fühlte sie, daß er sich ihr mehr und mehr entfremdete. Er war so zerstreut, wenn ihn Familienfeste oder andre Veranlassungen im Hause festhielten, so stumm über alles, was ihn beschäftigte. Da Claire nur wenig mit Sidonie verkehrte, blieben ihr die Vorgänge in Asnières unbekannt, aber oft, wenn Georges mit lächelndem Gesicht von ihr forteilte, quälte sie sich in

ihrer Einsamkeit mit einem unbestimmten Argwohn, fühlte wie alle, denen Unheil bevorsteht, eine tiefe Leere im Herzen und das unabweisbare Herannahen der Katastrophe.

Ihr Gatte war kaum glücklicher als sie, denn mit grausamer Freude schien Sidonie darauf auszugehen, ihm Qualen zu bereiten. Von jedem ließ sie sich den Hof machen, besonders aber von einem gewissen Cazabon, genannt Cazaboni, einem italienischen Tenoristen aus Toulouse, den Madame Dobson bei ihr eingeführt hatte und der nun täglich kam, um beunruhigende Duette mit ihr zu singen. Georges, der sehr eifersüchtig war, kam darum schon nachmittags nach Asnières, vernachlässigte alles darüber und fand, daß Risler seine Frau nicht genug beaufsichtige. Nur ihm selbst gegenüber hätte er blind sein sollen.

Ach! wenn er Sidoniens Gatte gewesen wäre, wie fest hätte er sie im Zügel halten wollen! Aber er hatte keine Rechte über sie, und sie versäumte keine Gelegenheit, ihm das bemerklich zu machen. Zuweilen sagte er sich auch mit der Logik, die selbst bei dem Oberflächlichsten hin und wieder zum Durchbruch kommt, daß der Betrüger verdient, betrogen zu werden, und so war, alles in allem genommen, sein Leben ein sehr trauriges. Unablässig lief er bei Juwelieren und Modehändlern umher und mühte sich ab, Geschenke und Ueberraschungen für Sidonie aufzufinden. Er wußte nur zu gut, mit wem er es zu thun hatte ... wußte, daß er sie mit Juwelen, wenn auch nicht fesseln, so doch unterhalten konnte, und daß, wenn sie sich eines Tages langweilte ...

Aber noch langweilte sie sich nicht; noch hatte sie das Leben, das ihr behagte, und alles Glück, dessen sie fähig war. In ihrer Liebe zu Georges lag keine Spur von Leidenschaft oder Schwärmerei; er war für sie nur ein zweiter Ehemann, jünger und vor allen Dingen reicher als der andre. Um diesen kleinbürgerlichen Charakter ihres unerlaubten Verhältnisses zu vervollständigen, hatte sie ihre Eltern nach Asnières gezogen und sie in einem Häuschen am äußersten

Ende des Ortes einquartiert, und der eitle, absichtlich blinde Vater, die zärtliche, wirklich verblendete Mutter gaben ihrem Leben einen Anstrich von Ehrbarkeit, den sie um so mehr festzuhalten suchte, je mehr sie sich vom rechten Wege verlor.

So war alles in dem kleinen verderbten Köpfchen, welches mit kalter Ueberlegung an das Laster herantrat, aufs beste geordnet und es hatte den Anschein, als ob sie in ruhigem Gleise dahin leben dürfte, als urplötzlich Franz Risler wieder auftauchte.

Sobald sie ihn eintreten sah, wurde ihr klar, daß ihre Ruhe bedroht sei und daß es zwischen ihnen zu etwas Entscheidendem kommen müßte. Ihr Plan war sofort gefaßt... nun handelte sich's um die Ausführung.

Der Pavillon, in den sie eingetreten waren, enthielt ein großes rundes Gemach, dessen vier Fenster vier verschiedene Landschaftsbilder zeigten, und das für sommerliche Mittagsruhe eingerichtet war, für heiße Stunden, in denen man vor dem Staube und dem Insektengesumm des Gartens Zuflucht sucht. Ein breiter, sehr niedriger Diwan zog sich rings an den Wänden hin und in der Mitte stand ein kleiner, auch sehr niedriger, lackierter Tisch, den zerlesene Zeitschriften bedeckten. Die Wände waren mit einer neuen Tapete bekleidet, deren Muster — flatternde Vögel zwischen bläulichem Schilf — den Eindruck eines Sommertraumes machte; die herabgelassenen Vorhänge, die Matte des Fußbodens, das dichte Rankenwerk, das die Außenwände des Pavillons bekleidete, gaben dem Gemach eine angenehme Kühle, welche das Rauschen des nahen Stromes und das leise Anschlagen der Wellen am Uferdamm noch erhöhte.

Sobald Sidonie eingetreten war, ließ sie sich auf den Diwan sinken, indem sie ihre lange, weiße Schleppe zurückwarf, so daß sie sich in schneeiger Leichtigkeit zu ihren Füßen ausbreitete. Dann saß sie mit hellen Augen und lächelndem Munde, den kleinen mit einer Schleife geschmückten Kopf auf die Seite neigend, erwartungsvoll da.

Franz, der sehr bleich war, blieb stehen, sah ringsumher und sagte nach kurzer Pause: „Mein Kompliment, Madame, auf Komfort verstehen Sie sich!“

Und schnell, als ob er fürchtete, daß das Gespräch, wenn er so weit ausholte, nicht zum Ziele führen möchte, fügte er hinzu: „Wem verdanken Sie diesen Luxus? ... Ihrem Gatten oder Ihrem Liebhaber?“

Ohne sich zu regen oder auch nur die Augen zu ihm aufzuschlagen, antwortete sie: „Beiden.“

So viel Keckheit brachte ihn außer Fassung.

„Sie gestehen also, daß dieser Mann Ihr Geliebter ist?“

„Natürlich ... warum sollte ich nicht!“

Franz sah sie einen Augenblick schweigend an; sie war, trotz ihrer Ruhe, blaß geworden und ihr gewöhnliches, leichtes Lächeln zitterte nicht mehr um ihre Mundwinkel. Er begann aufs neue: „Hören Sie mich an, Sidonie!“ sagte er. „Der Name meines Bruders, dieser Name, den er seiner Frau gegeben hat, ist auch der meinige. Wenn mein Bruder wahnsinnig und blind genug ist, denselben durch Sie entehren zu lassen, so habe ich die Aufgabe, ihn zu schützen. Ich verlange daher, daß Sie Herrn Fromont ankündigen, er möge sich eine andre Geliebte suchen, sich durch eine andre zu Grunde richten lassen. Wenn nicht ...“

„Wenn nicht?“ fragte Sidonie, die, während er sprach, mit ihren Ringen gespielt hatte.

„Wenn nicht, so sage ich meinem Bruder, was in seinem Hause vorgeht, und dann werden Sie erstaunen, den Risler, den Sie bisher so sanft und nachgiebig gekannt haben, von wütender Heftigkeit zu finden. Es ist möglich, daß ihm meine Eröffnung den Tod gibt ... vorher aber, darauf können Sie sich verlassen, wird er Sie umbringen.“

Sie zuckte die Achseln.

„Mich umbringen ... mag er doch! was liegt daran?“

Sie sagte das mit so tiefschmerzlichem Ausdruck, so völliger Gleichgültigkeit gegen alles, daß Franz sich eines

gewissen Mitleids für dies schöne, junge, glückliche Wesen, das mit solcher Ergebung vom Sterben sprach, nicht erwehren konnte.

„So groß ist Ihre Liebe?“ fragte er in etwas milderem Tone; „so groß ist Ihre Liebe für diesen Fromont, daß Sie eher sterben wollen, als ihm entsagen?“

Sie fuhr auf.

„Ich diesen Gecken, diesen Waschlappen, dies alberne Mädchen in Männerkleidern lieben? . . . Unsinn! ich habe ihn genommen, wie ich jeden andern genommen hätte!“

„Aber warum denn?“

„Weil ich mußte . . . weil ich wahnsinnig war . . . weil ich eine verbrecherische Liebe im Herzen trug und noch trage . . . eine Liebe, von der ich mich um jeden Preis losmachen will.“

Sie war aufgestanden und sprach mit ihm Auge in Auge, Mund an Mund beinahe; ihr ganzer Körper bebte.

Eine verbrecherische Liebe? . . . Wen liebte sie denn? Franz scheute sich, sie danach zu fragen. Noch ahnte er nichts, aber ihr Blick, ihr Atem verrieten ihm, daß er etwas Entsetzliches hören würde . . . und sein Rächeramt verlangte, daß er alles erfuhr.

„Wen lieben Sie?“ fragte er, und mit dumpfer Stimme gab sie zur Antwort: „Dich . . . das weißt du ja!“

Und sie war seines Bruders Weib.

Seit zwei Jahren hatte er ihrer nur wie einer Schwester gedacht; für ihn glich seines Bruders Frau in nichts mehr seiner ehemaligen Braut und es wäre ihm wie ein Verbrechen erschienen, hätte er in ihrem Angesicht auch nur *einen* Zug des Wesens wiedergefunden, zu dem er einst so oft gesagt: „Ich liebe dich!“

Und nun sagte sie, daß sie ihn liebe! Verwirrt, zerschmettert stand ihr der unglückselige Rächer gegenüber und fand nicht *ein* Wort der Erwiderung . . . Sie sah ihn an und wartete.

Es war einer jener Frühlingstage voll Sonnenschein und fieberhafter Erregung, deren Luft von weichem, feuchtem,

melancholischem Atem kürzlich gefallenen Regens und süßen Blumendüften schwer ist. In die hohen, halbgeöffneten Fenster des Pavillons drang dieser berauschende Hauch, während aus der Ferne sonntägliche Drehorgeln und Schifferrufe und vom Hause Madame Dobsons zärtlich-schmelzender Gesang herüber klangen:

„Ist's möglich, du willst dich vermählen?
Geliebte, du bri—i—ichst mir das Herz!...

„Ja, Franz, dich habe ich immer geliebt," sagte Sidonie; „und diese Liebe, der ich als junges Mädchen entsagte — weiß denn ein junges Mädchen, was das heißen will? — Diese Liebe hat durch nichts in mir ertötet oder auch nur abgeschwächt werden können. — Als ich erfuhr, daß du auch von Désirée, der armen Enterbten, geliebt wurdest, wollte ich, von einer großmütigen Regung bestimmt, ihr Glück begründen, indem ich das meinige zum Opfer brachte — habe dich zurückgestoßen, damit du dich ihr zuwenden solltest. Ach! sobald du fort warst, habe ich eingesehen, daß dies Opfer meine Kraft überstieg. Arme, kleine Désirée — — wie habe ich ihr in der Tiefe meines Herzens gegrollt! und von Stund' an — wirst du es glauben? — habe ich es vermieden, sie zu sehen, mit ihr zusammen zu sein ... ihr Anblick that mir zu weh! ..."

„Aber warum, wenn du mich liebst?" fragte Franz mit leiser Stimme, „warum, wenn du mich liebst, hast du meinen Bruder geheiratet?"

Sie zuckte nicht mit einer Wimper.

„Risler heiraten, hieß dir näher kommen," antwortete sie; „ich sagte mir selbst: sein Weib habe ich nicht werden können ... so will ich denn wenigstens seine Schwester sein. Auf diese Weise darf ich ihn immer noch etwas lieb haben und wir brauchen uns nicht unser lebenlang fern und fremd zu bleiben. Ach! das sind die kindlichen Träume eines zwanzigjährigen Herzens, deren Nichtigkeit wir nur zu bald durch Erfahrung kennen lernen! Nein, Franz ... ich habe dich weder wie eine Schwester lieben, noch dich vergessen können;

das ließ meine Heirat nicht zu. An der Seite eines andern Gatten wäre mir das Vergessen vielleicht gelungen . . . neben Risler war es unmöglich! Ohne Unterlaß sprach er von dir, deinen Erfolgen, deiner Zukunft; ‚Franz hat dies gesagt . . . Franz hat das gethan . . . er liebt dich ja so zärtlich, der arme, teure Mann.‘ Das Entsetzlichste für mich aber war, daß dir dein Bruder ähnlich sieht. In eurem Gange, euren Zügen, besonders in eurer Stimme liegt eine gewisse Familienähnlichkeit, so daß ich oft bei seinen Liebkosungen die Augen geschlossen und mir gesagt habe: ‚Er ist es . . . Franz!‘ Dann aber, als mich dieser verbrecherische Gedanke unablässig verfolgte, mir zur unerträglichen Qual wurde, habe ich mich zu betäuben gesucht, habe diesen Georges Fromont erhört, der mich schon lange verfolgt hat, habe mein Leben umgestaltet, Zerstreuungen, Aufregungen gesucht. Aber in all diesem lustigen Treiben — das schwöre ich dir, Franz! — habe ich nicht aufgehört, an dich zu denken, mich nach dir zu sehnen, und wenn irgend jemand das Recht hat, mich wegen meines Thuns und Lassens zur Verantwortung zu ziehen, so bist du das sicherlich nicht . . . denn du hast mich — wenn auch ohne deine Schuld — zu dem gemacht, was ich bin.“

Sie schwieg. Franz wagte nicht, die Augen zu ihr aufzuschlagen . . . er fand sie zu schön, zu begehrenswert und sie war seines Bruders Weib.

Auch zu sprechen wagte er nicht. Der Unglückliche fühlte, daß die alte Leidenschaft aufs neue herrschgewaltig in seinem Herzen erwachte, und daß fortan jeder Blick, jedes Wort, jede seiner Lebensäußerungen Liebe sein würde.

Und sie war seines Bruders Weib!

„Oh, wie elend, wie elend sind wir beide!“ sagte der arme Rächer, indem er neben sie auf den Diwan niedersank.

Diese wenigen Worte schon waren eine Feigheit, ein Aufgeben des Widerstandes. Es war, als hätte ihm das Geschick durch seine Grausamkeit die Kraft zur Verteidigung genommen.

Sidonie hatte ihre Hand auf die seinige gelegt. „Franz, Franz!“ flüsterte sie und dann saßen sie, in glühendem Schweigen aneinander gelehnt, gewiegt durch Madame Dobsons Lied, dessen Melodie in abgerissenen Tönen durch das Buschwerk zu ihnen drang:

„Die Liebe zu dir ist mein Leben,
Die Liebe zu dir ist mein Schmerz!“

Plötzlich erschien Rislers große Gestalt in der Thür. „Hierher, Chèbe, hierher ... sie sind im Pavillon!“ rief der gute Mann, indem er hereintrat, begleitet von seinen Schwiegereltern, die er herbeigeholt hatte.

Nun gab es herzliche Begrüßungen und immer wiederholte Umarmungen, wobei der kleine Chèbe den großen Franz, der ihn um einen ganzen Kopf überragte, mit gönnerhafter Miene betrachtete.

„Wie steht's, mein Junge? macht der Kanal von Suez die gewünschten Fortschritte?“

Madame Chèbe, für welche Franz noch immer eine Art „künftiger Schwiegersohn“ geblieben war, umarmte ihn auf das zärtlichste, während Risler auf der Terrasse seiner Freude wie gewöhnlich in linkischer Weise, mit allerlei Gebärden Ausdruck gab, verschiedene fette Kälber zu schlachten versprach, um die Heimkehr des verlorenen Sohnes zu feiern, und mit einer Stimme, die in allen Nachbargärten hörbar sein mußte, der Gesanglehrerin zurief: „Madame Dobson, Madame Dobson, nichts für ungut! — aber was Sie da singen, ist viel zu traurig für heute. Zum Kuckuck mit dem Ausdruck! ... spielen Sie uns 'was Lustiges ... einen Tanz ... ich möchte mit Madame Chèbe 'mal herumwalzen.“

„Risler, Risler, sind Sie verrückt ... lieber Schwiegersohn ...“

„Vorwärts, Mama, immer vorwärts ... es geht nicht anders ... hopp ... hopp ...“

Dabei zog er seine Schwiegermutter auf den Gartenwegen in einem schwerfälligen, altmodischen sechstaktigen

Walzer mit sich fort, und die arme Frau blieb bei jedem Schritte atemlos stehen, um die flatternden Hutbänder und die Spitzen ihres Shawls, des schönen Shawls von Sidoniens Hochzeit, in die gehörige Ordnung zu bringen.

Der gute Risler war wie berauscht vor Freude.

Für Franz schien der Tag voll unvergeßlicher Qual kein Ende zu nehmen. Spazierfahrt im Wagen, Spazierfahrt im Kahn, Gouter im Grase der Insel des Ravageurs, er mußte jeden Reiz des Aufenthalts von Asnières genießen, und dabei, auf der sonnigen Landstraße wie auf dem schimmernden Strome, mußte er lachen, plaudern, von seiner Reise, von der Landenge von Suez, von den Kanalarbeiten erzählen, die heimlichen Klagen Monsieur Chèbes, der wie immer gegen seine Kinder aufgebracht war, und die Auseinandersetzungen seines Bruders über die Druckmaschine anhören. „Eine rotierende Maschine, lieber Junge!“ ... Sidonie überließ sie ihren Unterhaltungen, schien in Gedanken versunken, richtete von Zeit zu Zeit ein Wort oder ein trauriges Lächeln an Madame Dobson und Franz, der sie selbst nicht anzusehen wagte, beobachtete die Bewegungen ihres blau gefütterten Sonnenschirms, das Wallen ihres Kleides.

Wie hatte sie sich in den zwei Jahren verändert ... wie schön war sie geworden!

Und dann kamen ihm entsetzliche Gedanken. An dem Tage war Rennen in Longchamps; dicht an ihrer Equipage fuhren Wagen vorüber, die von Frauen mit geschminkten, von straffgezogenen Schleiern bedeckten Gesichtern gelenkt wurden. Steif wie Puppen saßen sie da, hielten die große Peitsche gerade in die Höhe und nichts an ihnen schien lebendig zu sein, als die feurigen, auf die Köpfe ihrer Pferde gerichteten Augen. Man sah sich um, wenn sie vorüberfuhren, und alle Blicke folgten ihnen nach, wie mit fortgerissen von der Hast ihrer Fahrt.

Diesen Geschöpfen war Sidonie gleich; auch sie hätte in derselben Weise Georges Fromonts Equipage lenken

können ... denn in Georges' Wagen fuhr Franz spazieren, und Georges' Wein hatte er getrunken, und aller Luxus, dessen man sich in Rislers Häuslichkeit erfreute, kam von Georges.

Das war schmachvoll, war empörend ... er hätte es seinem Bruder zuschreien mögen ... hatte geradezu die Verpflichtung, es zu thun, war ausdrücklich zu dem Zwecke gekommen ... aber er hatte nicht mehr den Mut dazu.

Armer Rächer!

Abends nach dem Diner, als sie im Salon beisammen waren, den frische, vom Strom herüberwehende Luft erfüllte, forderte Risler seine Frau zum Singen auf; er wünschte, daß Franz ihre neuen Talente kennen lerne.

An das Klavier gelehnt, suchte Sidonie mit schwermütiger Miene die Aufforderung abzulehnen, während Madame Dobson präludierend ihre langen Locken schüttelte.

„Ich kann ja nichts ... was sollte ich singen?"

Endlich gab sie nach. Bleich, ergebungsvoll, wie über den Dingen schwebend, begann sie im zitternden Licht der Kerzen, von denen wie ein Weihrauch der betäubende Duft der Holunderblüten und Hyacinthen auszugehen schien, ein kreolisches Lied zu singen, ein Volkslied der Louisiana, zu dem Madame Dobson die Klavierbegleitung gemacht hatte:

„Mamsell Zizi, armes Kind,
Liebe, Liebe hat geschwind
Ihr den Kopf verdreht."

Während sie die Leiden dieser armen, aus Liebe wahnsinnig gewordenen Mamsell Zizi schilderte, sah auch Sidonie aus, als wäre sie vor Liebe krank. Mit welchem herzzerreißenden Ausdruck, welchem Aufschrei der zum Tode verwundeten Taube sang sie den Kehrreim, dem der kindliche Dialekt der Kolonien eine so süße Schwermut verlieh:

„Liebe, Liebe hat geschwind
Ihr den Kopf verdreht."

Auch er, der unglückselige Rächer hätte darüber wahnsinnig werden können!

Aber nein ... die Sirene hatte ihr Lied falsch gewählt. Bei dem Namen Zizi fühlte sich Franz in ein düsteres Zimmer im Marais versetzt, weit ab von Sidoniens Salon, und das Mitleid seines Herzens zauberte ihm das Bild der kleinen Désirée vor die Seele, die ihn schon so lange geliebt hatte. Bis zu ihrem fünfzehnten Jahre hatte man sie immer Zirée oder Zizi genannt, und sie war ja auch die „kleine Zizi", das arme Kind des kreolischen Liedes, die verlassene, treue Liebende. Nun mochte Sidonie singen; Franz sah und hörte sie nicht mehr. Er saß auf dem niedrigen Schemel neben dem großen Arbeitstische, wo er so oft die Heimkehr Delobelles erwartet hatte. Dort war Rettung für ihn ... nur dort! Zu der Liebe dieses Kindes mußte er flüchten, sich ihr völlig hingeben und bitten: „Nimm mich auf! rette mich!" ... und wer weiß ... sie liebte ihn so innig ... vielleicht war sie im stande, ihm zu helfen, ihn von seiner verbrecherischen Leidenschaft zu heilen.

„Wohin?" fragte ihn Risler, als sein Bruder, sobald der letzte Ton der Begleitung verklungen war, hastig aufstand.

„Ich gehe fort ... es ist spät."

„Wie ... du willst nicht hier bleiben? Dein Zimmer ist bereit."

„Ganz bereit!" fügte Sidonie mit seltsamem Blick hinzu.

Er lehnte die Einladung mit einer gewissen Heftigkeit ab. Die Baugesellschaft hatte ihn mit Aufträgen betraut, die seine Anwesenheit in Paris erforderten. Während man ihn noch zu halten suchte, war er bereits im Vorzimmer, eilte im Mondschein durch den Garten und durch das lärmende Treiben von Asnières dem Bahnhofe zu.

Als er fort war, ging Risler in sein Schlafzimmer hinauf, während Sidonie und Madame Dobson am offnen Salonfenster stehen blieben. Die Musik des nahen Kasinos schallte zu ihnen herüber, untermischt mit dem „Oho" der Schiffer und dem rhythmischen, an den dumpfen Ton eines Tamburin erinnernden Geräusch des Tanzes.

„Ist das ein Störenfried!“ sagte Madame Dobson.

„Immerhin . . . ich habe ihn matt gesetzt,“ antwortete Sidonie; „aber in acht nehmen muß ich mich . . . er ist sehr eifersüchtig und wird mich scharf bewachen. — So will ich denn an Cazaboni schreiben, daß er in der nächsten Zeit nicht herkommen soll, und du kannst morgen früh Georges benachrichtigen, daß er auf vierzehn Tage nach Savigny gehen muß.“

## Fünfzehntes Kapitel.

## „Mamselle Zizi, armes Kind.“

Désirée war glückselig.

Wie in der alten, schönen Zeit setzte sich Franz auch jetzt wieder Tag für Tag auf den Schemel zu ihren Füßen, aber nicht, um von Sidonie zu sprechen.

Sobald sie morgens zu arbeiten anfing, sah sie langsam ihre Thür aufgehen. „Guten Morgen, Mamsell Zizi . . .“ er nannte sie jetzt immer so, mit ihrem Kindernamen, und es war nicht zu sagen, wie hübsch dies „Mamsell Zizi“ klang.

Abends warteten sie zusammen auf den „Vater“, und er erzählte ihr so schaurige Geschichten von seinen Reisen, daß sie aus dem Grauen nicht herauskam.

„Was ist's denn mit dir? Du bist ja ganz verändert!“ sagte Mama Delobelle, voll Erstaunen, sie jetzt so heiter und vor allem so beweglich zu sehen. Denn statt wie bisher, mit der Entsagung einer kleinen Großmutter in ihrem Lehnstuhl auszuharren, stand die kleine Lahme jetzt alle Augenblicke auf, ging mit einer Leichtigkeit, als ob ihr Flügel gewachsen wären, ans Fenster, blieb dort hochaufgerichtet stehen und fragte ihre Mutter im Flüstertone: „Sieht man es auch, wenn ich nicht gehe?“

Bisher hatte sich ihre Eitelkeit auf ihr hübsches, kleines Köpfchen beschränkt, jetzt erstreckte sie sich, wie ihr gelöstes, leicht gelocktes Haar, über ihre ganze zierliche Gestalt. Sie war jetzt wirklich sehr, sehr eitel . . . das mußte jedermann

auffallen. Selbst die Vögel und Käfer hatten ein ganz ungewöhnlich kokettes Aussehen.

Ja, Désirée Delobelle war glückselig. Seit einigen Tagen sprach Monsieur Franz davon, sie alle aufs Land hinauszuführen, und da der Vater, der immer so gütig, so großmütig war, nichts dagegen hatte, daß sich Mutter und Tochter ein Erholung gönnten, brachen sie alle vier eines Sonntagmorgens auf.

Man kann sich's gar nicht vorstellen, wie schön das Wetter an diesem Tage war. Als Désirée um sechs Uhr früh das Fenster öffnete und durch den Morgennebel die warme, leuchtende Sonne sah, als sie an Bäume, Felder und Wege dachte, an die ganze wundervolle Natur, die sie so lange nicht gesehen und nun am Arme ihres Franz begrüßen sollte, traten ihr Thränen in die Augen. Das Glockengeläut, der Pariser Straßenlärm, der zu ihrem Fenster emporstieg, der Sonntagsputz, die Festfeier der Armut, die selbst von den Wangen der Kohlenträger leuchtet, das ganze Morgenrot dieses ungewöhnlichen Tages wurde von ihr in andächtiger Freude genossen.

Am Abend zuvor hatte ihr Franz einen Sonnenschirm gebracht, ein kleines Schirmchen mit Elfenbeingriff; sie selbst hatte sich einen sehr hübschen aber sehr einfachen Anzug zurecht gemacht, wie er für ein armes kleines Wesen paßt, das unbemerkt bleiben möchte; und doch ist es kaum genug, die kleine Lahme reizend zu nennen.

Punkt neun Uhr kam Franz mit einem Wagen, den er auf den ganzen Tag genommen hatte, und stieg die Treppen hinauf, um seine Gäste abzuholen. Mademoiselle Zizi ging, sich auf die Rampe stützend, ohne Zaudern ganz allein hinunter; Mama Delobelle, die sie überwachte, kam hinterdrein, und der berühmte Schauspieler, mit dem Ueberrock auf dem Arme, eilte mit dem jungen Manne voran, um den Wagenschlag zu öffnen.

O wie herrlich war die Fahrt! wie schön die Gegend, der Strom, die Bäume!

Fragt nicht, wohin sie fuhren ... Désirée weiß es nicht. Sie wird euch nur sagen, daß die Sonne an diesem Orte glänzender schien, als anderswo, die Vögel lustiger, die Wälder schattiger waren ... und das ist sicherlich keine Uebertreibung.

In ihrer frühen Kindheit hatte sie hin und wieder einen Tag auf dem Lande, in frischer Luft verlebt; später aber wurde sie durch unablässige Arbeit, Armut und das allen Kränklichen eigne Behagen am Stillsitzen in dem alten Pariser Stadtviertel, das sie bewohnte, festgehalten und seine hohen Dächer, seine Fenster mit eisernen Balustraden, seine Fabrikschornsteine, deren neue rote Ziegelmauer sich grell von den altersschwarzen Gebäuden ehemaliger Edelhöfe abheben, bildeten ihren immer gleichen, ihr völlig genügenden Gesichtskreis. Seit langer Zeit hatte Désirée keine andern Blumen gesehen, als die Winden an ihrem Fenster, und keine andern Bäume als die Akazien der Fromontschen Fabrik, die sie aus der Ferne durch Dampf und Rauch erkennen konnte. Darum war ihr Herz von Freude geschwellt, als sie sich wieder einmal im Freien befand. Von neu erwachender Jugendlust belebt, entdeckte sie immer neue Ueberraschungen, die sie mit Händeklatschen, mit leisen Jubelrufen, mit Ausbrüchen kindlichen Entzückens begrüßte, unter denen sie die Unsicherheit ihrer Schritte verbarg. — Von ihrem Gebrechen war wirklich nicht viel zu sehen, auch war Franz beständig in ihrer Nähe, voll Aufmerksamkeit und mit zärtlichen Augen immer bereit, sie zu stützen und ihr beim Ueberschreiten der Gräben die Hand zu reichen. Wie ein Traum ging der herrliche Tag vorüber. Der weite blaue Himmel, der durch die Zweige schimmerte, das Unterholz, das sich in behaglicher Sicherheit zu den Füßen der Bäume schmiegt, wo alle Blumen höher aufsprießen und goldige Moose wie Sonnenstrahlen an den Eichenstämmen glänzen, die plötzlichen Ausblicke auf sonnige Lichtungen, alles, selbst die Ermattung nach dem langen Aufenthalt in freier Luft, bezauberte und beglückte sie.

Gegen Abend, als sie vom Waldessaum aus, im er-

sterbenden Tageslicht, die weißschimmernden, sich durch die Felder schlängelnden Wege, den silbernen Strom und weit in der Ferne, im Einschnitt zwischen zwei Hügeln, ein Durcheinander grauer Dächer, Türme und Kuppeln erblickte, schloß sie dies blühende, von Liebe durchleuchtete, von Frühlingsdüften erfüllte Landschaftsbild in die tiefste Tiefe ihres Herzens, als ob sie dergleichen niemals, niemals wiedersehen sollte.

Der Strauß, den die kleine Lahme von diesem Ausfluge mitgebracht hatte, durchduftete ihr Zimmer eine ganze Woche lang. Zu den Hyacinthen, Veilchen und Weißdornblüten gesellten sich darin zahllose Blumen ohne Namen, jene bescheidenen, den Armen aber wohlbekannten Blumen, deren Same, vom Winde verstreut, an allen Wegrändern aufsprießt.

Beim Anblick dieser winzigen Blütenkelche in mattem Blau, lebhaftem Rosa, allen jenen feinen Farbentönen, welche die Blumen schon vor unsern Koloristen erfunden haben, machte Désirée in diesen acht Tagen den schönen Spaziergang immer aufs neue. Die Veilchen erinnerten sie an den moosigen Abhang, wo sie dieselben gepflückt und beim Suchen so oft die Hand des Freundes berührt hatte; die großen Wasserblumen hatten am Rande eines noch vom Winterregen nassen Grabens gestanden, und um sie erreichen zu können, war Désirée genötigt, sich fest auf Franz zu stützen. Alle diese Erinnerungen tauchten während der Arbeit in ihr auf, indes im Sonnenschein, der durch das Fenster fiel, die Federn der Kolibris schimmerten. Frühling, Jugend, Gesang und Blumen hatten die düstere Arbeitsstube im fünften Stock völlig verwandelt, und Désirée sagte im vollen Ernst zu Madame Delobelle, indem sie den Duft des Straußes, den ihr der Freund gebunden, immer wieder einatmete: „Hast du wohl bemerkt, Mama, wie gut dies Jahr alle Blumen riechen?“

Auch Franz begann denselben Zauber zu empfinden. Nach und nach bemächtigte sich „Mamsell Zizi“ seines Herzens und verdrängte selbst die Erinnerung an Sidonie.

Wahr ist's, daß der arme Rächer alles aufbot, um dies Ziel zu erreichen. Zu jeder Stunde des Tages war er bei Désirée, an die er sich anschmiegte wie ein Kind. Nicht ein einziges Mal hatte er nach Asnières zurückzukehren gewagt... er fürchtete sich noch zu sehr vor jener Frau.

„Komm doch heraus ... Sidonie verlangt nach dir," sagte der brave Risler immer wieder, wenn ihn Franz in der Fabrik aufsuchte. Aber der junge Mann blieb fest und schützte allerlei Geschäfte vor, um seinen Besuch von Tag zu Tag hinausschieben zu können. Uebrigens machte das Risler gegenüber durchaus keine Schwierigkeiten, da ihn seine Druckmaschine, deren Herstellung begonnen hatte, mehr als je in Anspruch nahm.

Jedesmal, wenn Franz seinen Bruder verließ, erwartete ihn der alte Sigismund in großen wollenen Schreiberärmeln, die Feder hinter dem Ohre und das Federmesser in der Hand, um ihn einige Schritte zu begleiten und ihm vom Stand der Dinge Bericht zu geben. Seit einiger Zeit schien alles besser zu gehen; Monsieur Georges kam täglich in sein Fabrikcomptoir und fuhr jeden Abend nach Savigny; an der Kasse liefen keine Rechnungen ein, selbst die Dame draußen in Asnières schien sich ruhiger zu verhalten.

Der Kassierer triumphierte.

„Siehst du wohl, Kleiner, wie gut es war, daß ich dir schrieb. Du hast nur zu kommen brauchen, um alles wieder in Ordnung zu bringen. Und doch," fügte er in alter Gewohnheit hinzu, „doch glaub' ich noch immer, daß es gar nicht gut steht."

„Sorgen Sie sich nicht, Monsieur Sigismund," sagte der Rächer; „jetzt bin ich da!"

„Und du willst noch nicht fort, nicht wahr, lieber Junge?"

„Nein, nein, noch nicht ... ich habe erst noch eine wichtige Angelegenheit zu ordnen."

„Um so besser!"

Die wichtige Angelegenheit, von der Franz hier sprach,

war seine Heirat mit Désirée Delobelle. Noch hatte er niemand davon gesagt — auch dem jungen Mädchen nicht. Aber Mamsell Zizi schien etwas zu ahnen, denn von Tag zu Tag wurde sie heiterer und hübscher, als ob sie den Augenblick herannahen fühle, für den sie aller ihrer Schönheit und Freude bedürfen würde.

An einem Sonntagnachmittage waren sie allein im Atelier. Mama Delobelle war ausgegangen, voller Stolz, sich einmal wieder am Arme ihres großen Mannes zeigen zu dürfen, und hatte Freund Franz ihrer Tochter zur Gesellschaft zurückgelassen. Sorgfältig gekleidet, mit einem gewissen festlichen Ausdruck in seinem ganzen Wesen, hatte Franz ein zugleich schüchternes und entschlossenes, gerührtes und feierliches Aussehen, und schon die Art und Weise, in der sich der niedrige Schemel an den großen Lehnstuhl heranschob, verriet, daß man ihm etwas Wichtiges anvertrauen wollte, und er hatte vielleicht eine leise Ahnung, was es sein werde. Das Gespräch begann mit ganz nichtssagenden Worten, die jeden Augenblick durch lange Pausen unterbrochen wurden — wie man während einer Wanderung immer wieder stehen bleibt, um für den weiteren Weg Atem zu schöpfen.

„Wie schön ist das Wetter heute.“

„Wunderschön!“

„Unser Strauß riecht noch immer gut.“

„Sehr gut!“

Und bei diesen gleichgültigen Worten lag die Erregung dessen, was kommen sollte, im Ton ihrer Stimmen.

Endlich näherte sich der kleine Schemel dem großen Lehnstuhle noch etwas mehr, und indem sich die Blicke und Hände der beiden jungen Leute fanden, sprachen sie leise und langsam ihre Namen aus: „Désirée!“ „Franz!“

In diesem Augenblick wurde an die Thür geklopft. Es war das leichte Anklopfen mit fein behandschuhtem Finger, der sich bei der leisesten Berührung zu beschmutzen fürchtet.

„Herein!“ sagte Désirée mit einer Regung des Unmuts,

und über die Schwelle trat Sidonie, schön, kokett und freundlich. Sie kam, ihre kleine Zizi zu besuchen, wollte sie im Vorübergehen einmal wieder umarmen; sie hatte sich schon so lange danach gesehnt.

Daß Franz hier war, schien sie zu überraschen, und sie gab sich so ganz der Freude hin, einmal wieder mit ihrer alten Freundin plaudern zu können, daß sie ihn kaum beachtete. Nach allerlei Gefühlsausbrüchen, Liebkosungen und langen Gesprächen von vergangenen Zeiten wünschte sie das Flurfenster und die Rislersche Wohnung wiederzusehen ... Es machte ihr so viel Vergnügen, dabei gleichsam ihre ganze Jugendzeit wachzurufen.

„Erinnern Sie sich, Franz, wie die Prinzessin Kolibri in Ihr Zimmer kam und ihr Köpfchen unter einem Diadem von Federn hoch aufgerichtet trug?“

Franz antwortete nicht; er war zu tief bewegt, um Worte zu finden, denn ein gewisses Etwas sagte ihm, daß diese Frau um seinetwillen — nur um seinetwillen gekommen sei; daß sie ihn wieder haben, ihn verhindern wolle, einer andern zu gehören, und der Unglückselige fühlte, daß ihr dies nur zu leicht gelingen werde. Gleich als er sie eintreten sah, war sein Herz aufs neue gefangen.

Désirée hatte von dem allem keine Ahnung; Sidonie sah so freundlich, so unbefangen aus. Ueberdies waren die beiden Bruder und Schwester — von Liebe konnte zwischen ihnen nicht mehr die Rede sein.

Dennoch überschlich die kleine Lahme ein Vorgefühl ihres Unglücks, als Sidonie schon auf der Thürschwelle, im Begriff zu gehen, sich nachlässig umwendete und zu ihrem Schwager sagte: „Eben fällt mir ein, Franz, daß mir Risler aufgetragen hat, Sie zum Diner mitzubringen ... der Wagen steht unten ... wir holen Ihren Bruder in der Fabrik ab.“ Und mit dem reizendsten Lächeln der Welt fügte sie hinzu: „Nicht wahr, du bist bereit, ihn uns zu überlassen, liebe Zizi? .. Sei ohne Sorge ... du sollst ihn wieder haben.“

Er hatte wirklich den Mut zu gehen, der Undankbare! Ohne Zaudern, ohne sich noch einmal umzusehen, ging er von dannen, von seiner Leidenschaft fortgerissen wie von einer wilden Meeresströmung, und weder an diesem, noch einem der folgenden Tage, überhaupt nie im Leben erfuhr Mamsell Zizi, was ihr der kleine Schemel so Besondres zu sagen gehabt hatte.

---

## Sechzehntes Kapitel.

## Im Wartesaal.

„Ja, ja, ich liebe Dich! ich liebe Dich mehr als je und für alle Zeit ... wozu noch kämpfen und sich sträuben? Unsre Sünde ist stärker als wir. — Aber ist's denn Sünde, daß wir uns lieben? waren wir nicht füreinander bestimmt und haben wir nicht das Recht, uns wieder zu vereinigen, dem Leben zum Trotz, das uns getrennt hat? ... Komm, komm! es ist beschlossen, wir entfliehen. Morgen abend um zehn Uhr, Lyoner Bahnhof. Ich nehme die Billets und erwarte Dich. Franz."

Seit vier Wochen hoffte Sidonie auf diesen Brief; seit vier Wochen hatte sie alle ihre List, alle ihre Schmeichelkünste aufgeboten, um ihrem Schwager einen schriftlichen Ausbruch seiner Leidenschaft zu entlocken. Es war ihr schwer geworden, dies Ziel zu erreichen; ein junges, ehrliches Herz, wie es Franz besaß, bis zum Verbrechen zu bethören, war nicht leicht, und in diesem eigentümlichen Ringen, wo der wahrhaft Liebende gegen sich selbst ankämpfte, hatte sie sich oft am Ende ihrer Kraft, beinahe entmutigt gefühlt. Oft, wenn sie ihn völlig besiegt glaubte, empörte sich sein gerader Sinn, und er war drauf und dran zu fliehen, sich ihr zu entreißen.

So war es denn ein großer Triumph für sie, als ihr eines Morgens dieser Brief gebracht wurde. Eben war Madame Dobson gekommen, ihr die Klagen Georges Fromonts zu übermitteln. Er sehnte sich nach seiner Geliebten und

begann sich über diesen Schwager, der eifersüchtiger und anspruchsvoller war als der Ehemann, Gedanken zu machen.

„Der arme, liebe Mensch, der arme, liebe Mensch!" sagte die gefühlvolle Amerikanerin. „Wenn du nur sähest, wie unglücklich er ist!"

Dabei schüttelte sie ihre Locken, band ihre Notenrollen auf und zog die Briefe des armen, lieben Menschen daraus hervor, die sie sorgfältig zwischen die Blätter ihrer Lieder zu verstecken pflegte. Sie war glückselig, in diese Liebesgeschichte verflochten zu sein und sich in einer Atmosphäre voller Intriguen und Geheimnisse berauschen zu können, die ihren kalten Augen, ihrem nüchternen Blond eine gewisse Wärme zu geben schien.

Das Merkwürdigste dabei war, daß diese junge, hübsche Frau, die sich so bereitwillig dazu verstand, zu einer verbotenen Korrespondenz die Hand zu bieten, in ihrem ganzen Leben keinen einzigen Liebesbrief geschrieben oder erhalten hatte.

Immer unterwegs zwischen Asnières und Paris, wobei sie irgend eine Liebesbotschaft unter dem Flügel hatte, blieb diese seltsame Brieftaube ihrem Taubenschlage allezeit treu und girrte nur in tugendhaft-berechtigter Weise.

Als Sidonie ihr zeigte, was Franz geschrieben hatte, fragte sie: „Was wirst du antworten?"

„Ich habe geantwortet ... habe ja gesagt."

„Wie ... mit dem Narren willst du fortgehen?"

Sidonie lachte.

„Fällt mir gar nicht ein! ich habe nur ja gesagt, damit er mich auf dem Bahnhof erwartet ... das ist alles, was ich beabsichtige. Diese Viertelstunde der Angst hat er reichlich um mich verdient, denn wie hat er mich nun schon seit vier Wochen gepeinigt. Mein ganzes Leben habe ich, diesem Herrn zuliebe, umgestalten müssen; habe keinen Besuch empfangen dürfen, habe mich genötigt gesehen, meine Thür für alle meine Freunde, alle jungen und liebenswürdigen Menschen, für Georges, selbst für dich zu verschließen ...

denn du weißt doch, mein Liebchen, daß er auch dich nicht leiden konnte und dich gern, wie alle andern, aus dem Hause gewiesen hätte.“

Was Sidonie nicht eingestand, obwohl es sie am meisten gegen Franz erbitterte, war, daß er ihr, indem er sie mit ihrem Manne bedrohte, große Furcht eingeflößt hatte. Von jenem Augenblick an war ihr unbehaglich zu Mute gewesen, denn ihr Leben, ihr liebes Leben, das ihr über alles ging, schien ihr ernstlich in Gefahr zu sein. Diese hellblonden, scheinbar ruhigen Männer, zu denen Risler gehörte, können in eine furchtbare Wut geraten, deren Folgen nicht zu berechnen sind. Sie gleichen jenen farblosen, geruchlosen Sprengstoffen, vor deren Anwendung man zurückschreckt, weil ihre Wirkung unbekannt ist. Der Gedanke, daß ihr Mann eines Tages von ihrer Aufführung unterrichtet werden könnte, erfüllte Sidonie geradezu mit Entsetzen.

Aus ihrem früheren Leben in einem armen, volkreichen Stadtviertel tauchten allerlei Erinnerungen an unglückliche Ehen in ihr auf, an die Rache betrogener Ehemänner, an Blut, das die Schande des Ehebruchs bespritzt hatte. Düstere Todesbilder verfolgten sie ... und der Tod, die ewige Ruhe, das Schweigen des Grabes waren ein Schrecken für dies kleine, freudendurstige, von wahnsinniger Lebenslust erfüllte Wesen.

Allen diesen Befürchtungen machte der hochwillkommene Brief ein Ende. Nun war es unmöglich, daß Franz sie anklagte; selbst in der Wut über die erfahrene Täuschung konnte er es nicht thun, nachdem er ihr eine solche Waffe in die Hände gegeben. Und selbst wenn er sprach, brauchte Sidonie nur seinen Brief zu zeigen, um Risler zu überzeugen, daß alle seine Anklagen nur Verleumdungen waren. ... Ja, Herr Rächer, jetzt sind Sie gefangen!

Eine tolle Freude kam über Sidonie.

„Ich lebe auf ... ich lebe auf!“ sagte sie zu Madame Dobson. Sie lief durch den Garten, pflückte große Blumensträuße für ihren Salon, öffnete alle Fenster dem Sonnen-

schein, gab der Köchin, dem Kutscher, dem Gärtner allerlei Befehle. Das Haus sollte schön sein, denn Georges kam wieder, auch veranstaltete sie ein großes Diner für das Ende der Woche. Es war, als ob sie den letzten Monat über fort gewesen wäre, von einer langweiligen, anstrengenden Geschäftsreise heimkehrte und alles in Bewegung setzte, um wieder Lust und Leben um sich zu sehen.

Am folgenden Abend waren Sidonie, Risler und Madame Dobson im Salon bei einander. Während Risler ein dickleibiges Buch über Mechanik durchblätterte, begleitete Madame Dobson Sidoniens Gesang. Plötzlich brach diese mitten im Liede in ein lautes Gelächter aus. Es hatte eben zehn Uhr geschlagen.

Risler blickte verwundert auf.

„Warum lachst du?"

„Es ist nichts, mir fiel nur etwas ein," antwortete Sidonie, indem sie Madame Dobson mit einem Augenblinzeln die Uhr zeigte. Es war die Stunde des Stelldicheins und Sidonie dachte an die Qualen, mit denen Franz auf sie wartete.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Seit der Rückkehr des Boten, der dem jungen Manne Sidoniens in fieberhafter Aufregung erwartetes Ja gebracht hatte, war plötzlich eine große Ruhe über ihn gekommen ... er fühlte sich wie erlöst. Kein Schwanken und Zaudern mehr, kein Ringen zwischen Pflicht und Leidenschaft. Mit aller Vorsicht traf er seine Vorbereitungen, holte seinen Koffer herbei, leerte Schrank und Kommode und lange vor der Zeit, die er zum Abholen des Gepäcks bestimmt hatte, saß er mitten im Zimmer auf einer Kiste, betrachtete die an der Wand befestigte Landkarte, die ihm wie ein Sinnbild seiner Irrfahrten erschien, und verfolgte mit den Augen die geraden Linien der Straßen und die wellenförmige Umgrenzung der Meere.

Nicht ein einziges Mal fiel ihm ein, daß an der andern Seite des Flurs um ihn geseufzt und geweint wurde, nicht ein einziges Mal dachte er an die Verzweiflung seines Bruders,

an das furchtbare Drama, das sie hinter sich ließen. Dem allem war er weit entrückt, sah sich bereits mit Sidonie in dunkler Kleidung, wie sie zur Flucht und Reise passend ist, auf dem Perron des Bahnhofes ... später am Ufer des blauen Meeres, wo sie eine Zeitlang blieben, um die Verfolger irre zu führen ... und endlich in einem fernen unbekannten Lande, wo sie niemand finden und ihm entreißen konnte. Oder er dachte an den Waggon, in dem sie durch die nächtlichen Gefilde dahin fuhren; ein blasses, zierliches Köpfchen lag neben ihm auf dem Kissen, ein blühender Mund war seinen Lippen nahe und zwei tiefe Augen sahen im sanften Dämmerlicht der Lampe zu ihm auf, während Dampf und Räder sie in wiegender Bewegung forttrugen.

Und nun brause und zische, Lokomotive, erschüttere die Erde, röte den Himmel, speie Rauch und Flammen aus, stürze dich in Tunnels, eile über Berge und Ströme, fliege, brenne, berste, aber nimm uns mit, trage uns fort, weit fort vom Leben der Menschen, ihren Gesetzen, ihren Neigungen ... fort aus dem Leben, fort von uns selbst!

Zwei Stunden ehe der Billetschalter für den bestimmten Zug geöffnet wurde, befand sich Franz bereits auf dem Lyoner Bahnhof, der in seiner häßlichen Kahlheit, seiner Entfernung vom Mittelpunkt des Pariser Lebens schon eine erste Station der Provinz zu sein scheint. Der junge Mann setzte sich in den dunkelsten Winkel und blieb da regungslos, wie betäubt. In seinem Hirn war um diese Zeit nicht weniger Unruhe und Verwirrung als rings um ihn her. Eine Ueberfülle abgerissener Gedanken, unklarer Erinnerungen, fremdartiger Vorstellungen drängte sich ihm auf. In einer Minute trug ihn sein Gedächtnis in solche Weiten, daß er sich zwei oder dreimal fragen mußte, warum er hier sei und was er erwarte. Aber aus diesen wirren Gedanken stieg Sidoniens Bild wieder auf und überstrahlte sie mit voller Klarheit.

Sie wollte kommen!

Mechanisch, obwohl die Stunde des Stelldicheins noch

nicht erschienen war, suchte er in der sich drängenden, lärmenden Menge nach ihrer eleganten Gestalt und glaubte jeden Augenblick, sie aus dem Gewühl hervortreten zu sehen, das vor ihrer leuchtenden Schönheit ehrfurchtsvoll zurückwich.

Nach wiederholtem Ankommen und Abfahren und zahllosen, wie eine Wehklage unter der Wölbung verhallenden Pfiffen trat eine plötzliche Stille auf dem Bahnhofe ein, der nun so verödet war, wie eine Kirche am Wochentage. Der Zehnuhrzug war der nächste, vor demselben ging kein andrer mehr ab. Franz erhob sich.

Es war kein Traum mehr, keine in unbegrenzter Zukunftsweite verlorene Chimäre.

In einer Viertelstunde, einer halben Stunde spätestens mußte sie da sein.

Jetzt begann für ihn die entsetzliche Qual der Erwartung, jene schmerzliche Spannung des Körpers und der Seele, in der das Herz nicht mehr schlägt, der Atem stockt, wie die Gedanken, während Gebärden und Worte unvollendet bleiben und alles harrt, alles wartet.

Hundertmal haben uns Dichter die schmerzliche Ungeduld des Liebenden geschildert, der auf jeden heranrollenden Wagen, jeden leichten Schritt auf der Treppe lauscht. Aber viel qualvoller ist's, der Geliebten auf einem Bahnhofe, in einer Wartehalle entgegensehen zu müssen. Die düster brennenden Lampen, die auf dem staubbedeckten Fußboden ohne Widerschein bleiben, die weiten Nischen der vergitterten Fenster, das unablässige Geräusch von Schritten und zufallenden Thüren, das an das Ohr schlägt, die hohen, kahlen Wände, die daran hängenden Plakate: „Vergnügungszug nach Monaco“ — „Rundreise durch die Schweiz“ — die eigentümliche Atmosphäre voll Reisehast und Unruhe, voll Gleichgültigkeit und Wechsel — alles trägt dazu bei, das Herz zusammenzuschnüren und die Angst zu steigern.

Franz ging hin und her, um die ankommenden Wagen zu beobachten. Sie fuhren an der breiten Steintreppe vor;

der Schlag wurde geöffnet, geräuschvoll wieder zugeschlagen und aus der draußen herrschenden Dunkelheit traten die Ankommenden in das Licht, das ihnen auf der Thürschwelle entgegenfiel; da waren ruhige und aufgeregte, glückliche und gramvolle Gesichter; Federhüte, von hellen Schleiern umgeben, neben der Haube der Bäuerin; schlaftrunkene Kinder, die an der Hand fortgezogen wurden ... Bei jeder neuen Erscheinung bebte Franz zusammen; er glaubte sie zu sehen, zaudernd, dicht verschleiert, etwas befangen ... wie schnell wäre er an ihre Seite geeilt, sie zu beruhigen und zu schützen.

Je mehr sich der Bahnhof füllte, um so schwieriger wurde die Aufgabe des Spähenden. Die Wagen folgten sich ohne Unterbrechung, so daß er von einer Thür zur andern laufen mußte; endlich ging er hinaus, weil er glaubte, dort besser beobachten zu können. Ueberdies war er nicht im stande, mit der Angst, die ihn bedrückte, in der Stickluft der Wartehalle auszuharren.

Es war Ende September, das Wetter lau und feucht. Durch den leichten Nebel schimmerten die Wagenlaternen trübe von den abschüssigen Straßen herauf und jede derselben schien, während sie herankam, dem Ungeduldigen zuzuwinken: „Ich bin's ... ich komme!“ Aber die Aussteigende war nicht Sidonie und gleichgültig sah er den Wagen, dem er mit hoffnungsvollem Herzen, als ob er mehr als sein Leben in sich schlösse, entgegengeschaut, leicht und leer nach Paris zurückkehren.

Die Stunde der Abfahrt nahte. Franz sah nach der Uhr ... es fehlte nur noch eine Viertelstunde. Er erschrak, aber die Glocke des Schalters, der eben geöffnet wurde, rief ihn heran und er stellte sich in die lange Reihe der Billetlösenden.

„Zwei Plätze erster Klasse nach Marseille!“ forderte er und hatte das Gefühl, damit gewissermaßen von Sidonie Besitz zu ergreifen.

Durch Gepäckkarren und verspätete, hastig herbeilaufende Reisende bahnte er sich den Rückweg nach seinem Beobachtungs-

posten. „Achtung!“ riefen ihm die Kutscher zu, aber er hörte sie nicht und blieb mit weitgeöffneten Augen im Bereich der Räder und Pferdehufe stehen. Nur noch fünf Minuten! Es war fast unmöglich, daß sie rechtzeitig kam. Die Leute stürzten in die inneren Säle, die Koffer wurden in den Gepäckwagen geworfen, große Leinwandbündel, Reisetaschen mit Messingbeschlägen, Umhängetaschen und Körbe von den verschiedensten Größen und Formen drängten voller Hast, hin und her gestoßen, derselben Thür zu.

Endlich kam sie ...

Ja, das mußte sie sein ... eine Dame in Schwarz, schlank und zierlich, von einer kleineren, wahrscheinlich Madame Dobson, begleitet. Aber auf den zweiten Blick erkannte er seinen Irrtum. Es war eine junge Frau, die ihr ähnlich sah, eine elegante Pariserin wie sie, aber mit glückstrahlendem Gesicht. Ein junger Mann gesellte sich zu ihr ... sie machten wohl ihre Hochzeitsreise und die Mutter begleitete sie zur Eisenbahn. Sie gingen an Franz vorbei, wie umhüllt von dem Glücksgefühl, das sie erfüllte. Mit einer Empfindung von Neid und Zorn sah er sie, eng aneinander geschmiegt, durch die Doppelthür verschwinden, als wären sie in dem sie umgebenden Gewühl nur um so inniger vereint.

Franz war zu Mute, als hätten ihn die beiden beraubt, als nähmen sie den Platz im Zuge ein, der ihm und Sidonie gehörte.

Die wilde Hast der Abfahrt tritt ein; der letzte Glockenschlag ertönt; in das dumpfe Brausen der Lokomotive mischt sich das Geräusch eiliger Schritte, zugeschlagener Thüren und fortfahrender Omnibusse. Und Sidonie kommt nicht ... und Franz wartet noch immer! In diesem Augenblick legt sich eine Hand auf seine Schulter.

Großer Gott!

Der junge Mann sieht sich um und erblickt Monsieur Gardinois' dicken Kopf in einer Mütze mit Ohrenklappen.

„So habe ich mich nicht geirrt ... Sie sind es wirklich, Herr Risler, und reisen, wie es scheint, mit dem Schnell-

zuge nach Marseille. Auch ich fahre mit dem Zuge, aber nicht so weit.“

Er setzt Franz auseinander, daß er den Zug nach Orleans verfehlt hat und nun versuchen will, auf der Lyoner Bahn nach Savigny zu gelangen. Dann spricht er von Risler senior und der Fabrik.

„Es scheint seit einiger Zeit mit den Geschäften nicht besonders zu gehen ... durch den Bonardelschen Bankerott haben sie eine Ohrfeige bekommen ... und sie mögen sich nur in acht nehmen, unsre jungen Leute, wie sie die Dinge treiben, können sie in dasselbe Geleis geraten wie die Bonardels. Aber verzeihen Sie ... ich glaube, der Schalter soll geschlossen werden. ... Auf Wiedersehen!“

Franz hat die Worte des alten Gardinois kaum gehört; der Bankerott seines Bruders, der Zusammensturz der ganzen Welt, nichts kümmert ihn mehr... er wartet nur, wartet, wartet...

Plötzlich fällt der Schalter zu, wie eine letzte Schranke vor der Hartnäckigkeit seines Hoffens. Wiederum ist der Bahnhof verödet, die Menschenmenge strömt die Straßen entlang und ein gellender Pfiff, der im nächtlichen Dunkel verhallt, trägt ihm gleichsam einen spöttischen Abschiedsgruß zu.

Der Zehnuhrzug ist abgefahren!

Er versucht, ruhig zu bleiben und sich die Sachlage zu erklären. Wahrscheinlich hat sie den Zug von Asnières versäumt, aber da sie weiß, daß er sie erwartet, wird sie zu irgend einer andern Stunde im Laufe der Nacht zu ihm kommen. Er muß weiter warten; der Saal ist ja dazu bestimmt.

Der Unglückliche setzt sich auf eine Bank; die großen Fenster sind geschlossen und sehen mit der dahinter liegenden Finsternis aus, als wären sie schwarz lackiert. Die schlaftrunkene Bücherverkäuferin ordnet ihren Verkaufsstand. Mechanisch betrachtet Franz die buntscheckigen Bändereihen der Eisenbahnbibliothek, deren Titel er — nach vierstündigem Hiersein — bereits auswendig weiß.

Es sind Bücher darunter, die er, wie ihm einfällt, in seinem Zelte in Ismailia oder auf dem Schiffe gelesen hat, mit dem er von Suez zurückgekommen ist, und alle diese unbedeutenden alltäglichen Romane haben für ihn einen Hauch der See oder des Südens an sich. Aber nach einer Weile wird der Bücherstand geschlossen und auch dies Hilfsmittel, sich auf Augenblicke seiner wachsenden Ermüdung, seinem fieberhaften Warten zu entreißen, geht ihm verloren. Auch die Spielzeugbude ist bereits von schützenden Planken eingehegt; die Pfeifen, Schubkarren, Gießkannen, Schaufeln und Rechen, das ganze Spielzeug des kleinen Parisers, der aufs Land geht, wird unsichtbar, und die Verkäuferin, eine kränklich und trübselig aussehende Frau, wickelt sich in ihren alten Mantel, nimmt ihre Kohlenpfanne in die Hand und geht.

Alle diese Leute haben ihr Tagewerk vollendet, nachdem sie dasselbe, beharrlich — thatkräftig wie ganz Paris, das seine Laternen erst im Morgengrauen auslöscht — so lange als möglich ausgedehnt.

Bei dem Gedanken an lange Nachtarbeit fällt ihm ein wohlbekanntes Zimmer ein, wo auch die Lampe noch um diese Stunde einen mit Kolibris und bunten Käfern beladenen Tisch bescheint. Aber das Bild verschwindet gleich wieder in dem Chaos abgerissener Erinnerungen, die das Fieber der Erwartung in ihm wachruft.

Plötzlich kommt ihm zum Bewußtsein, daß er vor Durst beinahe verschmachtet. Das Bahnhofrestaurant ist noch offen; er tritt hinein. Schlafende Nachtkellner liegen auf den Bänken; der Fußboden ist naß vom Gläserspülen. Es dauert eine Ewigkeit, bis er bedient wird, und als er endlich trinken will, fällt ihm ein, daß Sidonie während seiner Abwesenheit gekommen sein und nach ihm suchen könnte. Er springt auf, legt das Geld zu dem vollen Glase auf den Tisch und stürzt davon wie ein Rasender.

Sie kommt nicht mehr ... er fühlt es.

Der einförmige, gleichmäßige Ton seiner Schritte auf dem Perron des Bahnhofes reizt seine Nerven ... er ist ein Zeugnis seiner Wachsamkeit, seines Mißgeschicks.

Was ist denn geschehen? ... Was kann sie zurückgehalten haben? Ist sie krank geworden, oder hat sich schon vor der That ihr Gewissen geregt? ... Aber in diesem Falle hätte sie ihn benachrichtigt, hätte Madame Dobson zu ihm geschickt. Oder hatte sein Bruder den Brief gefunden? Sidonie war so unbesonnen, so leichtsinnig.

Während er sich in dieser Weise in Vermutungen verlor, verging die Zeit. Nach und nach traten die Giebel der Gebäude von Mazas aus der Dunkelheit hervor. Was nun beginnen? Er mußte so schnell als möglich nach Asnières gehen, sich erkundigen, Aufschluß zu erlangen suchen. Er hätte schon dort sein mögen.

Sobald sein Entschluß gefaßt war, eilte er mit raschen Schritten die Bahnhofsauffahrt hinunter und kam an Soldaten, die mit Tornistern bepackt waren, und an Scharen armer Leute vorüber, die zum Frühzuge eintrafen, dem Zuge des Elends, das zeitig aufstehen muß.

Im Morgengrauen durchschritt er Paris, ein düsteres, fröstelndes Paris, in das hin und wieder die Laternen der Polizeiposten ein rotes Licht warfen, während die Schutzmänner paarweise auf und ab patrouillierten, an den Straßenecken stehen blieben und sich forschend umsahen.

Vor einer der Polizeiwachen sah er einen Zusammenlauf von allerlei Gesindel, Lumpensammlern und Bauersfrauen. Wahrscheinlich sollte hier vor dem Polizeikommissär irgend ein nächtliches Drama seine Lösung finden. Ach! wenn Franz dies Drama gekannt hätte ... aber er ahnte nichts ... gleichgültig sah er aus der Ferne darauf hin.

Aber alle diese häßlichen Eindrücke, das bleiche, müde Morgenlicht, die Gaslaternen am Ufer der Seine, die wie blasse Totenkerzen brannten, die eigne Ermattung nach der schlaflosen Nacht erfüllten ihn mit tiefer Traurigkeit.

Als er nach zwei- bis dreistündigem Marsch in Asnières ankam, hatte er das Gefühl des Erwachens.

Die Sonne, die in voller Pracht aufgegangen war, überstrahlte Fluß und Ebene. Die Brücke, die Häuser, der Quai, alles war von jener Morgenklarheit umflossen, die dem neuen Tage, der aus nächtlichem Dunkel emporsteigt, etwas Glänzendes, heiter Lächelndes gibt. Von weitem sah Franz das Haus seines Bruders; auch hier war alles wach; die Jalousieen standen offen und Blumen in den Fenstern. Dennoch irrte er eine Zeitlang umher und wagte nicht einzutreten.

Plötzlich wurde er vom Ufer aus angerufen.

„Sie da, Monsieur Franz, wie früh Sie heute aufgestanden sind ...“

Es war Sidoniens Kutscher, der seine Pferde in die Schwemme führte.

„Nichts Neues bei Ihnen vorgefallen?“ fragte der junge Mann in zitternder Spannung.

„Nicht daß ich wüßte, Monsieur Franz.“

„Ist mein Bruder zu Hause?“

„Nein, der Herr ist über Nacht in der Fabrik geblieben.“

„Ist niemand krank geworden?“

„Nein, Monsieur Franz; wenigstens habe ich nichts davon gehört.“

Nach diesen Worten führte er die Pferde ins Wasser, das ringsumher aufspritzte.

Nun entschloß sich Franz, an der Gartenpforte zu klingeln.

Die Gartenwege wurden geharkt; das Haus war in Bewegung und trotz der frühen Stunde hörte er Sidoniens Stimme hell und klar, wie das Gezwitscher der Vögel in den Kletterrosen am Hause.

Sie sprach mit großer Lebhaftigkeit.

Franz näherte sich tief erregt, um zu lauschen.

„Nein, keinen Creme ... die kalte Speise genügt, aber sie muß auf Eis gestanden haben und um sieben Uhr fertig sein. Und was nehmen wir als Entree ... was meinen Sie?“

Sidonie war mit ihrer Köchin in eifriger Beratung über das große Diner, das sie am folgenden Tage geben wollte, und das plötzliche Erscheinen ihres Schwagers störte sie durchaus nicht.

„Guten Morgen, Franz“, sagte sie ganz ruhig; „ich stehe gleich zu Diensten ... Wir haben morgen ein großes Diner ... Kunden des Hauses, Geschäftsfreunde ... Sie verzeihen, nicht wahr?“

Frisch und lächelnd in ihrem weißen, schleppenden Morgenkleide und zierlichen Spitzenhäubchen, fuhr sie fort, ihren Küchenzettel zu machen, während sie die frische Luft, die von Strom und Wiesen herüberwehte, in vollen Zügen einatmete. In ihrem Antlitz war keine Spur von Kummer oder Unruhe zu entdecken. Ihre glatte Stirn, der reizend verwunderte Ausdruck ihres Blicks, der sie so lange jung erhielt, ihre rosigen, halbgeöffneten Lippen standen in auffallendem Gegensatz zu dem Aussehen des jungen Mannes, den die schlaflose Nacht voll banger Erwartung völlig erschöpft hatte.

Während einer langen Viertelstunde mußte Franz, der in einem Winkel des Salons saß, die üblichen Gerichte eines bürgerlichen Diners in hergebrachter Reihenfolge an sich vorüberziehen sehen, von dem kleinen, warmen Pastetchen, der normännischen Scholle und den zahllosen Gewürzen, die zu ihrer Sauce verwendet werden, bis zu den Pfirsichen von Montreuil und den Trauben von Fontainebleau ... nicht ein Zwischengericht wurde ihm geschenkt.

Endlich waren sie allein und er konnte sprechen.

„Haben Sie meinen Brief etwa nicht erhalten?“ fragte er mit dumpfer Stimme.

„Gewiß ... er ist richtig angekommen.“

Sie war aufgestanden, um vor dem Spiegel ein paar kleine Löckchen zu ordnen, die sich mit ihren wallenden Bändern verwirrt hatten, und fuhr, ihr Bild betrachtend, fort: „Gewiß, ich habe Ihren Brief erhalten und bin sehr froh, ihn zu besitzen. Sollten Sie jetzt jemals wieder Lust verspüren,

Ihrem Bruder die häßlichen Klatschereien zu hinterbringen, womit Sie mich bedroht haben, so kann ich ihm sofort beweisen, daß nur der Rachedurst einer verbrecherischen Liebe, welche von mir in gebührender Weise zurückgewiesen wurde, zu diesen verleumderischen Angebereien Anlaß gegeben hat. Das lassen Sie sich gesagt sein, mein Bester... und leben Sie wohl!"

Strahlend, wie eine Schauspielerin, die einen wirkungsvollen Abgang hat, schritt sie an ihm vorüber und verließ den Salon mit lächelndem Munde, siegesfroh, ohne zornige Erregung.

Und er brachte sie nicht um!

---

## Siebzehntes Kapitel.

## Eine „Vermischte Nachricht".

Am Vorabend dieses Unglückstages, wenige Minuten nachdem Franz sein Zimmer in der Rue de Braque heimlich verlassen hatte, kam der berühmte Delobelle tief niedergeschlagen, mit jenem Ausdruck der Enttäuschung und Mutlosigkeit nach Hause, mit dem er unangenehme Ereignisse aufzunehmen pflegte.

„Ach, mein Gott, lieber Mann, was ist dir widerfahren?" fragte Mama Delobelle, die trotz zwanzigjährigen Zusammenlebens für die theatralisch-übertriebene Mimik ihres Gatten noch immer empfänglich war.

Der alte Komödiant, der niemals versäumte, seinen Aussprüchen ein auf der Bühne gebräuchliches Mienenspiel vorauszuschicken, zog, ehe er antwortete, mit dem Ausdruck des Ekels und Widerwillens die Mundwinkel herab, als ob er soeben etwas Bitteres verschluckt hätte.

„Mir ist widerfahren," sagte er, „daß ich mich aufs neue überzeugen muß, wie undankbar oder egoistisch diese Rislers sind ... jedenfalls sind sie ganz ungebildete Leute. — Wißt ihr, was ich soeben von dem Portier unten im Hause — der mich dabei spöttisch von der Seite ansah — gehört

habe? Denkt euch: Franz Risler ist fort ... er hat das Haus, möglicherweise auch schon die Stadt verlassen, ohne mir auch nur die Hand zu drücken und mir für die freundliche Aufnahme zu danken, die ihm bei uns zu teil geworden ist. Wie findet ihr das? ... denn nicht wahr, er hat auch euch nicht lebewohl gesagt ... und doch ist's kaum vier Wochen her, da war er — was ich ihm auch gar nicht zum Vorwurf machen will — täglicher Gast im Hause."

Ein Ausruf der Mama Delobelle verriet ihr Erstaunen und ihre herzliche Betrübnis. Désirée dagegen sagte nicht ein Wort, machte nicht eine Bewegung — immer derselbe kleine Eisblock. Selbst der Messingdraht, den sie eben in den Fingern drehte, blieb in der bisherigen, gleichmäßigen Bewegung.

„Und da bildet man sich ein, Freunde zu haben!" fuhr der große Delobelle fort. „Was hat mir der nun wieder vorzuwerfen?"

Es war eine seiner fixen Ideen, sich vom Haß der ganzen Welt verfolgt zu glauben. Es gehörte zu seiner Stellung im Leben ... er war nun einmal ein Märtyrer der Kunst.

Sanft, mit beinahe mütterlicher Zärtlichkeit — es liegt immer etwas Mütterliches in der nachsichtigen, verzeihenden Liebe, die solche große Kinder einflößen — suchte Mama Delobelle ihren Mann zu trösten, überhäufte ihn mit Liebkosungen und fügte seiner Mahlzeit einen Leckerbissen zu. Der arme Mann war übrigens ernstlich betrübt. Durch die Abreise Franz Rislers wurde das Amt eines ewigen Gastgebers, das ehemals dessen älterer Bruder verwaltet hatte, aufs neue erledigt und der Schauspieler gedachte der vielen Annehmlichkeiten, die ihm verloren gingen.

Aber zur Seite dieses eigennützigen, oberflächlichen Kummers befand sich ein wahrer, unermeßlicher Schmerz ... ein Schmerz von tödlicher Gewalt und die verblendete Mutter erkannte ihn nicht. — Sieh deine Tochter doch nur an, Unglückselige! ihre durchsichtige Blässe, ihre thränenlosen Augen, die mit starrem Glanze vor sich hinschauen, als ob sich die

Gedanken wie die Blicke auf ein Etwas richteten, das nur ihnen sichtbar wird. Suche die arme, leidbelastete Seele zu erschließen; befrage dein Kind; bringe die Aermste zum Sprechen, zum Weinen vor allem, damit sie von ihrer erdrückenden Last befreit wird, damit ihre von Thränen verdunkelten Augen nicht mehr im Leeren jenes furchtbare, unbekannte Etwas zu sehen vermögen, an das sie sich so verzweiflungsvoll anklammern.

Ach! es gibt Frauen, in denen die Mutter die Gattin ertötet — hier hatte die Mutter der Gattin weichen müssen. Für die Priesterin des Götzen Delobelle, die sich ganz in der Anbetung ihres Abgottes verlor, war ihre Tochter nur auf der Welt, um sich demselben Kultus zu weihen, vor demselben Altare auf den Knieen zu liegen. Sie beide hatten nur die eine Aufgabe im Leben, für den Ruhm des großen Mannes zu arbeiten und ihn über das Verkennen seines Talentes zu trösten. Alles übrige war nicht vorhanden. Niemals hatte Mama Delobelle Désirées plötzliches Erröten gesehen, sobald Franz ins Zimmer trat, niemals darauf geachtet, wie das liebende Mädchen auf den seltsamsten Umwegen immer und immer wieder die Rede auf ihn zu bringen, immer wieder seinen Namen in die Plaudereien zu verflechten wußte, womit sie sich bei der Arbeit unterhielten. Und doch war dies seit Jahren geschehen, seit jenen fernen Tagen, als Franz noch in aller Frühe, wenn Mutter und Tochter ihre Arbeitslampe anzündeten, nach der Ecole Centrale zu gehen pflegte. Auch um jenes träumerische Schweigen hatte sie sich nie gekümmert, in das sich glückliche, vertrauensvolle junge Herzen mit ihren Zukunftshoffnungen versenken; und wenn sie hin und wieder, über Désirées Verstummen verwundert, flüchtig gefragt hatte: „Was fehlt dir?“ so brauchte das junge Mädchen nur zu antworten: „Gar nichts“, um den auf Augenblicke unterbrochenen Gedankengang der Mutter ohne weiteres seiner Lieblingsrichtung wieder zuzulenken.

So hatte diese Frau, die im Herzen ihres Mannes zu

lesen und jede Falte seiner olympischen, nichtssagenden Stirn zu deuten wußte, für ihre arme Zizi nicht einen Augenblick jener hellsehenden Zärtlichkeit gehabt, durch welche sich auch eine bejahrte, verblühte Mutter so weit verjüngt, daß sie die Freundin ihres Kindes, seine Vertraute und Ratgeberin werden kann.

Das ist der verderblichste Einfluß des unbewußten Egoismus eines Mannes wie Delobelle; er zieht auch die Selbstsucht andrer in seiner Umgebung groß.

Die Gewohnheit gewisser Familien, alles einer einzigen Persönlichkeit unterzuordnen, hat zur unausbleiblichen Folge, daß Freuden und Schmerzen, welche mit dieser nichts zu thun haben, vollständig übersehen werden. — In welcher Beziehung aber konnte das herbe Liebesleid, das ein junges Mädchenherz mit Thränen füllte, zu dem Ruhme des großen Schauspielers stehen?

Und doch war Désirée tief unglücklich!

Seit einem Monat etwa, seit jenem Tage, als Sidonie gekommen war, um Franz in ihrem Wagen mitzunehmen, wußte die arme Kleine, daß sie nicht mehr geliebt wurde, und kannte den Namen ihrer Nebenbuhlerin. Sie grollte den beiden nicht, beklagte sie eigentlich nur. — Aber warum war er zurückgekommen? — Warum hatte er so leichtsinnig diese falsche Hoffnung in ihr erweckt? Wie der unglückliche Gefangene sich an die Finsternis seines Kerkers, an die Enge des ihn umschließenden Raumes gewöhnt, seine Zelle aber doppelt traurig, seine Dunkelheit doppelt schwer zu ertragen findet, wenn er für einen Augenblick ins Freie geführt worden ist, so hatte auch das helle Licht, das plötzlich in das Leben des armen Kindes gefallen und ebenso plötzlich wieder verschwunden war, ihr Dasein nur um so finsterer und öder gemacht. Wie viele Thränen hatte sie seitdem im Verborgenen geweint! wie schweres Leid ihren Vögelchen zu klagen gehabt! Denn auch jetzt wieder hatte die Arbeit sie aufrecht erhalten, die angestrengte, unaufhörliche Arbeit, deren Einförmigkeit, mit der Wiederkehr derselben Aufgaben und

Handgriffe, auch ihre Gedanken gleichsam in gewissen Schranken hielt.

Und wie unter ihren Händen die kleinen toten Vögel einen Anschein des Lebens erhielten, so regten von Zeit zu Zeit auch die erstorbenen Hoffnungen und Wünsche, umweht von einem feineren, durchdringenderen Gift, als das vom Arbeitstische aufsteigende war, in ängstlichem Auferstehungsverlangen die Flügel. Franz war nicht auf immer für sie verloren. Obwohl er nur noch selten kam, wußte sie ihn in der Nähe, hörte ihn kommen und gehen, unruhig im Zimmer auf und nieder schreiten, und konnte zuweilen durch die halbgeöffnete Thür sein geliebtes Profil erblicken, wenn er hastig über den Treppenflur eilte. Er sah nicht glücklich aus ... welches Glück hatte er überhaupt zu hoffen ... die Frau, die er liebte, war seines Bruders Weib! Bei dem Gedanken aber, daß Franz unglücklich war, konnte das gute Wesen den eignen Kummer beinahe vergessen, um nur den des Freundes mit zu fühlen.

Daß er niemals als Liebender zu ihr zurückkehren konnte, wußte sie nur zu gut; aber sie dachte sich, daß er eines Tages, zum Tode verwundet, hereintreten, sich auf den niedrigen Schemel setzen, seinen Kopf auf ihren Schoß legen, ihr seine Leiden klagen und aufschluchzend bitten würde: „Tröste mich!“

Von dieser armen Hoffnung nährte sie sich seit drei Wochen schon — sie bedurfte so wenig zum Leben!

Doch nun war ihr auch dies wenige genommen! Franz war fort — fort, ohne Abschiedsblick, ohne Lebewohl für sie ... Nach dem Verrat des Geliebten den Verrat des Freundes; es war entsetzlich ...

Bei den ersten Worten ihres Vaters fühlte sie sich in einen tiefen, dunkeln, eisigkalten Abgrund gestoßen, in dem sie schnell und willenlos versank. Sie wußte, daß sie das Licht nie wiedersehen würde, war dem Ersticken nahe; sie hätte sich sträuben, sich widersetzen, um Hilfe rufen mögen.

Aber wen?

Daß ihre Mutter sie nicht hören würde, wußte sie.

Sidonie! oh, jetzt hatte sie die einstige Freundin erkannt. — Eher hätte sie sich an die kleinen Vögel mit dem glänzenden Gefieder wenden können, deren Augen sie mit so gleichgültiger Heiterkeit ansahen.

Das Schrecklichste war die sich ihr augenblicklich aufdrängende Ueberzeugung, daß sie fortan auch in der Arbeit keine Hilfe finden würde ... auch diese hatte ihren wohlthätigen Einfluß verloren; die schlaffen Arme hatten keine Kraft mehr, die müden Hände sanken unthätig, in tiefer Mutlosigkeit nieder.

Was hätte sie in ihrem Unglück aufrecht erhalten sollen?

Gott! — der sogenannte Himmel?

Nicht einmal der Gedanke daran kam ihr. In Paris, besonders in den Arbeitervierteln, sind die Häuser zu hoch, die Straßen zu eng, die Luft ist zu dick, um den Anblick des Himmels zu gestatten; er verschwindet im Rauch der Fabriken, im Dunst, der von den feuchten Dächern aufsteigt. Ueberdies ist das Leben, das die meisten dieser Menschen führen, ein so schweres, daß wenn inmitten ihres Elends der Glaube an eine Vorsehung in ihnen erwachte, sie derselben die Faust zeigen und ihr fluchen würden. Darum gibt es so viele Selbstmorde in Paris. Seine Bevölkerung, die das Beten verlernt hat, ist immer bereit zum Sterben. Der Tod erscheint ihr als das Ende aller ihrer Leiden, er befreit, er tröstet.

Er war es, den die kleine Lahme so unverwandt anstarrte.

Ihr Entschluß stand augenblicklich fest: sie mußte sterben.

Aber wie?

Während das gemeine Leben rings um sie her im gewohnten Gleise weiterging, ihre Mutter das Essen zubereitete und der große Mann sich in einem langen Monologe über die Undankbarkeit des Menschengeschlechts aussprach, saß Désirée still in ihrem Sessel und überlegte, welche Todesart sie wählen solle. Da sie fast nie allein war, konnte von dem Kohlenbecken, das man entzündet, nachdem Thüren und

Fenster verstopft sind, nicht die Rede sein, und da sie nie aus dem Hause kam, war auch an das Gift nicht zu denken, das beim Droguisten zu haben ist; das kleine Päckchen weißen Pulvers, das man mit Fingerhut und Nadelbüchse tief in die Tasche steckt. Es gab zwar noch den Phosphor der Streichhölzer, den Grünspan alter Kupfermünzen, das offne Fenster, das nach der Straße hinausgeht; aber der Gedanke, ihren Eltern das entsetzliche Schauspiel ihres selbstgewählten Todeskampfes zu geben, oder den Anblick ihrer traurigen Ueberreste, die inmitten eines Volkshaufens aufgehoben wurden, veranlaßte sie, auf diese Hilfsmittel zu verzichten.

Nun blieb ihr noch der Strom.

Das Wasser kann den Körper so weit forttragen, daß er nicht wieder gefunden wird, so daß der Tod in geheimnisvolles Dunkel gehüllt bleibt.

Der Strom . . .

Sie schauderte, wenn sie daran dachte, aber nicht vor dem Bilde der tiefen, dunkeln Flut . . . die erschreckt ein Pariser Mädchen nicht! Man wirft die Schürze über den Kopf, um nichts zu sehen, und springt hinein . . . Aber Désirée mußte allein die Treppe hinunter, allein über die Straße gehen, und die Straße beängstigte sie.

Während so das arme Kind schon im voraus mit dem Grauen des Todes, der Vernichtung rang und mit verstörtem Blick, in dem der Wahnsinn des Selbstmords aufleuchtete, in den dunkeln Abgrund niederstarrte, begann der große Delobelle sich zu fassen. Seine Deklamationen verloren an Heftigkeit, und da es heute Kohl gab, den er besonders gern aß, wurde er im Verlauf der Mahlzeit immer milder gestimmt, gedachte seiner einstigen Erfolge, des goldnen Kranzes der Abonnenten zu Alençon, und sobald er mit dem Essen fertig war, begab er sich, gebügelt und geschniegelt, mit weißen Manschetten und einem neuen, glänzenden Hundertsousstück in der Tasche, das ihm seine Frau gegeben, damit er sich als flotter Kamerad zu zeigen vermochte, ins Odeon-

Theater, wo sein Freund Robricart im „Misanthrop" debütierte.

„Ich bin sehr froh," sagte Mama Delobelle, während sie den Tisch abdeckte, „daß es dem Vater so gut geschmeckt hat. Das hat den armen, lieben Mann etwas getröstet, und sein Theater wird ihn vollends aufheitern ... er hat es so nötig ..."

... Ja, das war das Entsetzliche: sie mußte allein über die Straße gehen, mußte warten, bis das Gas ausgelöscht war, und dann, wenn die Mutter schlief, leise die Treppe hinuntergehen, die Klingel ziehen, und wenn die Thüre geöffnet war, hinaushuschen, um das schreckliche Paris zu durchwandern, wo man an Männern vorüberkommt, die einem keck ins Gesicht sehen, und an Kaffeehäusern, die in hellem Lichtglanz strahlen. Schon als Kind hatte Désirée die Straßen gefürchtet; wenn sie als kleines Mädchen fortgeschickt wurde, um eine Besorgung zu machen, folgten ihr die Gassenjungen lachend nach und sie wußte kaum, was ihr peinlicher war, das spöttische Nachäffen ihres hinkenden Ganges, in dem sich diese frechen kleinen Burschen gefielen, oder das Bedauern der Vorübergehenden, die den Blick mitleidig abwendeten. Ueberdies fürchtete sie die Wagen, die Omnibusse ... es war weit bis zur Seine, sie zu erreichen eine große Anstrengung ... aber es blieb nichts andres übrig.

„Ich gehe zu Bett, Töchterchen, und du ... willst du noch aufbleiben?"

Ohne die Augen von der Arbeit zu erheben, antwortet das Töchterchen, daß es noch aufbleiben, das Dutzend fertigmachen will.

„Gute Nacht denn!" sagt Mama Delobelle, deren angegriffene Augen das Lampenlicht nicht lange ertragen können. „Vaters Abendessen steht am Feuer; du siehst wohl einmal danach, ehe du dich niederlegst."

Désirée hat keine Unwahrheit gesagt, sie will das Dutzend fertigmachen, damit es der Vater morgen forttragen kann. Wer das zierliche Köpfchen im Lampenlicht so still über die

Arbeit gebeugt sähe, würde nie erraten, von welchen düsteren Gedanken es erfüllt ist.

Endlich ist das letzte Vögelchen des Dutzends vollendet, ein wundervolles kleines Geschöpf, dessen Flügel wie in Meerwasser getaucht, wie Saphir glänzen.

Sorgsam und zierlich befestigt es Désirée auf den Messingdraht, in der anmutigen Haltung des aufgescheuchten, davonfliegenden Vogels.

Oh! wie schnell es davonfliegt, das blaue Vögelchen ... wie ungestüm es sein Flügelschlag in die Weite trägt ... wir fühlen, daß es sich um die weite, ewige Reise handelt ... die Reise ohne Wiederkehr.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Arbeit ist vollendet, der Tisch aufgeräumt, jeder Seidenfaden sorgsam aufgelesen, jede Stecknadel auf das Kissen gesteckt.

Wenn der Vater heimkehrt, wird er unter der halbeingeschraubten Lampe sein Abendessen in der warmen Asche stehen sehen, und dieser unheilvolle Abend wird ihm, durch die Ordnung der Wohnung und die Beachtung aller seiner Eigenheiten so friedlich-behaglich erscheinen, wie jeder andre. Leise öffnet Désirée den Schrank, nimmt ein kleines Umschlagetuch heraus, in das sie sich einhüllt ... dann geht sie.

Wie? nicht ein Blick für ihre Mutter, nicht ein stummes Lebewohl, nicht eine Regung der Wehmut? Nein, nichts von alledem. Mit der erschreckenden Klarheit, welche die Nähe des Todes gibt, hat sie plötzlich erkannt, welcher egoistischen Liebe sie selbst während ihrer Kindheit und Jugend aufgeopfert wurde, und weiß, daß *ein* zärtliches Wort ihres großen Mannes genügen wird, die Schlafende zu trösten. Fast möchte ihr Désirée zürnen, daß sie nicht erwacht, daß sie ihr Kind fortgehen lassen kann, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken.

Wer in der Jugend stirbt, selbst wenn es freiwillig geschieht, wird sich immer dagegen sträuben. Auch Désirée hadert mit ihrem Geschick, während sie aus dem Leben scheidet.

Nun ist sie auf den Straßen. Wohin wird sie sich wenden? Ringsum ist es öde; diese tagsüber so belebten Straßen werden abends frühzeitig still; man arbeitet hier zu emsig, um nicht schnell einzuschlafen. Während das Paris der Boulevards noch in voller Bewegung ist und den rosigen Widerschein seines Lichtes, wie den Abglanz einer fernen Feuersbrunst über die ganze Stadt verbreitet, sind hier die Hausthüren geschlossen, die Fenster mit Läden versehen. Von Zeit zu Zeit wird ein Thürklopfer hörbar; oder der Schritt eines Stadtsergeanten, der ungesehen vorbeigeht, oder das Selbstgespräch eines Betrunkenen unterbricht die nächtliche Stille; oder ein Windstoß, der von den benachbarten Quais herüber weht, rüttelt an den Laternenscheiben, an den Stricken eines Kranes, fegt um eine Straßenecke oder erstirbt mit ächzendem Laut in den Ritzen eines Thorweges.

In ihr Tuch gewickelt, mit erhobenem Kopfe und trocknen Augen geht Désirée rasch dahin. Ohne den Weg zu kennen, geht sie gerade aus, immer gerade aus.

Die engen, düsteren Straßen des Marais, in denen nur hin und wieder ein mattes Gaslicht blinkt, winden und kreuzen sich, so daß sie in ihrem fieberhaften Suchen immer wieder in dieselbe Gegend kommt. Es ist, als ob sie beständig durch irgend etwas vom Flusse fern gehalten würde, obwohl ihr der feuchte Wind seinen Hauch ins Gesicht weht. Das Wasser scheint vor ihr zurückzuweichen, dicke Mauern, hohe Häuser sich zwischen sie und den Tod zu stellen. Aber die lahme Kleine ist tapfer und schreitet auf dem holprigen Pflaster der alten Straßen immer weiter und weiter.

Habt ihr jemals am Abend eines Jagdtages ein verwundetes Rebhuhn in einer Furche dahin fliehen sehen? es duckt sich, indem es, den blutenden Flügel nachschleppend, einem Versteck zueilt, in welchem es in Ruhe sterben kann. Der unsichere Gang der kleinen schattenhaften Gestalt, die das Trottoir entlang längs der Mauern hinhuscht, macht ganz denselben Eindruck. Und zu derselben Stunde irrt —

fast in demselben Stadtviertel — ein andrer wartend, spähend, verzweifelnd durch die Straßen. Ach! wenn sie sich doch begegneten, sie ihn anredete, den wie vom Fieber Gejagten, ihn nach ihrem Wege fragte: „Verzeihen Sie, Monsieur . . . wie komme ich nach der Seine?“

Er würde sie augenblicklich erkennen.

„Wie, Sie sind es, Mamsell Zizi? was haben Sie so spät auf der Straße zu thun?“

„Ich will sterben, Franz! die Freude am Leben ist mir durch Sie verloren gegangen.“

Dann würde er sie tiefbewegt umfassen, sie an sich drücken, in seinen Armen forttragen und bitten: „Nein, nein, stirb nicht! ich bedarf deiner, um mich zu trösten, mich zu heilen von allem Weh, das jene Frau mir zugefügt hat.“

Aber das ist ein Dichtertraum, eine jener Begegnungen, die im wirklichen Leben nicht stattfinden. Es ist ein grausames, ein hartes Leben! Wie oft, wenn nur die geringste Kleinigkeit erforderlich wäre, um ein Menschendasein zu retten, versagt es diese Kleinigkeit . . . darum sind alle wahren Geschichten so traurig.

Straßen und wieder Straßen, dann ein Platz und eine Brücke, deren Gaslaternen sich im dunkeln Wasser spiegeln. Da endlich ist der Strom! im Nebel der milden, feuchten Herbstnacht sieht sie das ihr unbekannte Paris in wirrer, beängstigender Größe vor sich ausgebreitet . . . hier muß sie sterben.

Sie fühlt sich so klein, so verlassen, so verloren in der unermeßlichen Weite dieser großen, hellerleuchteten, öden Stadt; ihr ist, als ob sie bereits gestorben wäre. Sie nähert sich dem Quai; plötzlich wird sie durch einen Duft von Blumen, Laub und feuchter Erde einen Augenblick festgehalten. Zu ihren Füßen, auf dem Trottoir dicht am Ufer stehen eine Menge mit Stroh umwickelter Gewächse und zierlicher, in weißes Papier gehüllter Blumentöpfe, die für den Markt des nächsten Morgens bestimmt sind. Schlaftrunken lehnen sich die Verkäuferinnen, in Tücher gewickelt, ein Kohlenbecken

unter den Füßen, in ihre Stühle. Da sind Astern in allen Farben, späte Rosen und Reseda erfüllen die Luft mit Wohlgeruch, werfen im blassen Mondenschein einen leichten Schatten um sich her und sind, ihrem heimatlichen Boden entrissen, bereit, den Launen des erwachenden Paris zu dienen.

Arme, kleine Désirée! Es ist, als ob ihre ganze Jugend, ihre wenigen Freudentage, ihre verratene Liebe mit den Wohlgerüchen dieses wandernden Gartens an ihr Herz drängen. Langsam geht sie zwischen den Blumen hin; zuweilen schlägt ein Windstoß die höheren Stauden zusammen, daß es klingt wie leises Waldesrauschen und aus den flachen, mit Küchenkräutern gefüllten Körben steigt der Brodem feuchter Erde empor.

Sie erinnert sich der Fahrt aufs Land, die sie mit Franz gemacht hat. Der frische Hauch der Natur, den sie damals zum erstenmal geatmet, umweht sie wieder in der Todesstunde. „Entsinnst du dich?“ scheint er sie zu fragen, und in Gedanken gibt sie zur Antwort: „Jawohl, ich entsinne mich!“ ... die Erinnerung ist nur zu lebendig.

Am Ende des wie zu einem Feste geschmückten Quais, an der Treppe, die zum Wasser hinunter führt, bleibt der kleine, leichte Schatten stehen.

Gleich darauf erhebt sich den ganzen Quai entlang Lärm und Geschrei. „Schnell einen Kahn ... einen Bootshaken!“ Von allen Seiten eilen Schiffer und Stadtsergeanten heran; ein Nachen mit einer Laterne am Bug stößt vom Ufer.

Die Blumenhändlerinnen erwachen, und da eine von ihnen gähnend fragt, was geschehen ist, gibt die Kaffeeverkäuferin, die an der Ecke der Brücke kauert, ruhig zur Antwort: „Ein Frauenzimmer ist ins Wasser gesprungen.“

Aber der Strom hat das Opfer verschmäht; er hat Mitleid mit so viel Anmut und Güte. — Im Lichte der Laternen, die unten am Ufer hin und her schwanken, bildet sich eine dunkle Gruppe, setzt sich in Bewegung. Désirée ist gerettet — ein Schiffsarbeiter hat sie dem Strome entrissen; Stadtsergeanten tragen sie; Schiffer und Auslader

gehen nebenher und aus der Dunkelheit hört man eine heisere Stimme sagen: „Hat mir das Wasserhühnchen Mühe gemacht! . . . schlüpfte mir immer wieder aus den Händen . . . hat mir offenbar die Rettungsprämie nicht gegönnt!“ Nach und nach legt sich die Aufregung; die Neugierigen verschwinden, und während sich die dunkle Gruppe einer Polizeiwache zuwendet, schlafen die Blumenverkäuferinnen wieder ein und auf dem verödeten Quai zittern die Astern im Nachtwinde.

Armes Kind! Du glaubtest, es wäre so leicht, sich aus dem Leben fortzustehlen und plötzlich zu verschwinden. Du ahntest nicht, daß der Strom, anstatt dich schnell dem ersehnten Nichts zuzutragen, dich aller Schmach, allem Elend eines verfehlten Selbstmordes überantworten würde. — Zuerst der Polizeiwache, einem abscheulichen Aufenthaltsorte, mit schmutzigen Bänken und staubigem, feuchtem, wie von Straßenschmutz bedecktem Fußboden. Hier mußte Désirée den Rest der Nacht zubringen. Man hatte sie auf ein Feldbett vor dem Ofen gelegt, der aus Mitleid für sie stark geheizt war und in dessen ungesunder Glut ihre schweren, wassergetränkten Kleidungsstücke dampften. Wo befand sie sich? . . . Sie vermochte sich darüber keine Rechenschaft zu geben; undeutlich, ohne zu begreifen, wo sie war, sah sie auf Lagerstätten, die der ihrigen glichen, mehrere Männer liegen und hörte an der Hinterthür des Saales zwei eingesperrte Trunkenbolde unter fürchterlichen Flüchen klopfen und herumtappen.

In ihrer Nähe kauerte eine in Lumpen gehüllte Frau mit herabhängenden Haaren vor der Ofenthür; aber der Feuerschein war nicht im stande, ihr hageres, blasses Gesicht zu röten. Es war eine Irrsinnige, die man im Laufe der Nacht aufgegriffen hatte, ein armes, unglückliches Geschöpf, das mechanisch den Kopf bewegte und unaufhörlich, fast ohne die Lippen zu regen, vor sich hinmurmelte: „Ja, ja, die Not . . . das kann ich sagen . . . . ja, ja die Not, das kann ich sagen . . .“ Diese jämmerliche Klage inmitten des Schnarchens der schlafenden Männer war für Désirée un-

säglich qualvoll. Sie schloß die Augen, um dies irre Gesicht nicht mehr zu sehen, in dem sie mit Entsetzen das Bild ihrer eignen Verzweiflung zu erkennen glaubte. Von Zeit zu Zeit wurde die Thür nach der Straße geöffnet; der Wachhabende rief ein paar Namen; zwei Stadtsergeanten gingen hinaus, zwei andre traten herein und warfen sich tief ermüdet auf die Feldbetten, wie Matrosen, die auf Deck ihre Quartierwache gethan haben.

Endlich kam der Tag mit seinem kalten, den Kranken so verderblichen Schauern. Auch Désirée erwachte plötzlich aus ihrer Betäubung, richtete sich im Bette auf, warf den Mantel ab, in den man sie gehüllt hatte, und versuchte trotz Fieber und Ermattung aufzustehen, um wieder von sich selbst, von ihrem Willen Besitz zu ergreifen. Sie hatte nur den einen Wunsch, sich den Augen zu entziehen, die sie anstarrten, dem entsetzlichen Orte zu entrinnen, wo selbst der Schlaf so schweren Atem, so unbehagliche Stellungen annahm.

„Meine Herren, ich bitte," sagte sie, am ganzen Körper bebend, „lassen Sie mich nach Haus, zu meiner Mutter."

Wie verhärtet auch die wackeren Leute gegen die vielfachen Schauerscenen des Pariser Lebens sein mochten, dennoch fühlten sie, daß ihnen hier etwas Edleres, Rührenderes gegenüberstand als gewöhnlich. Aber Désirée ohne weiteres zu ihrer Mutter zu bringen, ging nicht an; vorher mußte sie dem Polizeikommissär vorgeführt werden — das war nicht zu umgehen. Aus Mitleid für das arme Mädchen wurde ein Wagen herbeigeholt. Doch nun mußte sie das Haus verlassen und vor der Thür standen eine Menge Menschen, um die kleine Lahme mit ihren nassen, an den Schläfen klebenden Haaren und ihrem dicken Uniformmantel, unter dem sie vor Kälte zitterte, vorübergehen zu sehen. Im Polizeibüreau mußte sie eine dunkle, feuchte Treppe hinaufsteigen, auf der allerlei Galgengesichter an ihr vorüberkamen. Dann erreichte sie eine Flügelthür, die im lebhaften Geschäftsverkehr ohne Aufhören hin und her schlug, ging

durch kalte, dunkle Zimmer, auf deren Bänken eine Anzahl schweigender, betäubter, schlaftrunkener Leute saßen: Vagabunden, Diebe, Dirnen; endlich erreichte sie einen Tisch mit einer alten grünen Decke, an dem der Schreiber des Polizeikommissärs saß: hier wurde vorläufig Halt gemacht.

Als Désirée eintrat, kam aus dem dunkeln Hintergrunde ein Mann auf sie zu und streckte ihr die Hand entgegen. Es war der fürchterliche Mensch, der sie für die übliche Belohnung von fünfundzwanzig Frank gerettet hatte.

„Nun, Mütterchen,“ sagte er mit cynischem Lachen und einer heiseren, an die Nebelnächte auf dem Flusse erinnernden Stimme, „wie befinden wir uns nach unserm Untertauchen?“

Und dann erzählte er den Anwesenden, wie er sie erst so angepackt habe, und dann so, und versicherte, daß sie ohne ihn jetzt auf dem Wege nach Rouen dahinschwimmen müßte.

Die Unglückselige war dunkelrot vor Scham und Fieber und so verwirrt, daß es ihr schien, als hätte das Wasser einen Schleier auf ihren Augen und ein Brausen in ihren Ohren zurückgelassen. Endlich wurde sie in ein kleineres Gemach geführt, vor einen feierlich aussehenden Herrn mit einem Orden, den Herrn Polizeikommissär in eigner Person, der eben seinen Kaffee trank und dazu die Gerichtszeitung las.

„So, Sie sind es!“ sagte er in barschem Ton und tauchte, ohne den Blick zu erheben, ein Stückchen Semmel in die Tasse, worauf der Polizeidiener, der Désirée herein geführt hatte, seinen Rapport zu lesen begann:

„Um elf dreiviertel Uhr hat am Quai de la Mégisserie, vor dem Hause Nr. 17 eine gewisse Delobelle, vierundzwanzig Jahre alt, Blumenmacherin, wohnhaft Rue de Braque bei ihren Eltern, einen Selbstmord versucht, indem sie sich in die Seine stürzte; sie ist jedoch durch den Schiffsarbeiter Parcheminet, wohnhaft Rue de la Butte-Chaumont, wohlbehalten aus dem Wasser gezogen worden.“

Der Herr Polizeikommissär aß immer weiter und hörte zu mit der ruhigen, gelangweilten Miene eines Mannes,

den nichts mehr überraschen kann; dann richtete er einen strengen, prüfenden Blick auf die „gewisse Delobelle“ und hielt ihr eine gewaltige Strafrede. Sie hatte sich eines schweren Unrechts, einer großen Feigheit schuldig gemacht. Was hatte sie zu einer so verwerflichen That getrieben? . . . warum war sie im Begriff gewesen, einen Selbstmord zu begehen? . . . die gewisse Delobelle wurde dringend ermahnt, aufrichtig zu antworten.

Aber die gewisse Delobelle ließ sich nicht dazu bewegen; sie hatte die Empfindung, ihre Liebe zu beflecken, wenn sie sich hier zu derselben bekannte. „Ich weiß es nicht . . . ich weiß es nicht!“ gab sie leise und zitternd zur Antwort.

Aergerlich und ungeduldig erklärte der Herr Polizeikommissär, daß man sie zu ihren Eltern zurückbringen werde, aber nur unter der Bedingung, daß sie verspräche, dergleichen nie wieder zu thun.

„Wollen Sie das versprechen?“

„Ja, ja, Monsieur!“

„Sie wollen es niemals wieder thun?“

„Nein, gewiß nicht . . . nein, nie wieder!“

Trotz dieser Versicherungen schüttelte der Herr Polizeikommissär den Kopf, als ob er nicht an ihre Besserung glaube.

Nun ist sie auf der Straße, auf dem Wege nach Haus, nach Verborgenheit und Stille . . . aber noch ist ihre Qual nicht zu Ende.

Der Polizeidiener, der mit ihr im Wagen sitzt, ist gar zu höflich, zu übertrieben freundlich. Sie that, als ob sie ihn nicht verstände, rückte von ihm weg, entzog ihm ihre Hand . . . welche Pein! . . . Das Entsetzlichste war jedoch ihre Ankunft in der Rue de Braque, die Aufregung im Hause, die Neugier der Nachbarn. Seit den ersten Morgenstunden wußte das ganze Stadtviertel, daß sie verschwunden war, und es ging das Gerücht, sie wäre mit Franz Risler auf und davon gegangen. In aller Frühe hatte man den großen Delobelle fortstürzen sehen, den Hut verkehrt auf

dem Kopfe und mit zerknitterten Manschetten — sicheres Anzeichen einer außergewöhnlichen Gemütsbewegung — und als die Portiersfrau Milch und Weißbrot hinaufgetragen, hatte sie die arme Mama Delobelle in wahnsinniger Angst von einem Zimmer ins andre irren sehen, um irgend ein Wort des Kindes zu finden, irgend eine noch so geringe Spur, die zum Anhalt einer Vermutung werden könnte.

Der unglücklichen Mutter war plötzlich, leider zu spät, über das Benehmen ihrer Tochter, das Schweigen derselben bei der Abreise Franz Rislers, ein Licht aufgegangen.

„Weine nicht, liebe Frau . . . ich bringe sie dir wieder,“ hatte der Vater beim Weggehen gesagt, und seit er fortgeeilt war, teils um Nachforschungen anzustellen, teils um ihrem Jammer zu entfliehen, war sie unaufhörlich von der Treppenflur an ihr Stubenfenster, vom Fenster nach der Treppenflur gegangen. Bei jedem Schritt, der sich draußen hören ließ, riß sie mit klopfendem Herzen die Thür auf, und wenn sie dann wieder in ihrem einsamen Zimmer allein war, dessen Verödung noch durch Désirées leeren, dem Arbeitstische zugewendeten Sessel erhöht wurde, brach sie in einen Strom von Thränen aus.

Plötzlich hielt ein Wagen vor dem Hause . . . auf der Treppe wurden Stimmen und Schritte laut.

„Mama Delobelle, da ist sie . . . Ihre Tochter ist wieder da! . . .“

Ja, es war Désirée, die bleich, halb ohnmächtig, am Arme eines Unbekannten, ohne Hut und Tuch, in einen braunen Kapuzenmantel gehüllt, die Treppe heraufkam. Als sie ihre Mutter erblickte, lächelte sie ihr beinahe einfältig zu.

„Erschrick nicht . . . es ist nichts . . .“ suchte sie hervorzustoßen, brach aber plötzlich auf der Treppe zusammen. Nie hätte sich Mama Delobelle für so kräftig gehalten — ihre Tochter emporreißen, auf die Arme nehmen, hineintragen und niederlegen war das Werk eines Augenblickes. Dabei sprach sie ihr zu und überhäufte sie mit Liebkosungen.

„Bist du es wirklich? bist du wieder da? ... Woher kommst du denn, armes Kind? ... Sag, ist es wahr ... hast du dir wirklich das Leben nehmen wollen? ... Welches große Herzeleid hattest du denn? ... Und warum hast du es mir verschwiegen?“

Beim Anblick ihrer Mutter, die, in Thränen aufgelöst, in wenigen Stunden zur alten Frau geworden war, fühlte sich Désirée von Reue gepackt. Sie erinnerte sich, daß sie fortgegangen war, ohne der Mutter Lebewohl zu sagen, mit dem stillen Vorwurf im Herzen, daß sie nicht von ihr geliebt werde.

Nicht geliebt!

„Ich wäre dir nachgestorben, das kannst du mir glauben,“ sagte die arme Frau. „Wie schrecklich, als ich heute morgen fand, daß dein Bett nicht berührt war ... auch in der Arbeitsstube warst du nicht ... wie tot bin ich hingefallen ... Bist du jetzt warm? liegst du gut? ... du wirst es nicht wieder thun ... versprich es mir! ... wirst nicht mehr sterben wollen?“

Dabei deckte sie ihr Töchterchen fest zu, wärmte ihr die Füße, schloß sie in die Arme, um sie einzuwiegen wie ein Kind.

Indessen sah Désirée, die mit geschlossenen Augen im Bette lag, alle Einzelheiten ihres Selbstmordversuches, alles Widrige, Quälende, das sie zu ertragen gehabt, nachdem sie dem Tode entrissen war, aufs neue vor sich auftauchen. In ihrer wachsenden Fieberhitze, in dem schweren Schlafe, der sie allmählich befiel, quälte sie sich abermals mit ihrer traurigen Flucht durch Paris. Tausende von dunklen Straßen dehnten sich vor ihr aus und am Ende einer jeden floß die Seine.

Der schreckliche Strom, den sie vergangene Nacht so lange nicht zu finden vermocht hatte, schien sie jetzt zu verfolgen. Sie fühlte sich von seinem Schlamm, seinem Wellenschaum besudelt, und außer stande, sich dem Alpdruck ihrer Erinnerungen zu entziehen, flüsterte das arme Kind der Mutter zu: „Verstecke mich ... verstecke mich ... ich schäme mich so sehr!“

---

## Achtzehntes Kapitel.

## Sie hat versprochen, es nicht wieder zu thun.

Nein, nein, sie thut es nicht wieder — der Herr Polizeikommissär kann ganz ruhig sein — es ist nicht zu fürchten, daß sie dergleichen je wieder versucht. Wie sollte sie es machen, jetzt nur bis an den Fluß zu kommen, da sie nicht mehr im stande ist, das Bett zu verlassen? Wenn sie der Herr Kommissär in diesem Augenblick sehen könnte, würde er ihrem Versprechen nicht länger mißtrauen. Die Todessehnsucht, das Verlangen zu sterben, das an jenem Morgen so deutlich in ihrem blassen Antlitz zu lesen war, ist wohl auch jetzt noch ihrem ganzen Wesen aufgeprägt; aber es ist sanfter, ergebungsvoller geworden. Die „gewisse Delobelle“ weiß jetzt, daß sie nur kurze Zeit, sehr kurze Zeit zu warten braucht, um ihre Wünsche erfüllt zu sehen.

Die Aerzte behaupten, sie stürbe an einer Lungenentzündung, welche sie sich in jener Nacht durch ihre nasse Kleidung zugezogen habe. Die Aerzte irren sich . . . sie stirbt nicht an Lungenentzündung. So ist's wohl ihre Liebe, die ihr den Tod gibt? . . . Nein! seit jener schrecklichen Nacht wagt sie nicht mehr an Franz zu denken, fühlt sich nicht mehr würdig, zu lieben oder geliebt zu werden. Ihr reines Leben ist nicht mehr fleckenlos, und das ist es, was ihr den Tod gibt.

Jeder einzelne Umstand in dem traurigen Drama ist in ihren Augen eine Befleckung. Daß sie in Gegenwart so vieler Männer aus dem Wasser gezogen wurde; daß sie auf der Polizeiwache einschlafen konnte; die gemeinen Lieder, die sie mit angehört; die Wahnsinnige, die sich am Ofen wärmte; alles Lasterhafte, Ungesunde, Herzzerreißende, an das sie auf der Treppe zum Polizeibüreau angestreift; die Verachtung in gewissen Blicken, die Frechheit in andern; die Scherze ihres Retters, die Artigkeiten des Polizisten, die tiefen Verletzungen, die ihr weibliches Zartgefühl erduldet; die Notwendigkeit, ihren Namen zu nennen; selbst ihr

Gebrechen, dessen Pein sie in allen Phasen dieses langen Martyriums empfunden und das ihrem Selbstmorde aus Liebesleid den Stempel des Lächerlichen aufgedrückt hat ...

Sie stirbt aus Scham — glaubt es nur! in ihren nächtlichen Fieberphantasieen wiederholt sie ohne Aufhören: „Ich schäme mich ... ich schäme mich!“ und in ruhigen Augenblicken hüllt sie sich tief in ihre Decke und zieht sie über ihr Gesicht, als ob sie sich zu verbergen, zu begraben suche.

Neben Désirées Krankenlager, im Lichtschein des Fensters, sitzt Mama Delobelle mit der Arbeit. Von Zeit zu Zeit blickt sie davon auf und beobachtet die stumme Verzweiflung, die unerklärliche Krankheit ihres Kindes, dann arbeitet sie hastig weiter. — Zu dem Schwersten, das dem Armen auferlegt ist, gehört, daß er sich nicht ungestört seinem Schmerze überlassen darf; er muß unaufhörlich thätig sein, und selbst wenn der Tod den Seinigen nahetritt, den unabweislichen Anforderungen des Lebens zu genügen suchen. Der Reiche kann sich in seinen Schmerz versenken, sich darin einhüllen, davon leben, sein Dasein damit ausfüllen, daß er weint und leidet.

Dem Armen bleibt das versagt; er kann und darf es nicht. In meiner Heimat, auf dem Lande, kenne ich eine alte Frau, die in einem Jahre ihre Tochter und ihren Mann verloren hatte, zwei schwere, schnell aufeinanderfolgende Schicksalsschläge. Aber sie hatte einen Sohn zu erziehen, eine Landwirtschaft zu führen. Vom ersten Tagesgrauen mußte sie thätig sein, allem genügen, die verschiedensten Arbeiten auf weit auseinanderliegenden Feldern überwachen. „Die ganze Woche,“ sagte mir die trauernde Witwe, „habe ich keinen Augenblick Zeit zum Weinen, aber am Sonntage — am Sonntage hole ich's ein.“ Und so war es! während die Kinder draußen spielten oder herumliefen, schloß sie sich ein und brachte den Nachmittag damit zu, daß sie weinend und klagend Mann und Tochter in ihr verödetes Heim zurückrief.

Mama Delobelle hatte nicht einmal diese Sonntagsfeier,

denn auf ihr lag jetzt die ganze Arbeitslast, und ihren Händen fehlte die seltene Geschicklichkeit, die Désirées zierlichen Fingern eigen war, und die Arzneien kosteten viel, und für nichts in der Welt hätte sie dem Vater irgend eine seiner liebgewordenen Gewohnheiten versagen mögen. Zu jeder Tageszeit, mochte die Kranke im bleichen Morgenlicht die Augen öffnen, oder beim Schein der Lampe, immer sah sie ihre Mutter arbeiten, unermüdlich arbeiten, und wenn die Vorhänge ihres Bettes zugezogen waren, hörte sie das leise, kurze, metallische Klirren der Scheere.

Diese anstrengende Thätigkeit der Mutter, ihre Nachtwachen am Lager der Fieberkranken waren eine Qual für Désirée; oft besiegte diese alle andre Pein.

„Bitte, gib mir meine Arbeit," sagte sie dann, indem sie versuchte, sich im Bette aufzurichten. Das war wie ein Lichtstrahl in dem täglich dunkler werdenden Schatten, und Mama Delobelle, die im Wunsch der Kranken ein leises Erwachen der Lebenslust zu sehen glaubte, machte ihr alles bequem und rückte den Tisch heran. Aber die Nadel war zu schwer, die Augen waren zu schwach und jedes Geräusch eines vorüberfahrenden Wagens, jeder andre zu den Fenstern heraufschallende Lärm erinnerte Désirée, daß die Straße, die entsetzliche Straße ganz in der Nähe war. Nein, sie hatte nicht die Kraft, weiter zu leben. Ja, wenn es möglich gewesen wäre, erst zu sterben und dann wieder aufzuleben . . jetzt aber starb sie und versenkte sich mehr und mehr in völliges Entsagen. Hin und wieder sah die Mutter von ihrer Arbeit zu der immer bleicher werdenden Tochter auf: „Fühlst du dich wohl?"

„Sehr wohl!" antwortete die Kranke mit einem matten, jammervollen Lächeln, das ihr Antlitz für einen Augenblick erhellte und die traurige Veränderung, die damit vorgegangen, deutlich erkennen ließ, wie ein Sonnenstrahl, der die Wohnung des Armen nicht erheitert, sondern nur ihre Kahlheit und Dürftigkeit bis ins Einzelne beleuchtet. Darauf schwiegen

sie beide; die Mutter wagte nicht zu sprechen, weil sie fürchtete, weinen zu müssen, und die Tochter, weil das Fieber sie betäubte und jene unsichtbaren Schleier sie umhüllten, die der Tod mitleidsvoll auf die langsam Dahinsterbenden sinken läßt, um ihre letzte Widerstandskraft zu lähmen und sie sanft, ohne Kampf hinüberzutragen.

Der große Delobelle war nie zu Haus, denn seine Lebensweise als unbeschäftigter Komödiant war dieselbe geblieben, obwohl er wußte, daß seine Tochter im Sterben lag — der Arzt hatte es ihm gesagt — und obwohl er tief davon erschüttert wurde, denn im Grunde hatte er sein Kind herzlich lieb. Aber in dieser seltsamen Natur nahmen die wahrsten, aufrichtigsten Gefühle eine falsche, unnatürliche Gestalt an, wie ja auch nichts, was sich auf schiefer Ebene befindet, den Eindruck des Geradestehens machen kann.

Delobelle war vor allem darauf bedacht, seinen Schmerz zu zeigen und umherzutragen; von einem Ende des Boulevards zum andern stellte er den unglücklichen Vater dar. Man sah ihn mit rotgeweinten Augen und blassem Gesicht vor den Theatern, in den Kaffeehäusern, wo Schauspieler verkehrten, und es that ihm wohl, gefragt zu werden: „Nun, lieber Alter, wie steht's bei dir zu Hause?“ Dann schüttelte er den Kopf mit nervöser Bewegung; sein Mienenspiel verriet, daß er Thränen verschluckte, Verwünschungen zurückdrängte, während er mit zornerfüllten, durchbohrenden Blicken zum Himmel aufsah, wie er zu thun pflegte, wenn er im „Kinderarzt“ auftrat. Bei alledem ließ er es aber auch an Freundlichkeiten und zarten Aufmerksamkeiten für seine Tochter nicht fehlen.

So hatte er, seit sie krank war, die Gewohnheit angenommen, ihr von seinen Spaziergängen durch Paris Blumen mitzubringen; aber er begnügte sich nicht mit gewöhnlichen Blumen, mit bescheidenen Veilchen, wie sie an jeder Straßenecke für Börsen mit geringem Inhalt blühen. Er wollte in diesen späten, düsteren Herbsttagen Rosen, Nelken, besonders aber weißen Flieder haben, jenen Flieder des Gewächshauses,

dessen Blüten, Blätter und Stiele von demselben grünlichen Weiß sind, als hätte sich die Natur in ihrer Eile mit einer Farbe begnügt.

„O, es ist zu viel ... zu viel ... ich werd' dich ausschelten müssen!" sagte die kleine Kranke, wenn sie ihn triumphierend, mit seinem Strauß in der Hand eintreten sah; aber sein „Laß doch ... laß doch gut sein" klang so vornehm und er sah dabei so großartig aus, daß sie nicht darauf zurückzukommen wagte.

Und doch war es eine bedeutende Ausgabe, und den Lebensunterhalt für alle zu erwerben fiel der Mutter sehr schwer. Aber weit entfernt, sich darüber zu beklagen, fand Mama Delobelle das Verhalten ihres großen Mannes sehr schön.

Seine Verachtung des Geldes, seine stolze Sorglosigkeit erfüllten sie mit Bewunderung; mehr als je glaubte sie an das Talent, an die künstlerische Zukunft ihres Gatten.

Auch er bewahrte, inmitten aller dieser Ereignisse, ein unerschütterliches Vertrauen. Dennoch war es nahe daran, daß seine Augen sich endlich der Wahrheit öffneten; nahe daran, daß eine kleine, glühende Hand, indem sie sich auf dieses stolze, verblendete Haupt legte, die Einbildungen vernichtete, die es so lange bethört hatten. Das ging folgendermaßen zu: In einer Nacht erwachte Désirée in einem seltsamen Zustande. Am Abend zuvor hatte sie der Arzt zu seiner Verwunderung um vieles kräftiger, ruhiger und ganz ohne Fieber gefunden. Ohne sich den Grund dieser unerwarteten Besserung erklären zu können, war er mit einem tröstlichen: „Wir wollen das Beste hoffen" fortgegangen, indem er auf die Widerstandsfähigkeit der Jugend, auf die Lebenskraft zählte, die oft über alle Anzeichen des Todes den Sieg erringt. — Ein Blick unter Désirées Kopfkissen, wo ein Brief mit dem Poststempel Kairo lag, hätte ihm jedoch das Geheimnis dieser schnellen, glücklichen Veränderung verraten können; vier Seiten mit der Unterschrift „Franz", in denen er seiner lieben, kleinen Zizi alles beichtete und erklärte.

Das war der Brief, den die Kranke ersehnt hatte. Wenn sie ihn selbst zu schreiben gehabt hätte, sie würde keine bessern Worte gefunden haben, ihr Herz zu rühren oder ihre Wunden zu heilen. Franz bereute, bat um Verzeihung, und ohne irgend etwas zu versprechen oder irgend etwas von ihr zu verlangen, erzählte er seiner teueren Freundin alle seine Kämpfe, Gewissensbisse und Leiden. Er war voll bitteren Zornes gegen Sidonie, beschwor Désirée, ihr zu mißtrauen, und mit einer Härte, der seine ehemalige Leidenschaft etwas Hellsehendes und Mitleidsloses gab, schilderte er ihr dies zugleich oberflächliche und verderbte Wesen, sprach von ihrer hellen, kalten, zur Lüge geschaffenen Stimme, aus der nie ein Herzenston hervorklang, weil sie — wie alle, auch die leidenschaftlichsten Lebensäußerungen dieser Pariser Puppe — nur ihrem Kopfe entstammte.

Welch ein Unglück, daß dieser Brief nicht um einige Tage früher gekommen war! Jetzt konnten alle diese guten Worte der armen Désirée nicht mehr sein als köstliche Gerichte, die dem vor Hunger Sterbenden zu spät gereicht werden — er atmet ihren Duft, er möchte sie genießen, aber es fehlt ihm die Kraft dazu. — Den ganzen Tag hatte die Kranke den Brief wieder und wieder gelesen, ihn aus dem Umschlag gezogen, liebevoll wieder zusammengefaltet und ihn selbst mit geschlossenen Augen bis in jede Kleinigkeit, bis auf den Poststempel vor sich gesehen. Franz hatte ihrer gedacht! schon das genügte, sie in süße Ruhe zu wiegen, so daß sie endlich einschlummerte, als ob ihr schwaches Haupt von den Armen des Freundes gestützt würde.

Plötzlich wachte sie auf und zwar, wie schon gesagt, in einem seltsamen Zustande. Unsägliche Schwäche und Angst durchzitterte ihr ganzes Sein — sie hatte das Gefühl, als hinge ihr Leben nur noch an einem straff gespannten Faden, der gleich zerreißen müsse und dessen nervöses Beben ihren Sinnen übernatürliche Feinheit und Schärfe verlieh. — Es war Nacht; das Zimmer, in dem sie sich befand — man

hatte ihr das Schlafgemach der Eltern eingeräumt, weil es größer und luftiger war als ihr Alkoven — lag halb im Dunkeln. An der Decke drehten sich die hellen Punkte, die von der Nachtlampe aufstrahlten, das traurige Gestirn der Kranken, das sie in ihrer Schlaflosigkeit beschäftigt, und die herabgeschraubte, durch den Lichtschirm verdunkelte Lampe, die auf dem Tische stand, beleuchtete nur die umherliegenden Arbeitszuthaten und das Profil der Mama Delobelle, die in ihrem Sessel eingeschlummert war.

In dem Kopf der Kranken, den sie jetzt leichter zu heben vermochte als seit langer Zeit, entstand plötzlich ein rasches Hin- und Herfluten von Gedanken und Erinnerungen. Die kleinsten Erlebnisse aus der Kinderzeit, Scenen, die sie damals nicht begriffen, Worte, die sie wie im Traum gehört hatte, kamen ihr wieder in den Sinn.

Sie wunderte sich über diesen Zustand, erschrak aber nicht, denn es war ihr unbekannt, daß zuweilen vor der großen Vernichtung im Tode solche Augenblicke der Ueberreizung eintreten, in denen das ganze Sein alle seine Kräfte und Fähigkeiten zu einem letzten, unbewußten Kampfe zusammenrafft.

Von ihrem Lager aus sah sie die Eltern, die Mutter ganz in ihrer Nähe, den Vater im Arbeitszimmer, dessen Thür offen stand. Mama Delobelle lag schlafend im Sessel; sie hatte endlich der übermäßigen Ermüdung nachgegeben, und alle Narben und Säbelhiebe, mit denen Alter und Leiden das Antlitz bedecken, wurden jetzt, in dem Sichgehenlassen des Schlafes, mit herzzerreißender Deutlichkeit in zahllosen Falten und Fältchen sichtbar. Tagsüber drücken Arbeit und Willensanstrengung den Zügen gleichsam eine Maske auf, aber die Nacht gibt ihnen den wahren Ausdruck zurück. So waren denn auch in diesem Augenblick die tiefen Runzeln der tapferen Frau, ihre geröteten Lider, ihr dünn gewordenes, an den Schläfen ergrautes Haar, ihre in Arbeitsanstrengung krampfhaft gekrümmten Finger deutlich zu sehen ... und Désirée sah es. Wie sehnte sie sich, stark genug zu sein,

um aufzustehen und diese schöne ruhige Stirn zu küssen, die von ihren Runzeln durchfurcht, aber nicht entstellt wurde.

Wie im Gegensatz dazu zeigte sich der große Delobelle den Augen seiner Tochter in einer seiner Lieblingsstellungen. Durch die halbgeöffnete Thür sah sie ihn in Dreiviertelswendung vor dem weißgedeckten Tische sitzen, wo er sein Abendessen verzehrte und dabei eine Broschüre durchflog, die er an die Wasserflasche gelehnt hatte. Der große Mann war erst vor kurzem nach Haus gekommen — wahrscheinlich hatte das Geräusch seiner Schritte die Kranke geweckt — und noch ganz erfrischt von seinem Gange und dem Eindruck einer schönen Vorstellung soupierte er allein, ernst und feierlich, die Serviette unter dem Kinn; sein Haar war leicht gebrannt, und er hatte sich in seinen neuen Rock fest eingeknöpft.

Zum erstenmal im Leben kam Désirée der Unterschied zwischen ihrer abgehärmten, in ihren alten, verschlissenen Kleidern noch hagerer und elender aussehenden Mutter und ihrem glücklichen, wohlgenährten, müßigen, sorglosen Vater zum Bewußtsein. Mit einem Blick begriff sie die Verschiedenheit dieser beiden Naturen. Der enge Kreis der Gewohnheit, in welchem der Kinder Augen in falschem Lichte sehen lernen, war plötzlich für sie zerstoben und sie beurteilte ihre Eltern von einem andern, ferneren Standpunkt aus. Dies Hellsehen der letzten Stunde war eine neue Qual; was sollte aus den beiden werden, wenn sie nicht mehr da war? Entweder mußte sich ihre Mutter überarbeiten und der Anstrengung erliegen, oder sie wurde arbeitsunfähig, während ihr selbstsüchtiger Gefährte, in Künstlerehrgeiz befangen, sie beide tiefer und tiefer in Armut versinken ließ, den dunkeln Abgrund, dessen Schlund immer breiter wird, je länger man hinabsteigt.

Und doch — das hatte er mehr als einmal bewiesen — war er kein böser Mann. Er wurde nur von einer Verblendung beherrscht, die bisher durch nichts zu zerstören gewesen war. Wenn sie nun vor dem Scheiden — ein

gewisses Etwas sagte ihr, daß dies bald kommen würde — wenn sie nun vor dem Scheiden die Binde abrisse, die er absichtlich und gewaltsam auf seinen Augen festhielt?

Nur eine leichte, liebevolle Hand wie die ihrige durfte wagen, diesen Versuch zu machen. Nur Désirée hatte das Recht, den Vater zu ermahnen: „Verdiene dir dein täglich Brot ... entsage der Bühne ...“

Da die Zeit drängte, nahm Désirée Delobelle allen ihren Mut zusammen.

„Papa ... Papa!“ rief sie leise.

Auf den ersten Anruf seiner Tochter eilte der große Mann herbei. Im Ambigutheater hatte an jenem Abend eine erste Vorstellung stattgefunden, aus welcher er entzückt, begeistert nach Hause gekommen war. Die strahlenden Kronleuchter, der Beifall, die Gespräche in den Gängen, alle die aufregenden Eindrücke, die seiner Thorheit immer neue Nahrung zuführten, hatten ihn mehr als je in seiner Verblendung bestärkt.

Hoch aufgerichtet, mit heiterem Gesicht, die Lampe in der Hand und eine Kamelie im Knopfloch, trat er in das Krankenzimmer.

„Guten Abend, Zizi! ... schläfst du denn nicht?“

Seine Worte hatten einen fröhlichen Klang, der in dieser traurigen Umgebung seltsam wirkte.

Désirée winkte ihm schweigend zu, indem sie auf die schlafende Mutter deutete: „Bitte, stelle deine Lampe hin, ich habe mit dir zu sprechen.“

Der Ton ihrer tiefbewegten Stimme überraschte ihn und ebenso das Aussehen ihrer Augen, die weitgeöffnet, mit durchdringendem Blick zu ihm aufschauten.

Mit einer gewissen Befangenheit, seine Kamelie in der Hand, um sie der Tochter zu überreichen, und einem Knarren seiner neuen Stiefel, das er sehr vornehm fand, trat er heran. Seine Haltung hatte etwas Verlegenes, vielleicht infolge des Gegensatzes zwischen dem hellerleuchteten, geräuschvollen Theater, das er eben verlassen hatte, und der

engen Krankenstube, wo die gedämpften Töne, das verdunkelte Licht von einer Fieberatmosphäre umhüllt schienen.

„Was hast du denn, Lämmchen? ... fühlst du dich kränker als sonst?“

Eine Bewegung des kleinen, blassen Köpfchens antwortete, daß sie sich in der That kränker fühle und daß er nahe, ganz nahe herankommen müsse, um sie verstehen zu können. Und dann, als er sich über ihr Kopfkissen beugte, legte sie die brennende Hand auf den Arm des großen Mannes und flüsterte ihm leise ins Ohr, daß es ihr schlecht, sehr schlecht gehe und daß sie von ihrem baldigen Ende überzeugt sei.

„Dann, lieber Vater, bleibst du mit der Mutter allein zurück ... zittere doch nicht so ... du wußtest ja, daß es so kommen würde, sehr bald so kommen würde ... vorher möchte ich dir aber sagen ... möchte dich darauf aufmerksam machen, daß ich fürchte, Mama wird, wenn ich nicht mehr bin, außer stande sein, das Hauswesen zu erhalten. Sieh nur, wie blaß und angegriffen sie ist.“

Der Schauspieler betrachtete seine „Heilige“ und schien aufs höchste überrascht, sie so elend zu finden. Aber er tröstete sich mit der egoistischen Bemerkung: „Sie ist nie besonders kräftig gewesen.“

Diese Worte und vor allem der Ton, in dem sie gesprochen wurden, empörten Désirée und bestärkten sie in ihrem Vorhaben. Ohne Mitleid für die Illusionen des Schauspielers fuhr sie fort: „Was wollt ihr beide anfangen, wenn ich nicht mehr bin? ... Ich weiß, daß du allerlei schöne Hoffnungen hast, aber sie wollen gar nicht in Erfüllung gehen. Die Glücksfälle, die du schon so lange erwartest, können auch jetzt noch ausbleiben ... was willst du inzwischen beginnen? ... Glaube mir, lieber Vater, ich will dir nicht weh thun, aber es scheint mir, daß in deinem Alter, klug wie du bist ... daß es, meine ich, ein Leichtes sein würde ... Herr Risler senior, davon bin ich überzeugt, wäre gern bereit ...“

Sie sprach langsam, mit Anstrengung, suchte die Worte und unterbrach ihre Sätze durch Pausen, in denen sie auf eine Bewegung, einen Ausruf ihres Vaters wartete. Aber der Schauspieler begriff nicht, was sie wollte. Mit seinen großen, runden Augen sah er sie an, hörte, was sie ihm sagte, hatte das unklare Bewußtsein, daß sich in dieser reinen, unerbittlichen Kinderseele eine Anklage gegen ihn erhob, wußte jedoch nicht, was es sein könnte.

„Ich glaube, du thätest wohl“, fing Désirée schüchtern wieder an, „du thätest wohl zu verzichten . . .“

„Was? . . . Wie? . . .“

Sie verstummte, als sie den Eindruck ihrer Worte sah. Das bewegliche Gesicht des alten Komödianten hatte sich mit dem Ausdruck tiefer Verzweiflung geradezu verzerrt, und Thränen, echte Thränen, die er nicht einmal, wie es auf der Bühne hergebracht ist, mit der Hand zu verbergen suchte, traten — ohne herabzufließen — in seine Augen, so groß war die Angst, die ihm die Kehle zusammenschnürte. Der Unglückliche begann zu verstehen. . . . Von den beiden, deren Bewunderung ihm treu geblieben war, wandte sich die eine von ihm ab . . . seine Tochter glaubte nicht mehr an ihn! Es war nicht möglich . . . er mußte falsch gehört, falsch verstanden haben. Was war es, worauf er verzichten sollte? was? . . . was? Aber der stummen Bitte seines um Gnade flehenden Blickes gegenüber hatte Désirée nicht den Mut zu vollenden. Ueberdies war die Lebenskraft des armen Kindes erschöpft.

Zwei oder dreimal flüsterte sie noch „Zu verzichten . . . zu verzichten . . .“ dann sank ihr Köpfchen auf das Kissen zurück und sie starb, ohne ihm offenbart zu haben, in welcher Weise er verzichten sollte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die gewisse Delobelle ist tot, Herr Polizeikommissär! Ich sagte Ihnen ja, daß sie es nicht wieder thun würde. Diesmal hat ihr der Tod Mühe und Weg erspart . . . er ist selbst gekommen, sie abzuholen, und nun — ungläubiger

Mann — bürgen Ihnen vier fest vernagelte Tannenbretter für das Versprechen des Kindes. Sie hatte ihr Wort darauf gegeben, es nicht wieder zu thun — das wird sie halten.

Die kleine Lahme ist tot! Das ganze Stadtviertel des Francs-Bourgeois gerät über diese Nachricht in Bewegung. Nicht als ob Désirée allgemein bekannt und beliebt gewesen wäre; sie ging ja nicht aus, und selten nur war das blasse Gesicht der kleinen Klausnerin mit den dunkel umränderten, von unermüdlicher Arbeit zeugenden Augen am Fenster zu sehen gewesen. Aber wenn die Tochter des berühmten Delobelle begraben wurde, mußten viele Schauspieler zusammenkommen und Paris schwärmt für diese Menschenklasse; es ist ihm eine Wonne, die Götzen des Abends im hellen Tageslicht auf der Straße zu sehen, ihr wahres Antlitz, befreit vom trügerischen Zauberschein der Bühne, kennen zu lernen. Darum war, als am Begräbnismorgen mit lauten Hammerschlägen weiße Trauerdraperieen an der Thür des Sterbehauses angenagelt wurden, das Trottoir der Rue de Braque mit Neugierigen voll gedrängt.

Die Schauspieler, diese Gerechtigkeit muß man ihnen widerfahren lassen, sind gut gegeneinander. Wenigstens veranlaßt sie ein kameradschaftliches Band und Herkommen, sich bei jeder öffentlichen Kundgebung ihrer Standeszusammengehörigkeit, Bällen, Konzerten, Gastmählern und Begräbnissen zu beteiligen.

Obwohl der große Delobelle der Bühne längst nicht mehr angehörte, und sein Name schon über fünfzehn Jahre lang aus den Theaterberichten verschwunden war, genügte die kurze Notiz einer untergeordneten Theaterzeitung: „Herr Delobelle, früher erster Heldenspieler an den Theatern von Metz und Alençon, hat das Unglück gehabt u. s. w. Das Begräbnis findet statt u. s. w.“, um die Schauspieler von allen Enden der Stadt und der Vorstädte in Scharen herbeizurufen.

Groß oder klein, unbekannt oder berühmt — sie waren alle da! Diejenigen, welche mit Delobelle in der Provinz gespielt, sowie die, welche ihm nur in den Theatercafés be-

gegnet waren; er gehörte für sie zu den immer wieder auftauchenden Gesichtern, die sie mit keinem bestimmten Namen in Verbindung zu bringen wußten, und sie zählten ihn einfach dem Kreise zu, in dem er sich bewegte. Selbst durchreisende Schauspieler und solche, die aus der Provinz gekommen waren, um in Paris einen Direktor, ein Engagement zu suchen, hatten sich eingestellt.

Und alle diese Unbekannten und Berühmten, Pariser und Provinzialen, waren von dem Wunsche beseelt, in den Zeitungsberichten über das Begräbnis genannt zu werden. Diesen von Eitelkeit erfüllten Wesen ist jede Art öffentlicher Erwähnung hochwillkommen, und so groß ist ihre Besorgnis, bei dem Publikum in Vergessenheit zu geraten, daß, wenn sie sich nicht zeigen können, das Verlangen in ihnen erwacht, wenigstens besprochen zu werden, und daß sie alles aufbieten, um nicht aus der rasch wechselnden Reihe der Pariser Tagesberühmtheiten zu verschwinden.

Von neun Uhr an wartete die ganze, kleinbürgerliche Bevölkerung des Marais — der in Wahrheit eine klatschsüchtige Provinzialstadt ist — an den Fenstern, den Thüren, auf der Straße — auf das Erscheinen der Komödianten. Arbeiter spähten durch die staubigen Scheiben der Werkstätten, Pfahlbürger durch zugezogene Gardinen, Köchinnen warteten mit dem Marktkorbe am Arm, Lehrjungen mit Paketen auf dem Kopfe.

Endlich kamen sie; zu Fuß oder zu Wagen, einzeln oder truppweise. Man erkannte sie an ihren glattrasierten Gesichtern mit dem bläulichen Schimmer an Kinn und Wangen, an ihrem unnatürlichen Mienenspiel, das bald zu pathetisch, bald erzwungen einfach war, an ihren konventionellen Gebärden und vor allem an dem übertriebenen Ausdruck ihrer Empfindung, der ihnen auf der Bühne zur Gewohnheit wird. Es war interessant zu beobachten, auf wie viele verschiedene Arten die wackeren Leute ihre Gefühle bei diesem traurigen Anlaß zum Ausdruck brachten. Jeder

von ihnen betrat den kleinen, dunkeln, gepflasterten Hof des Sterbehauses, als ob er eine Bühne wäre, und jedes Auftreten war, je nach dem Rollenfach des Künstlers, ein andres. Die großen Heldenspieler erschienen mit düsterer Miene und gerunzelten Brauen, wischten mit der Spitze des behandschuhten Fingers eine unaufhaltsame Thräne ab, seufzten, blickten zum Himmel empor und blieben mitten auf der Bühne, das heißt im Hofe stehen und drückten den Hut an die Hüfte, während sie, um ihren Schmerz zu bemeistern, ein leises „sei still, mein Herz, sei still!“ mit dem linken Fuße stampften. Die Komiker dagegen „machten“ in Einfachheit. Sie begrüßten sich mit gutmütig-jämmerlicher Miene, nannten sich gegenseitig „alter Junge“ und tauschten wehmütige Händedrücke aus, indes die zitternden Wangen, die herabgezogenen Augen und Mundwinkel den Ausdruck ihrer Rührung zur Possenhaftigkeit erniedrigten.

Sie alle waren geziert und dennoch aufrichtig.

Sobald sie eingetreten waren, teilten sich die Herren in zwei Gruppen. Die Künstler von Ruf und Ansehen blickten verächtlich auf die unbekannten, ärmlichen Robricarts nieder, deren Neid die Verachtung der Großen mit allerlei hämischen Bemerkungen vergalt. „Haben Sie schon bemerkt, wie der und der gealtert hat? ... wie übel er aussieht? ... er wird es nicht mehr lange machen können.“

Zwischen diesen beiden Gruppen ging der große Delobelle, sorgfältig in Schwarz gekleidet, mit schwarzen Handschuhen, verweinten Augen und zusammengepreßten Lippen hin und wieder und schüttelte bald diesem, bald jenem schweigend die Hand. Dem armen Menschen war das Herz von Thränen schwer, und doch hatte ihn das nicht gehindert, sich für diese Feierlichkeit frisieren und die Haare brennen zu lassen. Eine seltsame Natur! Niemand, der in seiner Seele zu lesen vermochte, hätte sagen können, wo der wirkliche Schmerz sich von der theatralischen Darstellung desselben trennte, so sehr flossen sie ineinander. — Unter den Schau-

spielern zeigten sich aber auch einige unsrer alten Bekannten. Monsieur Chèbe, der wichtiger that als je und mit großem Eifer die beliebtesten Schauspieler umkreiste, während seine Frau oben bei der armen Mutter war. Sidonie hatte nicht kommen können, aber Risler senior war da, fast ebenso betrübt wie der Vater, der gute Risler, der treue Freund bis ans Grab, der alle Kosten der traurigen Feierlichkeit bezahlt hatte. Darum waren die Trauerkutschen so prächtig, die Draperieen der Thür mit Silberfransen besetzt, der Katafalk mit weißen Rosen und Veilchen bestreut. Dies im Kerzenlicht schimmernde Weiß, diese zitternden, mit Weihwasser besprengten Blumen im dunkeln, elenden Hausgange der Rue de Braque waren gleichsam ein Abbild des Geschickes der armen Verstorbenen, die immer nur unter Thränen gelächelt hatte.

Langsam, Schritt für Schritt, bewegte sich der Zug durch die gewundenen Straßen.

Voran ging der leise schluchzende Delobelle, fast ebenso ergriffen über sich selbst, den armen Vater, der sein Kind begraben mußte, als über den Tod der Tochter. Im tiefsten Grunde seines aufrichtigen Schmerzes lag die alte, persönliche Eitelkeit wie ein Stein im Bache, den die vorüberrauschenden Wellen nicht von der Stelle bewegen. Die Pracht des Begräbnisses, der lange, schwarze Zug, der den Straßenverkehr hemmte, die drapierten Trauerkutschen, das Rislersche Coupé, das Sidonie in eitler Prahlerei geschickt hatte, das alles schmeichelte ihm, versetzte ihn inmitten seiner Betrübnis in wohlthuende Aufregung. Endlich konnte er sich nicht mehr beherrschen; er neigte sich Robricart zu, der neben ihm ging: „Hast du es wohl bemerkt?“

„Was denn?“

Und indem sich der unglückliche Vater die Augen trocknete, flüsterte er mit einem gewissen Stolz: „Es sind zwei herrschaftliche Equipagen dabei.“

Arme, gute, einfache kleine Zizi, dies eitle Schaugepränge, dies feierliche Trauergefolge war nicht für dich gemacht!

Gut, daß oben am Fenster der Arbeitsstube Mutter Delobelle hinter den zugezogenen Vorhängen stand. Sie hatte sich nicht daran hindern lassen, ihre Kleine fortfahren zu sehen.

„Gott befohlen . . . Gott befohlen!" flüsterte die Mutter vor sich hin, indem sie unbewußt, halb greisenhaft, halb irrsinnig mit der Hand winkte. Und so leise dies „Gott befohlen!" geflüstert war, Désirée hat es hören müssen.

---

## Neunzehntes Kapitel.

## Das Märchen vom kleinen blauen Manne.

Ihr mögt es halten, wie ihr wollt, was mich betrifft, so glaube ich fest an das kleine blaue Männchen, obwohl ich es nie mit Augen gesehen habe. Ein mir befreundeter Dichter aber, dem ich volles Vertrauen schenke, hat mir oft erzählt, wie er mit dem seltsamen Kobold bekannt geworden ist. Es geschah unter folgenden Umständen.

In einer schwachen Stunde hatte sich mein Freund dazu verleiten lassen, seinem Schneider einen Wechsel auszustellen, hatte sich — wie es phantasievollen Menschen zu geschehen pflegt — durch seine Namensunterschrift von seiner Schuld befreit gefühlt und den Wechsel vollständig vergessen. — Da geschah es, daß plötzlich, mitten in der Nacht, unser Dichter durch ein fremdartiges Geräusch aus dem Schlafe geschreckt wurde. Es kam vom Kamin her, und im ersten Augenblick glaubte mein Freund, daß es durch einen frierenden Sperling, der die Wärme der verglühenden Asche aufsuche, oder durch eine vom Winde bewegte Wetterfahne hervorgebracht werde. Dann aber wurde es deutlicher, so daß er das Klirren eines Geldsackes unterschied, das vom Rasseln einer Kette begleitet war, und gleichzeitig hörte er eine feine Stimme, scharf wie der Pfiff einer fernen Lokomotive und hell wie ein Hahnenschrei, die ihm vom Dache herab zurief: „Verfalltag! Verfalltag!"

„Großer Gott, mein Wechsel!" sagte der arme Junge

zu sich selbst, dem es nun plötzlich einfiel, daß er in acht Tagen seinen Schneider bezahlen müsse, und bis zum Morgengrauen warf er sich hin und her, suchte den Schlaf in allen Ecken seines Bettes, fand aber nichts als den Gedanken an das verruchte Papier mit seiner Namensunterschrift. In der nächsten, der übernächsten und jeder folgenden Nacht wurde er zu derselben Stunde, in derselben Weise geweckt. Immer wieder klirrten die Thaler, rasselten die Ketten, während ihm die feine Stimme höhnisch „Verfalltag, Verfalltag!“ zurief. Das Schrecklichste war, daß dieser Zuruf um so schärfer und boshafter klang, je näher der unheilvolle Tag herankam. Es war, als ob er mit Pfändung und Vorladung drohe.

Unglücklicher Dichter! nicht genug, daß er den ganzen Tag in der Stadt umherlief, um das Geld aufzutreiben, auch die Ruhe seiner Nächte, der stärkende Schlaf wurden ihm durch diese spukhafte Stimme geraubt. Wer war dieser boshafte Geist, der sich's zum Vergnügen machte, ihn zu quälen? Darüber wollte er ins klare kommen. Als es wieder Nacht wurde, ging er nicht zu Bett, verlöschte nur das Licht, öffnete das Fenster und wartete.

Daß mein Freund, in seiner Eigenschaft als lyrischer Dichter, sehr hoch, geradezu unter dem Dache wohnte, braucht nicht erst gesagt zu werden. Stundenlang sah er nichts, als das malerische Bild zusammengedrängter, gegeneinander geneigter Dächer, die nach allen Richtungen von Straßen, wie von tiefen Abgründen durchschnitten wurden, während ihnen zahllose Schornsteine und vielgestaltige, vom Monde beschienene Giebel ein wunderliches Ansehen gaben. Ueber dem dunkeln, schlafenden Paris bildeten sie gleichsam eine zweite, luftige Stadt, die zwischen der finsteren, öden Tiefe und dem blendenden Mondlicht zu schweben schien.

Mein Freund wartete — wartete lange. Endlich, zwischen zwei und drei Uhr morgens, als sich die ins Dunkel der Nacht aufragenden Türme einmal wieder den Verlauf der Stunden zugerufen hatten, lief in seiner Nähe ein leichter

Fuß über Ziegel und Schieferplatten und eine scharfe, dünne Stimme rief das widerwärtige: „Verfalltag, Verfalltag!“ in den Schornstein seines Kamines. Rasch beugte sich der Dichter aus dem Fenster und erblickte den abscheulichen kleinen Kobold, den Quälgeist der Menschen, der auch ihn seit acht Tagen um den Schlaf betrogen hatte. Wie groß er war, wußte mein Freund nicht genau zu sagen; das Mondlicht spielt uns allerlei Streiche, indem es alle Körper und ihre Schatten gespenstisch ausdehnt; aber er sah, daß dies seltsame Teufelchen den Anzug eines Pariser Börsendieners trug: einen blauen Rock mit silbernen Knöpfen und Tressen an den Aermeln, dazu einen Claquehut und unter dem Arme eine lederne Mappe, die beinahe so groß war wie er selbst. Der Schlüssel dazu hing an einer langen Kette, die bei jedem Schritt des Kleinen ebenso wahnsinnig rasselte, wie der Geldsack, den er in der andern Hand hielt und unablässig schüttelte. So hat mein Freund das kleine blaue Männchen gesehen, während es in einem Streiflicht des Mondes vorüberhuschte, denn es schien sehr eilig zu sein, sehr viel zu thun zu haben, sprang mit einem Satz über die Straßen und lief auf dem Dachfirst von einem Schornstein zum andern.

Er hat eine große Kundschaft, der verwünschte kleine Kerl. Es gibt so viele Kaufleute in Paris, so viele, die des Ultimo gedenken müssen, so viele Unglückliche die einen Wechsel unterschrieben, oder ihr „acceptiert“ querüber geschrieben haben. Allen diesen Leuten schrie der kleine blaue Mann im Vorüberlaufen seinen Warnungsruf zu. Er ließ ihn über Fabriken erschallen, die jetzt stumm und dunkel waren; über den prächtigen, von stillen Gärten umgebenen Wohnhäusern reicher Börsenmänner; über Häusern von fünf und sechs Stockwerken, über den ungleichen, verschobenen, winkeligen Dächern der Armenviertel.

„Verfalltag! Verfalltag!“ Von einem Ende der Stadt bis zum andern klang die helle, durchdringende, mitleidslose Stimme durch die kristallene Luft der kalten Mondnacht;

überall, wo der Kleine vorüberkam, verscheuchte sie den Schlaf, weckte die Sorge, bedrückte die Gedanken, die müden Augen und ließ in zahllosen Pariser Häusern, in allen ihren Stockwerken dumpfes Unbehagen, fröstelnde Schlaflosigkeit zurück.

Mögt ihr von diesem Märchen halten was ihr wollt, jedenfalls kann ich euch — um den Bericht meines Freundes zu bekräftigen — die Versicherung geben, daß Sigismund Planus, der alte Kassierer des Hauses Fromont junior und Risler senior einmal mitten in der Nacht — es war gegen Ende Januar — in seinem Häuschen zu Montrouge, durch dieselbe boshafte Stimme, dasselbe Kettengerassel aufgeschreckt wurde und denselben widerwärtigen Zuruf: „Verfalltag, Verfalltag!“ zu hören bekam.

„Es ist ja wahr!“ dachte der wackere Mann, indem er sich im Bette aufrichtete; „übermorgen ist Ultimo, und ich bin im stande zu schlafen!“

Es handelte sich in der That um eine bedeutende Summe. Auf zwei Tratten mußten hunderttausend Franken gezahlt werden und das in einem Augenblicke, in dem die Kasse des Hauses Fromont, zum erstenmal seit dreißig Jahren, völlig leer war. Was sollte geschehen? Vergeblich hatte Sigismund wiederholt den Versuch gemacht, mit Fromont junior darüber zu sprechen. Der junge Mann schien die schwere Verantwortlichkeit der Geschäfte zu fliehen; in fieberhafter Hast durchschritt er die Comptoire, ohne zu sehen und zu hören, und auf die ängstlichen Fragen des Kassierers antwortete er, indem er an seinem feinen Schnurrbart kaute: „Gut, gut, lieber Planus! Sorgen Sie nicht . . . ich werde Rat schaffen.“ Dabei sah er jedoch aus, als ob er mit ganz andern Dingen beschäftigt und in Gedanken tausend Meilen weit wäre. In der Fabrik, wo sein Verhältnis mit Madame Risler allgemein bekannt war, ging das Gerücht, Sidonie betrüge ihn und mache ihn sehr unglücklich, und in der That beschäftigten ihn die Thorheiten seiner Geliebten viel mehr, als die Sorgen seines Kassierers. Risler aber ließ

sich gar nicht sehen; er brachte seine Tage in einer Bodenkammer zu, wo er die geheimnisvolle Anfertigung seiner Druckmaschine überwachte, die niemals fertig wurde.

Durch diese Gleichgültigkeit der Prinzipale und diesen gänzlichen Mangel an Aufsicht, war in der Fabrik nach und nach alles in Unordnung geraten. Arbeiter und Commis gönnten sich Zeit, kamen spät und gingen früh wieder fort, ohne sich an die alte Glocke zu kehren, welche — nachdem sie so lange zur Arbeit geläutet hatte, jetzt zur Sturmglocke geworden schien, die den Verfall einläutete. Es wurden zwar noch immer Geschäfte gemacht, denn ein angesehenes Handlungshaus geht scheinbar eine ganze Weile im alten Geleise fort. Aber welche Unordnung, welche Verwirrung lagen unter dieser scheinbaren Wohlfahrt verborgen.

Sigismund wußte das besser als irgend jemand, und darum hatte ihn der Warnungsruf des blauen Männchens so ungestüm aus dem Schlafe geschreckt. Er zündete sein Licht an, als ob ihm das helfen könnte, aus den trüben, quälenden Gedanken, die sich in seinen Kopf drängten und verwirrten, zur Klarheit zu gelangen, saß aufrecht im Bett und grübelte. Wie sollten diese hunderttausend Franken herbeigeschafft werden? — Selbstverständlich betrugen die Außenstände der Firma mehr als diese Summe. Eine Anzahl alter Rechnungen lag unbezahlt bei den Kunden; die Prochassons und andre schuldeten einen Rest; aber welche Demütigung, diese Posten plötzlich einzuziehen! Im Großhandel ist das nicht üblich . . . nur ein Krämer darf dergleichen thun. Und doch war es immerhin besser als ein Protest. Oh! wenn er sich's vorstellte, wie der Bankbote mit zuversichtlicher Miene ankam, an den Schalter trat, die Wechsel auf den Zahltisch legte und er — Sigismund Planus — dem Manne sagen mußte: „Nehmen Sie die Tratten wieder mit, ich habe kein Geld, sie einzulösen.“

Nein, nein, das war nicht möglich! Jede andre Demütigung war dieser vorzuziehen.

„Es bleibt nichts andres übrig ... morgen muß ich die Runde machen,“ seufzte der arme Kassierer.

Und während er sich in seinen Sorgen umherwarf und kein Auge schließen konnte, setzte das blaue Männchen seine Wanderung fort und schüttelte Geldsack und Kette auch über einer Dachstube des Boulevard Beaumarchais, die nach Désirées Tode der berühmte Delobelle mit seiner Frau bezogen hatte.

„Verfalltag, Verfalltag!“

Ach! die kleine Lahme hatte sich in ihren Ahnungen nicht geirrt. Nachdem sie geschieden war, hatte Mama Delobelle nicht lange mehr in „Vögeln und Käfern“ arbeiten können. Ihre Augen wurden durch das viele Weinen vollends zu Grunde gerichtet, und ihre alten Hände zitterten zu sehr, um den Kolibris die rechte Frische wiederzugeben; so sehr sie sich abmühte, die kleinen Geschöpfe behielten ein elendes, jämmerliches Ansehen. — Als sie auf diese Beschäftigung verzichten mußte, begann die gute Frau zu nähen, besserte Spitzen und Stickereien aus und sank nach und nach zur gewöhnlichen Arbeiterin herab. Ihr Verdienst, der immer kleiner wurde, genügte jedoch kaum, um die unentbehrlichsten Ausgaben für den Haushalt zu bestreiten, und Delobelle, den seine traurige Stellung als Schauspieler in partibus zu unaufhörlichen Ausgaben veranlaßte, sah sich genötigt, Schulden zu machen. Er war seinem Schneider, seinem Schuhmacher, seinem Wäschelieferanten schuldig; was ihn aber am meisten quälte, waren die ausgezeichneten Déjeuners, die er zur Zeit seiner Schauspieldirektion auf dem Boulevard zu sich genommen hatte.

Die Rechnung darüber belief sich auf zweihundertundfünfzig Franken, welche Ende Januar zu zahlen waren; auf längere Stundung durfte er nicht hoffen, und so ging ihm bei dem Warnungsruf des blauen Männchens ein Schauder der Angst durch alle Glieder ...

Nur ein Tag noch bis zur Zahlung! nur ein Tag noch, um diese zweihundertundfünfzig Franken aufzutreiben! Gelang

es ihm nicht, sie herbeizuschaffen, so kam alles, was sie besaßen, unter den Hammer. Ihre dürftigen Möbel — immer dieselben, seit sie ihren Hausstand begründet hatten — die ihnen aber, so unbequem und unzulänglich sie waren, durch tausend, selbst mit ihren Schäden verknüpfte Erinnerungen, lieb und wert geworden; der lange Arbeitstisch, der den Vögeln und Käfern gedient und an dessen Ecke Delobelle seit zwanzig Jahren sein Abendbrot verzehrt hatte; Zizis großer Lehnstuhl, den die Eltern nie ohne Thränen ansehen konnten, weil er etwas von der Geliebten, ihren Bewegungen, ihrer Haltung, wenn sie sich träumend und arbeitend darin zurückgelehnt, festgehalten zu haben schien — alles wurde verkauft. Es war sicherlich der Tod der armen Mutter, wenn sie alle diese teueren Andenken verschwinden sah.

Bei diesem Gedanken warf sich der unglückliche Komödiant, dessen dickhäutiger Egoismus ihn doch nicht immer vor Gewissensbissen zu schützen vermochte, in seinem Bette hin und her, seufzte tief und hatte dabei unablässig das bleiche Gesichtchen seiner Désirée vor Augen und den flehenden Blick, den sie im Sterben auf ihn gerichtet, während sie ihn bat: „zu verzichten ... zu verzichten!“ — Was war es denn, worauf er verzichten sollte? ... Sie war gestorben, ohne das aussprechen zu können, aber Delobelle ahnte, was sie gemeint hatte, und in seine bisher so unerschütterliche Zuversicht hatte sich ein gewisser Zweifel, eine gewisse Unruhe eingedrängt, die sich in dieser schrecklichen Nacht mit seinen Geldsorgen vereinigten, ihn auf das grausamste zu quälen.

„Verfalltag, Verfalltag!“

Diesmal rief der kleine blaue Mann seine unheildrohende Mahnung in den Kamin des kleinen Herrn Chèbe.

Herr Chèbe hatte sich nämlich seit einiger Zeit in bedeutende Geschäfte eingelassen, Geschäfte die er „stehenden Fußes“ betrieb und die außerordentlich unbestimmter Natur waren, aber sehr viel Geld verschlangen. Zu wiederholtenmalen hatten sich Sidonie und Risler genötigt gesehen, die Schulden des

Vaters zu bezahlen, hatten das jedesmal unter der ausdrücklichen Bedingung gethan, daß er sich ferner ruhig verhalte und keine weiteren Geschäfte mache. Aber diese kleinen Schiffbrüche waren ihm unentbehrlich, erhielten ihm Frische und Lebensmut. Wenn Monsieur Chèbe kein Geld hatte, gab er seine Unterschrift, mit welcher er überhaupt einen beklagenswerten Mißbrauch trieb, indem er jederzeit auf den Gewinn des Unternehmens rechnete, um seinen Verpflichtungen nachzukommen. Das Schlimme war nur, daß sich dieser Gewinn niemals einstellte, während die unterschriebenen Wechsel, nachdem sie monatelang ganz Paris durchwandert hatten, mit verzweifelter Pünktlichkeit, geschwärzt von zahllosen, unterwegs gesammelten Hieroglyphen zu Monsieur Chèbe zurückkamen.

Die Summe, die er Ende Januar zu zahlen hatte, war besonders groß, und als er das blaue Männchen vorüberkommen hörte, fiel ihm plötzlich ein, daß er nicht einen Sou besaß, um seinen Verbindlichkeiten gerecht zu werden. Es war zum Rasendwerden! ... Er mußte sich abermals vor diesem Risler demütigen, sich der Gefahr einer Zurückweisung aussetzen, gestehen, daß er sein Wort gebrochen habe. Die Angst des armen Teufels, während er diese Möglichkeiten überdachte, wurde noch verstärkt durch das nächtliche Dunkel, das dem Auge keine Beschäftigung, dem Geist keine Zerstreuung bietet, während der liegende Zustand des Körpers, der diesem völlige Ruhe zu teil werden läßt, die Seele um so widerstandsloser allen Schrecken und Sorgen preisgibt. Wieder und wieder zündete Monsieur Chèbe seine Lampe an, nahm seine Zeitung zur Hand und versuchte — wenn auch vergeblich — sie zu lesen, zum großen Mißvergnügen seiner guten Frau, die sich, um nicht den Lichtschein zu sehen, leise stöhnend der Wand zukehrte.

Inzwischen war das teuflische blaue Männchen, voll Freude an der eignen Bosheit, hohnlachend weitergeeilt, um Geldsack und Kette anderswo klirren zu lassen. Jetzt befand

es sich in der Rue des Vieilles Haudriettes, über einem großen Fabrikgebäude, dessen Fenster bis auf ein einziges hinten im Garten, finster waren.

Trotz der späten Nachtstunde war Georges Fromont noch nicht zu Bett gegangen. Er saß am Kamin, hatte den Kopf in die Hände gelegt und befand sich in jenem Zustande tiefer, starrer Versunkenheit, der rettungslosem Unglück eigen ist. Er dachte an Sidonie, die abscheuliche Sidonie, welche zu dieser Stunde in der oberen Etage ruhig schlief, während er um ihretwillen in Gefahr kam, den Verstand zu verlieren. Sie war ihm untreu — das konnte er nicht länger bezweifeln — war ihm untreu um des toulousischen Tenoristen willen, jenes Cazabon, genannt Cazaboni, den Madame Dobson bei ihr eingeführt hatte. Wiederholt hatte Georges flehentlich gebeten, Sidonie möge diesen Menschen nicht mehr empfangen, aber sie beachtete das nicht im mindesten und hatte noch heute, als sie von dem Balle gesprochen, den sie nächstens geben wollte, mit aller Entschiedenheit erklärt, daß sie sich nicht daran hindern lassen werde, ihren Tenoristen einzuladen.

„Er ist also dein Geliebter!“ hatte Georges zornig ausgerufen und ihr dabei fest in die Augen gesehen.

Sie hatte nicht nein gesagt, nicht einmal den Blick abgewendet, ihm aber ganz ruhig, mit ihrem boshaftfeinen Lächeln die Erklärung gegeben, daß sie keinem Menschen das Recht zugestehe, ihr Thun und Lassen zu beurteilen oder gar einzuengen; daß sie frei sei und bleiben wolle und sich weder durch ihn, noch durch Risler tyrannisieren lassen werde. Eine volle Stunde hatten sie so mit zugezogenen Vorhängen nebeneinander im Wagen gesessen, sich gestritten, beschimpft, beinahe geschlagen.

Und diesem Weibe hatte er alles aufgeopfert, sein Vermögen, seine Ehre, selbst die reizende Claire, die mit ihrem Kindchen in der Nebenstube schlief — ein volles Lebensglück, nach dem er nur die Hand auszustrecken brauchte, das er aber um dieser Elenden willen verschmähte! ... Und nun hatte sie ihm gestanden, daß sie ihn nicht mehr liebe, sondern

einen andern ... und er, der Erbärmliche sehnte sich doch nach ihr! ... welchen Zaubertrank hatte sie ihm denn eingeflößt?

Von tiefer Empörung durchglüht, hatte sich Georges Fromont seinem Sessel entrissen, ging mit fieberhafter Hast im Zimmer auf und nieder, und seine Schritte ertönten in der Stille des Hauses wie die der verkörperten Schlaflosigkeit. Sie schlief da oben ... schlief mit dem Vorrecht ihrer herz- und gewissenlosen Natur ... oder dachte sie vielleicht an ihren Cazaboni?

Als ihm dies durch den Sinn ging, erfaßte ihn ein wahnsinniges Verlangen, die Treppe hinaufzugehen, Risler zu wecken, ihm alles zu sagen und sich mit Sidonie ins Verderben zu stürzen. Der betrogene Gatte war auch gar zu einfältig! warum beaufsichtigte er sie nicht besser? War sie doch hübsch und schlecht genug, um jede Vorsichtsmaßregel zu rechtfertigen.

Und während er sich mit diesen ebenso peinlichen als unfruchtbaren Grübeleien quälte, ertönte plötzlich durch das Windgeräusch der Warnungsruf des blauen Männchens: „Verfalltag! ... Verfalltag!“

Der Unglückliche! in seiner Wut hatte er nicht mehr daran gedacht, und doch sah er diesem schrecklichen letzten Januar schon lange sorgenvoll entgegen. Wie oft hatte er, in der Zwischenzeit von einem Stelldichein zum andern, wenn sein Geist, auf Augenblicke von Sidonie losgelöst, sich dem Geschäfte zuwendete, schon zu sich selbst gesagt: „an dem Tage bricht alles zusammen!“ Aber wie alle, die im Wahnsinn eines Rausches dahinleben, hatte er sich feige eingeredet, daß es zu spät sei, um noch irgend etwas gut zu machen, und immer schneller und eifriger eilte er auf dem Wege des Verderbens dahin, um zu vergessen, um sich zu betäuben.

Jetzt aber gelang ihm das nicht mehr. Mit unerbittlicher Deutlichkeit, im vollen Umfange stand ihm sein Unglück vor Augen, und das Antlitz des alten Planus stieg vor ihm auf, ernst und streng, wie aus Holz geschnitten,

ohne jeden mildernden Ausdruck, und die hellen Augen des deutschen Schweizers, die ihn seit einiger Zeit mit so durchdringendem Blick verfolgten, sahen ihn an.

Nein, nein, er hatte sie nicht, die notwendigen hunderttausend Franken und wußte nicht, wie er sie herbeischaffen sollte. Um den verschwenderischen Launen seiner Geliebten genügen zu können, hatte er seit einem halben Jahre viel und hoch gespielt und bedeutende Summen verloren. Dazu kam noch der Bankerott eines Bankiers, eine jammervolle Inventur . . . er hatte nichts mehr als die Fabrik . . . aber in welchem Zustande.

Wohin sollte er sich wenden? was sollte er beginnen?

Bisher waren ihm seine Verhältnisse wie ein Chaos erschienen, wie ein Wirbelsturm, in dem er nichts deutlich zu erkennen vermochte, dessen Dunkelheit ihm aber noch eine Hoffnung ließ; in diesem Augenblick zeigte sich ihm jedoch alles in erschreckender Klarheit: leere Kassen, geschlossene Thüren, Proteste, Bankerott, das nur sah er, wohin er sich auch wenden mochte, und zu alledem kam noch Sidoniens Verrat. Der Unglückliche, der nicht wußte, woran er sich in diesem allgemeinen Schiffbruch klammern sollte, brach plötzlich in einen Angstschrei, ein Aufschluchzen aus, als ob er eine Vorsehung zu Hilfe rufen wolle.

„Georges, Georges, ich bin es . . . was fehlt dir?“

Seine Frau stand vor ihm — seine Frau, die ihn jetzt allnächtlich erwartete und seiner Rückkehr aus dem Klub, wo er ihrer Meinung nach seine Abende zubrachte, angstvoll entgegenharrte. Claire, die ihren Gatten von Tag zu Tag düsterer werden sah, war der Meinung, daß er schwere Geldsorgen haben müsse, wahrscheinlich infolge großer Spielverluste. Daß er spielte, hatte sie erfahren, und obwohl er sie vernachlässigte, sorgte sie sich um ihn, wünschte seine Vertraute zu sein und Gelegenheit zu finden, sich liebevoll und großmütig zu beweisen. In dieser Nacht hatte sie ihn sehr spät noch in seinem Zimmer auf und ab schreiten hören, und da

ihre Kleine heftig hustete und unaufhörlicher Pflege bedurfte, hatte sie ihre Sorge zwischen den Leiden des Kindes und denen des Gatten geteilt. In schmerzlicher Erregung lauschte sie auf jedes Geräusch. Es war eine der kummervollen, liebereichen Nachtwachen, in denen das Weib alles aufbietet, was es an Mut besitzt, um seinen vielseitigen Pflichten zu genügen. Endlich war die Kleine eingeschlafen, und als Claire den Gatten weinen hörte, war sie herbeigeeilt.

Als er sie dastehen sah, so teilnehmend, so bewegt, so schön, kam ein tiefes Gefühl der Reue über ihn. Ja, sie war seine Gefährtin, seine Freundin ... wie hatte er sie verlassen können? Er legte den Kopf an ihre Schulter und weinte lange, lange, ohne Worte zu finden, und es war gut, daß er nicht zu sprechen vermochte, denn er hätte ihr alles gestanden — alles. Der Unglückliche fühlte das Bedürfnis, sich auszusprechen, das unwiderstehliche Verlangen, sich anzuklagen, um Verzeihung zu bitten, die erdrückende Last, die auf seinem Gewissen lag, zu erleichtern.

Claire ersparte ihm jedes Geständnis.

„Du hast gespielt, nicht wahr? ... Hast verloren ... viel verloren?"

Er nickte bejahend, und als er endlich zu sprechen vermochte, sagte er ihr, daß er schon übermorgen hunderttausend Franken zu zahlen habe und nicht wisse, wie er sie sich verschaffen solle.

Sie machte ihm keinen Vorwurf, denn sie war eine der Frauen, welche dem Unheil gegenüber nur auf Abhilfe bedacht sind. Im Innersten ihres Herzens segnete sie sogar das Mißgeschick, das ihn wieder zu ihr führte und nach der langen Trennung zwischen ihnen beiden zu einem neuen Bande werden konnte. Einen Augenblick versank sie in Nachdenken, dann sagte sie mit einer Anstrengung, die bewies, wie schwer ihr der Entschluß geworden war: „Noch ist nichts verloren ... ich werde morgen nach Savigny gehen, das Geld vom Großvater zu erbitten."

Er hätte nie gewagt, sie dazu aufzufordern, hätte wohl kaum an dies Auskunftsmittel gedacht. Sie war so stolz und der alte Gardinois so hartherzig! Jedenfalls brachte sie mit diesem Schritt ihrem Gatten ein großes Opfer, gab ihm einen großen Beweis ihrer Liebe. Es wurde ihm plötzlich warm ums Herz, und das Frohgefühl überstandener Gefahr kam über ihn. Claire erschien ihm wie ein überirdisches Wesen, das die Gabe besaß, Frieden und Freude zu spenden, wie jene andre Wahnsinn und Verderben über ihn brachte. — Gern hätte er die Kniee gebeugt vor diesem schönen Antlitz, das von dem herrlichen, schwarzen, für die Nacht zusammengewundenen Haar wie von einem bläulichen Heiligenschein umrahmt wurde, und dessen regelmäßig-strenge Züge ein Ausdruck holder Zärtlichkeit mildernd überstrahlte.

„Claire, Claire, wie gut du bist!“

Ohne zu antworten, führte sie ihn an die Wiege ihres Kindes.

„Küsse die Kleine,“ bat sie leise; aber als sie beide, von dem Musselinvorhange umwallt, nebeneinanderstanden und sich über das Köpfchen des schlafenden Kindes beugten, dessen Atem, so gleichmäßig er jetzt war, die überstandene Anstrengung des Hustens verriet, scheute sich Georges, sein Töchterchen zu wecken und küßte statt seiner die Mutter mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit.

Sicherlich war es das erste Mal, daß die Erscheinung des blauen Männchens eine derartige Wirkung hervorbrachte. Gewöhnlich trennt der abscheuliche Gnom überall, wo er sich zeigt, Hände und Herzen, lenkt die Seele von ihren teuersten Neigungen ab und erfüllt sie mit den tausendfachen Sorgen, die jedesmal erwachen, wenn das Klirren seiner Kette und sein düsterer Mahnungsruf: „Verfalltag! Verfalltag!“ über den Dächern erschallt.

## Zwanzigstes Kapitel.

## Enthüllungen.

„Sieh da, Sigismund! — Wie geht's, Vater Sigismund? ... Was macht das Geschäft? ... Alles im rechten Gange bei Ihnen?"

Der alte Kassierer lächelte gutmütig, drückte dem Prinzipal, seiner Frau, seinem Bruder die Hand und sah sich während der Begrüßungen neugierig um. Er befand sich im Faubourg Saint-Antoine, in der Tapetenfabrik der kleinen Prochassons, deren Konkurrenz bedenklich zu werden anfing. Es waren ehemalige Commis des Hauses Fromont, die sich auf eigne Rechnung im bescheidensten Maßstabe etabliert hatten, nach und nach aber eine gewisse Bedeutung zu gewinnen wußten. Der Onkel Fromont hatte sie längere Zeit mit seinem Kredit sowohl, wie mit barem Gelde unterstützt; die Beziehungen zwischen den beiden Firmen waren daher von freundlichster Art geblieben, und die Fromonts hatten ein Guthaben von zehn- bis fünfzehntausend Franken nicht eingezogen, da sie das Geld bei den Prochassons in sicheren Händen wußten.

Der Anblick der Fabrik war in der That Vertrauen einflößend. Stolze Rauchwolken stiegen aus den Schornsteinen empor; das dumpfe Getön der Arbeit verriet, daß die Werkstätten gefüllt und in voller Thätigkeit waren; die Gebäude zeigten sich gut eingerichtet, die Fenster waren hell, alles machte den Eindruck der Rührigkeit, Heiterkeit und Ordnung, und hinter dem Gitter der Kassenstube saß die Frau des einen Bruders, einfach gekleidet, mit glatt gescheitelten Haaren, einen Ausdruck Achtung gebietenden Ernstes in dem jungen Gesicht, ganz vertieft in lange Zahlenreihen.

Der alte Sigismund dachte voll Bitterkeit an den Unterschied zwischen dem einst so reichen Hause Fromont, das nur noch von seinem alten Rufe zehrte, und dem wachsenden Wohlstande dieses kaum gegründeten Geschäfts. Seine

spürenden Blicke drangen in alle Winkel, um irgendwo einen Mangel, etwas Tadelnswertes zu entdecken, und daß er nichts dergleichen zu finden vermochte, schnürte ihm das Herz zusammen und gab seinem Lächeln etwas Falsches und Unsicheres.

Was ihn am meisten in Verlegenheit brachte, war die Frage, wie er es machen solle, das Geld für seinen Prinzipal einzufordern, ohne den traurigen Zustand seiner Kasse zu verraten. Der arme Mann suchte eine sorglose, heitere Miene zu erzwingen; aber der Anblick derselben war beängstigend ... Die Geschäfte gingen gut ... sehr gut ... Der Zufall hatte ihn in diese Stadtgegend geführt, und er war auf den Gedanken gekommen, einmal vorzusprechen ... begreiflicherweise, denn nicht wahr? es ist immer angenehm, alte Freunde wieder zu sehen.

Aber alle diese Vorreden und immer weitere Umschweife brachten ihn nicht ans Ziel; im Gegenteil, sie entfernten ihn von seinem Vorhaben, und da er in den Augen seiner Zuhörer eine gewisse Verwunderung zu bemerken glaubte, kam er vollends in Verwirrung, stotterte, verlor den Kopf, griff als letztes Auskunftsmittel zu seinem Hute, that als ob er gehen wolle, kehrte an der Thür jedoch wieder um.

„Uebrigens da ich einmal hier bin ...“

Dabei blinzelte er leicht mit den Augen, was seiner Meinung nach schlau und neckisch aussehen sollte, aber nur herzzerreißend war.

„Da ich einmal hier bin, könnten wir unsre alte Rechnung ins klare bringen.“

Die beiden Brüder und die junge Frau an der Kasse sahen sich untereinander an, als ob sie ihn nicht verständen.

„Eine Rechnung? welche Rechnung denn?“

Dabei lachten alle drei laut auf, wie über einen etwas gewagten Scherz des alten Kassierers. — Ist er komisch, der Vater Planus! Auch er lachte, so wenig ihm danach zu Mut war, um es den andern gleich zu thun.

Endlich kam es zur Erklärung. Fromont junior war

vor einem halben Jahre selbst gekommen, um das Geld, das die Prochassons noch in Händen hatten, in Empfang zu nehmen.

Sigismunds Kniee wankten; dennoch hatte er die Kraft zu antworten: „Freilich, freilich, ich besinne mich ... Sigismund Planus wird alt, das ist nicht zu leugnen ... Es geht abwärts mit mir, liebe Kinder, es geht abwärts ...“

Darauf ging der wackere Mann, indem er sich die Augen trocknete, denen, wohl infolge des herzlichen Lachens, dicke Thränen entquollen. Die jungen Leute sahen sich hinter seinem Rücken kopfschüttelnd an, sie hatten alles erraten.

Die Erschütterung des Kassierers war so tief, daß er sich, nachdem er das Haus verlassen hatte, auf eine Bank setzen mußte. Darum also nahm Georges kein Geld aus der Kasse! er zog seine Außenstände ein ... denn was bei den Prochassons geschehen war, konnte sich auch bei andern Schuldnern wiederholt haben. So war es denn überflüssig, sich weiteren Demütigungen auszusetzen! ... aber der Verfalltag ... der Verfalltag! ... Der Gedanke daran gab Planus neue Kräfte; er trocknete sich die schweißbedeckte Stirn und machte sich wieder auf den Weg, um noch bei einem andern Kunden in der Vorstadt einen Versuch zu machen. Diesmal ging er jedoch vorsichtiger zu Werk. Von der Schwelle aus rief er, ohne wirklich einzutreten, dem Kassierer zu: „Guten Tag, Papa So und so ... ich möchte um eine kleine Auskunft bitten.“

Er hielt die Thür halb geöffnet, seine Hand umschloß die Klinke mit krampfhaftem Griff.

„Wann haben wir unsre letzte Rechnung abgeschlossen? ich habe vergessen den Posten einzutragen.“

Es war lange, sehr lange her, daß ihre letzte Rechnung bezahlt wurde. Die Quittung Fromont juniors trug das Datum September — es war also fünf Monate her.

Die Thür wurde heftig geschlossen.

Nummer zwei! und sicherlich verhielt es sich überall ebenso.

„Oh, Monsieur Schorsch ... Monsieur Schorsch!“ mur-

melte der arme Sigismund, und während er mit gebeugtem Rücken und zitternden Knieen seine Wanderschaft fortsetzte, fuhr Madame Fromont junior dicht an ihm vorbei, in der Richtung des Bahnhofes von Orleans. Aber Claire sah den alten Planus ebensowenig, wie sie kurz zuvor, als sie ihr Haus verließ, den langen Ueberzieher Monsieur Chèbes und den Cylinderhut des berühmten Delobelle bemerkt hatte; auch diese beiden waren Märtyrer des Verfalltages und bogen fast gleichzeitig um die Ecke der Rue des Vieilles Haudriettes, um auf die Fabrik und Rislers Börse zuzusteuern. Die junge Frau war durch den Schritt, den sie zu thun hatte, zu sehr in Anspruch genommen, um auf die Straße hinaus zu sehen.

Es war in der That eine schwierige, geradezu erschreckende Aufgabe! Sollte sie doch hunderttausend Franken von dem alten Gardinois erbitten, einem Manne, der sich rühmte, nie im Leben auch nur einen Sou geliehen oder verborgt zu haben, und bei jeder Gelegenheit erzählte, daß er die vierzig Franken, die er sich einst zur Bezahlung einer Hose von seinem Vater geben lassen mußte, in kleinen Raten zurück erstattet habe. Nicht nur andern Menschen, auch seinen Kindern gegenüber hielt der alte Gardinois an den Lehren der Habgier fest, die der Erdboden, welcher sich denen, die ihn beackern, hart und oft sehr undankbar beweist, allen Bauern einflößt. Solange er selbst noch lebte, sollte von seinem ungeheuren Vermögen nichts auf seine Kinder übergehen.

„Sie bekommen alles, was ich habe, wenn ich tot bin,“ sagte er oft.

Von diesem Grundsatz ausgehend, hatte er seiner Tochter, Claires Mutter, als sie heiratete, keine Mitgift gegeben, konnte später aber seinem Schwiegersohne nie verzeihen, daß sich derselbe ohne seine Beihilfe ein beträchtliches Vermögen erwarb; denn zu den Eigenheiten dieses ebenso eiteln wie selbstsüchtigen Charakters gehörte das Verlangen, daß jedermann seiner Hilfe bedürfe und sich vor seinem Gelde beuge. Wenn sich die Fromonts in seiner Gegenwart des guten

Fortgangs ihrer Geschäfte freuten, leuchteten seine kleinen, blauen, pfiffigen Augen spöttisch auf, sein übliches: „Es ist noch nicht aller Tage Abend!“ wurde in einem Tone gesprochen, der Schauder einflößte, und oft, wenn er den Park von Savigny, die Alleen, die blauen Schieferdächer des Schlosses, die roten Backsteinmauern der Stallungen, die Teiche, den Fluß im goldigen Glorienschein eines schönen Sonnenunterganges glänzen sah, warf der seltsame Emporkömmling einen Blick in die Runde und sagte in seiner Kinder Gegenwart: „Was mich einigermaßen über mein Sterben zu trösten vermag, ist, daß niemand in der Familie reich genug sein wird, dies Schloß zu behalten, dessen Unterhaltungskosten jährlich fünfzigtausend Franken betragen.“

Und doch hätte der alte Gardinois seiner Enkelin jene großväterliche Zärtlichkeit beweisen mögen, die sich auch in den vertrocknetsten Herzen geltend macht; aber von klein auf empfand Claire einen unüberwindlichen Widerwillen gegen die Härte und prahlerische Selbstsucht des alten Bauern. Wenn aber Familienglieder von verschiedenem Bildungsgrade nicht durch das Band der Zuneigung aneinandergeknüpft werden, wird die Antipathie zwischen ihnen durch tausend Kleinigkeiten genährt. Als Claire Georges Fromont heiratete, hatte der alte Bursche zu ihrer Mutter gesagt: „Wenn deine Tochter will, soll sie ein fürstliches Hochzeitsgeschenk von mir haben; aber darum bitten muß sie mich.“

Claire wollte nicht bitten, und so hatte sie nichts bekommen.

Welche Qual nun, drei Jahre später von der damals zurückgewiesenen Großmut hunderttausend Franken zu erbitten, sich zu demütigen, endlose Predigten anzuhören, alberne Spöttereien, gewürzt durch grobe Bauernspäße, durch Aussprüche jener nüchternen, unerbittlichen Volksweisheit, deren plumper Ton verletzt, wie ein Schimpfwort aus dem Munde eines Untergebenen.

Arme Claire! auch ihr Gatte, ihr Vater wurden mit

ihr gedemütigt. Sie mußte den Mißerfolg des einen, den Zusammensturz des Hauses, das der andre gegründet hatte und worauf er so stolz gewesen war, eingestehen. Aus dem Gedanken, daß sie alles, was ihr auf Erden das Liebste war, zu verteidigen haben würde, entsprang gleichzeitig ihre Kraft und ihre Schwäche.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war elf Uhr, als sie in Savigny ankam. Da niemand von ihrem Besuch unterrichtet war, fand sie keinen Wagen am Bahnhofe und mußte den Weg zu Fuß zurücklegen.

Det Tag war bitter kalt, der Weg hart und trocken. Der Nordwind strich ungehemmt über die kahlen Felder, über den Strom und drang ohne Widerstand durch die entlaubten Bäume und Gebüsche. Unter niedrig hängendem Gewölk zeigte sich das Schloß mit den weit gedehnten Mauern und Hecken, die es von den angrenzenden Feldmarken trennen. Die Schieferdächer waren dunkel, wie der Himmel, den sie widerspiegeln, und der herrliche Sommeraufenthalt, den der Winter starr und stumm gemacht, der kein Blatt mehr am Baume, keine Taube auf dem Dache hatte, schien von allem früheren Leben nichts bewahrt zu haben als das feuchte Erschauern seiner Gewässer, das klagende Rauschen der hohen Pappeln, die sich gegeneinander neigten und die Elsternnester in ihren Wipfeln hin und her wiegten.

Von weitem schon machte die Heimat ihrer Kinderjahre einen düsteren, unfreundlichen Eindruck auf die junge Frau; ihr war, als hätte Savigny jetzt auch für sie das vornehm-kalte Gesicht, mit dem es den Wanderer ansah, der auf der Landstraße daran vorüberkam und an den Eisenstäben seines Gitters stehenblieb.

Auch leblose Dinge können grausam aussehen.

Aber nein, es war keine Grausamkeit, denn das verödete Aussehen Savignys schien ihr zu sagen: „Geh ... tritt nicht herein,“ und wäre Claire der Mahnung gefolgt, hätte sie die Unterredung mit dem Großvater aufgegeben,

wäre sie schnell nach Paris zurückgekehrt, so hätte sie die Ruhe ihres Lebens gerettet. — Leider verstand das arme Kind die Warnung nicht, und schon kam der große Neufundländer, der sie erkannt hatte, durch das dürre Laub in mächtigen Sätzen heran und stand schnaubend an der Eingangsthür.

„Guten Morgen, Françoise, wo ist Großpapa?“ sagte die junge Frau, als die Gärtnerin demütig, falsch und zitternd, wie alle Dienstleute des Schlosses unter den Augen der Herrschaft waren, herbeikam, um sie einzulassen.

Großpapa war in seinem Büreau, einem kleinen vom Hauptgebäude getrennten Pavillon, wo er tagelang in Mappen, Schubfächern und großen Rechnungsbüchern mit grünem Rücken umherstöberte, erfüllt von einer Art Leidenschaft für büreaukratisches Gebahren — eine Nachwirkung seiner früheren Unwissenheit und des überwältigenden Eindrucks, den ihm in seiner Jugend das Arbeitszimmer des Dorfnotars gemacht hatte.

In diesem Augenblick befand er sich dort in Gesellschaft seines Feldhüters, einer Art ländlichen Spions und besoldeten Angebers, der ihn von allem unterrichten mußte, was in der Umgegend geschah und gesagt wurde.

Er war ein Günstling seines Herrn, hieß Fouinat*) und hatte den platten Kopf, das verschmitzte, blutgierige Aussehen seines Namensvetters.

Als der Alte seine Enkelin trotz ihrer Pelze bleich und zitternd eintreten sah, begriff er, daß etwas Besondres, Ungewöhnliches geschehen sein müsse, gab Fouinat ein Zeichen, und dieser verschwand, indem er sich aus der halbgeöffneten Thür schob, als ob er in die Mauer hineinschlüpfte.

„Na, Kleine, was ist denn los? siehst ja ganz verblustert aus!“ sagte der Großvater, der hinter seinem ungeheuren Schreibtische sitzen blieb.

Das Wort „verblustert“ bedeutete in seiner Redeweise

*) Fouine heißt Marder. Anm. d. Uebers.

verwirrt, außer Fassung, niedergeschlagen und paßte durchaus auf den Zustand, in dem sich Claire befand. Ihr schnelles Gehen durch die Kälte, die Anstrengung, die sie gemacht hatte, um sich zum Herkommen zu entschließen, hatten ihren Zügen einen fremdartigen Ausdruck gegeben. Ohne vom Großvater dazu aufgefordert zu sein, setzte sie sich, nachdem sie den alten Herrn umarmt hatte, an das Kamin, in dem große Holzscheite, trockenes Moos und die im Park zusammengelesenen Tannenzapfen fröhlich knisternd verbrannten. Sie nahm sich nicht einmal Zeit, den Reif abzuschütteln, der von ihrem Schleier tropfte und begann — ihrem Vorsatz getreu — sogleich den Zweck ihres Besuchs zu erklären, ehe die Atmosphäre von Furcht und Scheu, die den Großvater umgab und ihn zu einer Art Schreckensgott machte, ihre Wirkung auf sie auszuüben vermochte.

Es gehörte Mut dazu, vor dem scharfen Blick, der sich von ihren ersten Worten an mit dem Ausdruck boshafter Freude auf sie richtete, vor dem harten Munde, dessen Lippen sich wie in beabsichtigtem Schweigen fest zusammenpreßten und jeder Herzensregung Trotz zu bieten schienen, nicht zu stocken und in Verwirrung zu geraten. Aber in einem Zuge ging sie bis zu Ende, war ehrfurchtsvoll ohne sich zu demütigen, verbarg ihre Erregung und gewann in der Wahrhaftigkeit ihres Berichts eine gewisse Festigkeit der Stimme und des Ausdrucks. Wer die beiden einander gegenüber gesehen — ihn kalt und ruhig in seinem Lehnstuhl ausgestreckt, die Hände in den Taschen seiner grauen, wollenen Jacke, sie ängstlich bemüht, das rechte Wort zu finden, als ob jedem derselben die Macht gegeben wäre, sie zu verurteilen oder frei zu sprechen — hätte sicher nicht geahnt, daß er hier Enkelin und Großvater vor sich habe, sondern eine Angeklagte in Gegenwart des Untersuchungsrichters zu erblicken geglaubt.

Seine einzige Empfindung war die der Freude, des Stolzes über den Triumph, den er feierte. — So waren

sie denn endlich besiegt, diese hochnasigen Fromonts und bedurften des alten Gardinois! Die Eitelkeit, seine Hauptleidenschaft, wurde gegen seinen Willen in seiner ganzen Haltung sichtbar. Als Claire zu Ende gekommen war, nahm er das Wort, begann, wie sich's von selbst verstand mit: „Ich habe es ja gewußt ... habe alles vorhergesagt ... war überzeugt, daß es zum schlimmen Ende kommen müsse ..." fuhr eine Weile in demselben harten, verletzenden Tone fort, um mit der Erklärung zu schließen, daß er in Anbetracht seiner, der ganzen Familie bekannten Grundsätze nicht einen Sou herleihen werde.

Claire begann von ihrem Kinde zu sprechen, von dem Namen ihres Gatten, welcher auch der ihres Vaters gewesen, und den der Bankerott zu entehren drohe. Der Alte blieb kalt und ungerührt wie zuvor und benutzte ihre Demütigung, um sie noch tiefer zu beugen. Er gehörte zu dem Schlage jener würdigen Bauern, die den zu Boden gefallenen Gegner nie verlassen, ohne ihm die Nägel ihrer Schuhe ins Gesicht gedrückt zu haben.

„Alles, was ich dir sagen kann, Kleine, ist, daß euch Savigny offen steht. Dein Mann soll nur herkommen ... ich brauche einen Schreiber. Für zwölfhundert Franken jährlich und außerdem Wohnung und Kost für die ganze Familie soll er meine Papiere in Ordnung halten. Sag' ihm das in meinem Namen und macht, daß ihr herkommt."

Entrüstet stand sie auf; als sein Kind hatte sie sich an ihn gewendet, und er nahm sie auf wie eine Bettlerin! Gott sei Dank, so weit waren sie noch nicht.

„Glaubst du wirklich?" fragte Monsieur Gardinois, und seine Augen blinzelten sie boshaft an.

Bebend, ohne zu antworten, wendete sich Claire der Thür zu; mit einer Gebärde hielt sie der Alte zurück.

„Nimm dich in acht ... du weißt nicht, was du ausschlägst. In deinem Interesse, das laß dir gesagt sein, habe ich dir angeboten, deinen Mann hierher kommen zu lassen.

Du hast keine Ahnung von dem Leben, das er dort in Paris führt, kannst sie nicht haben, sonst wärst du nicht gekommen, mein Geld zu erbitten, damit es denselben Weg geht, den das deinige gegangen ist ... Ich aber weiß Bescheid um das Thun und Treiben deines Herrn Gemahls, denn ich habe meine Aufpasser in Paris und Asnières ebensogut wie in Savigny; ich weiß, wie der Bursche seine Tage und seine Nächte zubringt, und will nicht, daß meine Thaler die Orte kennen lernen, die er aufsucht ... sie sind nicht anständig genug für ehrlich erworbenes Geld."

Mit verwunderten, angstvoll geöffneten Augen sah ihn Claire an; sie fühlte, daß in diesem Augenblick durch die elende Hinterthür der Klatscherei ein großes Unheil in ihr Leben drang. Hohnlachend fuhr der Alte fort: „Echte Raubtierzähne hat sie ... diese kleine Sidonie ..."

„Sidonie!"

„Nun ja, da ich den Namen einmal gesagt habe ... Uebrigens hättest du ihn ja früher oder später erfahren müssen ... Es ist sogar merkwürdig, daß du alle die Zeit her ... aber ihr Weiber seid so eitel ... daß man euch untreu sein könnte, will euch nicht in den Kopf ... Es ist nun einmal so! ... Sidonie hat alles weggeschnappt, was er besaß, und ihr Mann ist damit einverstanden gewesen."

Und ohne jedes Erbarmen erzählte er der jungen Frau, woher das Geld für das Landhaus in Asnières, für Wagen und Pferde gekommen war und wie sie das hübsche Nest in der Avenue Gabriel eingerichtet hatten. Er wußte alles, beschrieb alles bis in jede Einzelheit. Es war unverkennbar, daß er seiner Leidenschaft zum Spionieren bei dieser Gelegenheit volle Genüge gethan hatte. Vielleicht hätte man auch als Untergrund zu dem allem eine stille Wut gegen seine kleine Chèbe, den Aerger einer greisenhaften, niemals eingestandenen Verliebtheit entdecken können.

Claire hörte ihm wortlos zu, mit dem schönen Lächeln des Unglaubens. Dies Lächeln ärgerte den Alten und

stachelte ihn zu neuer Bosheit auf. „So, du glaubst mir nicht ... du willst Beweise haben!“ Und er gab ihr Beweise, häufte einen über den andern und bohrte sie ihr wie Dolchstöße ins Herz. Sie brauchte nur zu Darches zu gehen, dem Juwelier in der Rue de la Paix. Dort hatte Georges vor etwa vierzehn Tagen ein Diamantenhalsband für dreißigtausend Franken gekauft. Es war Sidoniens Neujahrsgeschenk.

Für dreißigtausend Franken Diamanten, während der Bankerott vor der Thür stand!

Er hätte den ganzen Tag so fortreden können, ohne von Claire unterbrochen zu werden. Sie fühlte, daß bei der geringsten Anstrengung die Thränen, die ihr in den Augen standen, fließen würden, und sie wollte lächeln, bis ans Ende lächeln, die teure, tapfere Frau. Von Zeit zu Zeit aber warf sie einen Blick auf die Landstraße, denn sie sehnte sich, fortzugehen, um der boshaften Stimme zu entfliehen, die sie so mitleidslos peinigte.

Endlich hielt er inne; er hatte alles gesagt. Sie verbeugte sich und ging nach der Thür.

„Du gehst ... warum so eilig?“ fragte der Großvater, indem er sie hinaus begleitete.

Im stillen schämte er sich seiner Grausamkeit.

„Willst du nicht mit mir frühstücken?“

Sie schüttelte den Kopf, sprechen konnte sie nicht.

„Warte wenigstens, bis angespannt ist ... ich lasse dich nach dem Bahnhofe fahren ...“

Nein, wieder nein.

Dabei ging sie weiter, und der Alte folgte ihr auf den Fersen.

Stolz und aufrecht durchschritt sie den Hof, der für sie an Kindheitserinnerungen so reich war, ohne sich nur einmal umzusehen. Und doch, wie mancher Nachhall ihres fröhlichen Lachens, wie mancher Sonnenstrahl ihrer Jugendjahre war am kleinsten Sandkorn dieses Hofes haften geblieben.

Ihr Baum, ihre Lieblingsbank standen noch auf dem

alten Flecke — sie hatte nicht einen Blick dafür, auch nicht für die Fasanen im Vogelhause, nicht einmal für Kiß, den großen Hund, der ihr sanftmütig folgte, um eine Liebkosung in Empfang zu nehmen, die ihm nicht zu teil wurde. Als Kind des Hauses war sie eingetreten, als eine Fremde ging sie fort, belastet mit quälenden Sorgen, die jede Erinnerung an vergangene, ruhig glückliche Tage nur noch drückender gemacht hätten.

„Lebe wohl, Großvater!“

„Lebe wohl!“

Dabei fiel die Thür erbarmungslos hinter ihr zu, und sobald sie draußen war, eilte sie schnell, immer schneller von dannen; es war beinahe ein Laufen zu nennen. Sie ging nicht fort, sie flüchtete. Plötzlich, als sie das Ende der Umfassungsmauer erreicht hatte, erblickte sie die kleine grüne, von Geißblatt und Glycinien umrankte Pforte mit dem Briefkasten des Schlosses. Unwillkürlich blieb sie stehen, gepackt von einer jener Erinnerungen, die uns in Stunden der Entscheidung mit überraschender Klarheit auch die kleinsten Vorkommnisse zurückrufen, welche mit den Leiden oder Freuden der Gegenwart irgendwie zusammenhängen. Kam es von dem plötzlich aufleuchtenden, schräg einfallenden rosigen Sonnenschein, der die weite Ebene an diesem Winternachmittag überflutete, wie im August beim Sonnenuntergang? oder kam es von dem tiefen Schweigen rings umher, das nur durch ein leises, harmonisches Getön, das zu allen Jahreszeiten fast gleichartige Atmen der Natur unterbrochen wurde?

Gewiß ist, daß sie sich plötzlich selbst erblickte, wie sie vor drei Jahren gewesen war, als sie hier an derselben Stelle, in denselben Kasten einen Brief gesteckt, der Sidonie einlud, auf vier Wochen zu ihr nach Savigny zu kommen. Ein gewisses Etwas sagte ihr, daß mit jenem Augenblick das Unheil ihres Lebens begonnen habe. „Wenn ich geahnt hätte ... wenn ich geahnt hätte!“ murmelte sie, und ihr war, als fühle sie wieder die Glätte des Briefumschlags, den ihre Finger in den Kasten gleiten ließen.

Dann erinnerte sie sich, welch ein argloses, hoffnungsvolles, glückliches Kind sie damals gewesen war, und in ihrer sonst so sanften Seele wallte eine bittere Empörung gegen die Ungerechtigkeiten des Lebens auf.

„Weshalb denn?“ fragte sie sich selbst; „was habe ich verschuldet?“

Plötzlich klang es in ihr: „Nein, es ist nicht wahr ... nicht möglich! man hat mich belogen!“ und während sie den Weg zum Bahnhofe verfolgte, suchte sich die Unglückliche zu überreden, zu beruhigen, aber es gelang ihr nicht.

Eine halberkannte Wahrheit gleicht der verschleierten Sonne, die dem Auge weher thut, als die glühendsten Strahlen. In dem Halbdunkel, das ihr Unglück umgab, sah die unglückliche Frau viel klarer, als sie wollte. Jetzt verstand sie, jetzt erklärte sie sich alles Auffallende in der Lebensweise und dem Benehmen ihres Mannes. Seine häufige Abwesenheit, seine Unruhe, seine Verlegenheit an gewissen Tagen und den Eifer, mit welchem er ihr zuweilen bei der Heimkehr über sein Thun und Treiben Rechenschaft gegeben und Namen genannt hatte, als ob er Beweise beibringen wolle, die niemand von ihm verlangte. Aus alledem ergab sich ihr die Gewißheit seines Vergehens, und doch sträubte sie sich, daran zu glauben, wollte erst in Paris dem Zweifel ein Ende machen.

Sie war allein in dem kleinen melancholischen Bahnhofe, den zur Winterszeit nur selten ein Reisender betritt; aber während sie dasaß, den Zug erwartete und gedankenlos in das öde Gärtchen des Bahnhofinspektors hinaussah und auf die kahlen Ranken der Kletterpflanzen, die von den Barrieren der Bahn herabhingen, fühlte sie plötzlich einen warmen, feuchten Hauch auf ihrer Wange. Ihr Freund Kiß war ihr nachgegangen und suchte sie durch Wedeln, durch halbe Sprünge, durch demütige Freudenbezeigungen, die mit dem Ausstrecken seines prächtigen weißen Pelzes zu ihren Füßen, auf die kalten Steine des Wartsaales endeten,

an ihre schönen Spiele von ehemals zu erinnern. Bei diesen Liebkosungen, die eine so schüchterne, treue Anhänglichkeit verrieten, brachen die Thränen, die sie schon lange zurückhielt, gewaltsam hervor; aber plötzlich schämte sie sich ihrer Schwäche, stand auf, wies den Hund zurück, mitleidslos, mit Hand und Wort, indem sie ihm von weitem das Haus zeigte und dabei strenger aussah, als es der arme Kiß je von ihr erfahren. Dann trocknete sie hastig Augen und Hände, denn der Pariser Zug kam heran, und sie wußte, daß sie in wenigen Minuten ihres ganzen Mutes bedürfen werde. Sobald Claire den Waggon verlassen hatte, fuhr sie nach der Rue de la Paix, zu dem Juwelier, von dem, wie ihr Großvater behauptete, Georges das Diamantenhalsband gekauft hatte. Wenn sich dies als wahr herausstellte, mußte sie auch alles Uebrige glauben — aber ihre Furcht, darüber Gewißheit zu erlangen, war so groß, daß sie, an das Ziel gelangt, vor dem prächtigen Schaufenster stehen blieb und nicht einzutreten wagte. Um eine gewisse Haltung zu gewinnen, gab sie sich den Anschein, als betrachte sie die Schmuckgegenstände, die auf dem Samt der Kästchen zur Schau lagen. Wer sie beobachtet hätte, während sie sich in ihrer einfachen Eleganz all den funkelnden Zierlichkeiten zuneigte, würde sie weit eher für eine glückliche Frau gehalten haben, im Begriff, sich irgend ein Geschmeide auszusuchen, als für eine schmerzerfüllte, unruhevolle Seele, die dem Unglück ihres Lebens nachspürte.

Es war drei Uhr nachmittags — die Stunde, in welcher zur Winterszeit die Rue de la Paix einen wahrhaft blendenden Anblick gewährt. Zwischen dem kurzen Morgen und der früh hereinbrechenden Nacht drängt sich das Leben dieser glänzenden Stadtviertel zusammen. Unaufhörlich rollen die Wagen vorüber, wogen auf den Trottoirs Eitelkeit und Gefallsucht auf und nieder, streifen sich Seide und Pelzwerk. Um Paris, die Stadt des Teufels, im vollen Glanze zu sehen, muß man sein Leben und Treiben zur Winterszeit beobachten,

unter niedrigem, mit Schneegewölk bedecktem Himmel. Die Natur ist sozusagen von diesem Bilde ausgeschlossen. Kein Wind, kein Sonnenschein, nur eben Licht genug, um auch die leisesten Farbentöne zur vollen Geltung zu bringen, von dem rötlichen Grau der Denkmäler bis zu den Schmelzperlen, die am Gewande der Frauen schimmern. Dazu glänzen die Theaterzettel, die Konzertanzeigen, als wären sie schon vom Lampenlicht der Rampe angestrahlt. Die Läden sind überfüllt; es sieht aus, als wären alle diese hin und her wogenden Menschen mit den Vorbereitungen unaufhörlicher Feste beschäftigt. Wenn sich aber irgend ein Schmerz inmitten dieses Lärmens und Treibens befindet, wird er um vieles schwerer und qualvoller. Auch Claire erlitt fünf Minuten lang ein Martyrium, das schlimmer war als der Tod. Draußen, auf der Landstraße von Savigny, in der Oede der weitgedehnten Feldmarken schien sich ihre Verzweiflung in der frisch bewegten Luft zu verlieren und leichter zu werden; hier wurde sie davon zu Boden gedrückt. Die Stimmen, die an ihr Ohr schlugen, das Geräusch der Schritte, das unwillkürliche Anstreifen der Vorübergehenden — alles verschärfte ihre Pein.

Endlich trat sie in den Laden.

„Jawohl, Madame ... es ist ganz richtig ... Monsieur Fromont ... ein Halsband von Diamanten und Rosetten. Wir können Ihnen ganz dasselbe für fünfundzwanzigtausend Franken anfertigen.“

Fünftausend Franken weniger, als er gezahlt hatte!

„Besten Dank, Monsieur“, sagte Claire, „ich will es mir überlegen.“

In einem Spiegel, der gegenüber hing, erblickte sie ihre dunkel umränderten Augen, ihr leichenblasses Gesicht; sie erschrak, eilte hinaus und nahm sich straff zusammen, um nicht zu Boden zu fallen.

Sie hatte nur ein Verlangen: den Straßen und dem Straßenlärm zu entfliehen, um allein, ganz allein zu sein

und sich in den Wust herzzerreißender Gedanken und schwarzer Vorstellungen zu versenken, die ihre Seele bis in die innerste Tiefe erfüllten. O, der Schändliche, der Elende. Und sie hatte ihn noch in der vergangenen Nacht getröstet, in den Armen gehalten!

Plötzlich, ohne zu wissen, wie sie dahin gekommen war, befand sie sich im Hofe der Fabrik. Welchen Weg hatte sie eingeschlagen? war sie zu Fuß gekommen oder gefahren? Sie konnte sich nicht darauf besinnen, hatte sich unbewußt, wie im Traume, zurechtgefunden, aber als sie die Freitreppe ihres Hauses erreichte, wurde das Gefühl der Wirklichkeit scharf und schneidend wieder in ihr wach. Risler war eben damit beschäftigt, große Blumenkübel für das glänzende Fest, das seine Frau heute abend geben wollte, hinauf schaffen zu lassen. Mit seiner gewöhnlichen Ruhe gab er den Arbeitern seine Anweisungen und hielt die Zweige in die Höhe, die in Gefahr kamen, abgebrochen zu werden. „Nicht so ... geht aus dem Wege ... nehmt den Teppich in acht!“

Die Atmosphäre der Freuden und Festlichkeiten, welche sie vorhin schon mit Ekel erfüllt hatte, verfolgte sie bis in ihr eignes Haus. Das war zu viel der Ironie, dagegen lehnte sie sich auf, und während Risler sie freundlich und ehrfurchtsvoll wie immer begrüßte, bekam ihr Gesicht einen Ausdruck tiefen Widerwillens, und sie schritt stumm an ihm vorüber, ohne die Bestürzung zu beobachten, mit welcher er seine treuen Augen weit aufriß.

Von diesem Augenblick an war ihr Entschluß gefaßt. Der Zorn, der gerechte, ehrliche Zorn war es, der ihre Handlungsweise bestimmte.

Sobald sie eingetreten war und die frischen Wangen des Kindes geküßt hatte, eilte sie nach dem Zimmer der Mutter.

„Geschwind, Mama, ziehe dich an ... wir gehen fort ... gehen fort ...“

Die alte Dame erhob sich langsam von ihrem Lehnstuhl; sie war eben damit beschäftigt, ihre Uhrkette zu reinigen, in=

dem sie mit unendlicher Sorgfalt in jedes Glied derselben eine Nadel bohrte. Claire unterdrückte eine Regung der Ungeduld.

„Schnell, schnell ... packe deine Sachen ...“

Ihre Stimme bebte; das Zimmer der armen Geisteskranken, das in der Sauberkeit glänzte, die bei der alten Frau nach und nach zur Manie geworden war, erschien ihr fürchterlich. Sie befand sich in einem jener verhängnisvollen Augenblicke, in denen uns mit dem Schwinden einer Illusion auch alle andern verloren gehen und das ganze Elend des Menschendaseins uns klar vor Augen steht. Zum erstenmal empfand sie die tiefe Vereinsamung, in der sie zwischen ihrer halbwahnsinnigen Mutter, ihrem ungetreuen Gatten, ihrem kleinen Kinde dahinlebte; aber das bestärkte sie noch in ihrem Entschlusse.

In der nächsten Minute war das ganze Haus mit den Vorbereitungen zu dieser eiligen, unerwarteten Abreise beschäftigt. Claire trieb die verwirrten Dienstleute an, half ihre Mutter ankleiden und das Kind, das über alle diese Unruhe fröhlich lachte. Sie wollte fort, ehe Georges zurückkam, er sollte die Wiege leer, das Haus verödet finden. Wohin sie gehen wollte, wußte sie noch nicht; vielleicht zu ihrer Tante nach Orleans, vielleicht nach Savigny — das Ziel war gleichgültig, nur fort, fort aus dieser Umgebung von Verrat und Lüge.

Sie war in ihrem Schlafzimmer mit dem Packen eines Koffers beschäftigt; — eine herzzerreißende Aufgabe, denn jeder Gegenstand, den sie in die Hand nahm, erweckte in ihr eine Welt von Gedanken und Erinnerungen. Es liegt so viel von uns selbst in den Dingen, deren wir uns bedienen! Hin und wieder wurde Claire durch den Duft eines Riechkißchens, das Muster einer Spitze bis zu Thränen gerührt. — Plötzlich hörte sie im Salon, dessen Thür halb geöffnet war, einen schweren Tritt, dann ließ sich ein leises Husten hören, als ob sich jemand bemerklich machen wollte. Sie glaubte, daß es Risler sei, denn nur er hatte die Erlaubnis, so ohne weiteres bei ihr einzutreten. Der Gedanke,

dies heuchlerische Gesicht, dies lügnerische Lächeln wiederzusehen, war ihr so unerträglich, daß sie mit dem Ausruf: „Ich bin für niemand zu sprechen!“ nach der Thür stürzte, um sie zu schließen.

Die Thür leistete jedoch Widerstand, und der dicke Kopf Sigismunds erschien in der Oeffnung.

„Ich bin's, Madame,“ sagte er leise; „ich komme, um das Geld zu holen.“

„Welches Geld?“ fragte Claire; sie hatte vergessen, warum sie nach Savigny gegangen war.

„Leise ... ich meine die Deckung für die Zahlungen, die ich morgen zu machen habe. Monsieur Georges hat mir beim Fortgehen gesagt, daß Sie mir die Summe einhändigen würden.“

„Ach ja ... das ist wahr! ... die hunderttausend Franken ... aber ich habe sie nicht, lieber Herr Planus ... ich habe nichts!“

„Dann,“ erwiderte der Kassierer in seltsamem Tone und als ob er mit sich selber spräche, „dann sind wir bankerott.“

Mit diesen Worten ging er langsam hinaus.

Bankerott! ...

Erschreckt, vernichtet setzte sie sich nieder.

Seit mehreren Stunden hatte sie über dem Zusammensturz ihres persönliches Glückes den Zusammensturz des Hauses vergessen ... nun kam die Erinnerung wieder.

Ihr Mann war also wirklich zu Grunde gerichtet!

Wenn er binnen kurzem heimkehrte, erfuhr er sein Unglück und erfuhr gleichzeitig, daß ihn seine Frau, sein Kind verlassen hatten, daß er in seinem Elend allein war.

Allein, er ... dies schwache, weiche Wesen, das nur weinen, klagen und dem Leben die Faust zeigen konnte wie ein Kind. Was sollte aus dem Unglücklichen werden?

Trotz seines Verbrechens hatte sie Mitleid mit ihm.

Und dann kam sie auf den Gedanken, daß er glauben könnte, sie wäre dem Bankerott, dem Elend entflohen.

Georges sagte sich vielleicht: „Wenn ich reich wäre, hätte sie mir verziehen!“

Sollte sie ihm diesen Zweifel lassen?

Für Claires stolze, edle Seele war das genug, ihren Entschluß zu ändern. In einem Augenblick hatte sie allen Ekel, alle Empörung überwunden, und wie von plötzlichem Licht überstrahlt, erkannte sie deutlich, was ihre Pflicht war. Als ihr gemeldet wurde, daß die Kleine fertig angezogen und das Gepäck bereit sei, war ihr neuer Entschluß gefaßt.

„Es ist unnötig,“ gab sie sanft zur Antwort, „wir reisen nicht.“

---

### Einundzwanzigstes Kapitel.

## Verfalltag.

Die große Turmuhr der Kirche von Saint-Gervais schlug ein Uhr. Die Nacht war so kalt, daß der Schnee, der in feinen Krystallen niederfiel, das Straßenpflaster mit einer weißen, krachenden Decke überzog.

In seinen Mantel gehüllt ging Risler raschen Schrittes durch den verödeten Marais. Er kam aus seiner Brauerei und war von Herzen vergnügt, der wackere Risler! Denn in Gesellschaft seiner getreuen Schuldner, Chèbe und Delobelle, hatte er seinen ersten freien Abend festlich begangen, das Ende der langen Haft, die er sich auferlegt, um die Herstellung seiner Druckmaschine zu überwachen, und in deren Verlauf er alle Mühen, Zweifel, Freuden und Enttäuschungen des Erfinders durchgekostet hatte. Es hatte lange, sehr lange gedauert; noch im letzten Augenblick hatte er einen Fehler entdeckt, neue Pläne zeichnen, neue Berechnungen machen müssen. Heute endlich hatte man die Maschine probieren können, und alles war nach Wunsch gegangen. Der wackere Risler strahlte vor Glück! er hatte das Gefühl, eine alte Schuld abzutragen, indem er dem Hause Fromont die Vorteile einer Erfindung zukommen ließ, welche Arbeit und

Arbeitsstunden verminderte, den Ertrag vermehrte und dem Namen der Firma neue Ehre machte. Sein Schritt hatte einen stolzen Klang, war gleichsam der Ausdruck seiner glücklichen Gedanken.

Wie schön waren seine Pläne, seine Hoffnungen!

Jetzt war er im stande, das Schweizerhäuschen in Asnières — das Sidonie ein elendes Nest zu nennen begann — durch ein schönes Landgut, zehn bis fünfzehn Meilen von Paris, zu ersetzen, konnte die Jahresrente seines Schwiegervaters erhöhen und Delobelle, dessen arme Frau sich tot arbeitete, häufiger unterstützen. Vor allem konnte er seinen Bruder Franz zurückkommen lassen und damit seinen Lieblingswunsch erfüllen. Unablässig dachte er an den armen Jungen, der, in ein ungesundes Klima verbannt, der Willkür tyrannischer Vorgesetzter preisgegeben war, die ihren Beamten Urlaub gaben, um sie ohne Erklärung zurückzurufen. Dem guten Risler lag die plötzliche, unbegreifliche Abreise seines Bruders noch immer schwer auf dem Herzen, und das flüchtige Auftauchen des jungen Mannes, das Risler kaum erlaubt hatte, sich seiner zu erfreuen, hatte doch alle Erinnerungen an ihr früheres herzliches Zusammenleben erweckt und gekräftigt. Er rechnete darauf, wenn seine Maschine erst im rechten Gange war, auch für Franz innerhalb der Fabrik ein Plätzchen zu finden, wo er sich nützlich machen und sich eine Zukunft gründen konnte. — Wie immer dachte Risler auch jetzt nur an das Glück der andern; sein einziges, selbstsüchtiges Verlangen war, jedermann in seiner Umgebung zufrieden lächeln zu sehen.

Eiligen Schrittes kam er an die Ecke der Rue des Vieilles Haudriettes; eine lange Wagenreihe stand vor der Fabrik, und im Lichte der Wagenlaternen sah er die schattenhaften Gestalten der Kutscher, welche sich in den Ecken und Winkeln, die der alte Herrensitz trotz des Trottoirs bewahrt hatte, gegen den Schneefall zu schützen suchten und die stille, öde Stadtgegend ungewöhnlich belebten.

„Sieh da, bei uns ist Ball!“ dachte der wackere Mann und erinnerte sich, daß Sidonie eine große musikalische Soiree mit Tanz veranstaltet hatte, deren Besuch sie ihm gütig erlassen, weil sie wußte, „daß er immer beschäftigt sei“. Das Festgetön, das zu ihm herüberklang, paßte so schön zu seinen Plänen, zu seinen Träumen von großherzigem Reichtum, daß es seine Freude, seinen Stolz noch erhöhte. Mit einer gewissen Feierlichkeit öffnete er das große, der Gäste wegen nur angelehnte Thor und sah im Hintergrunde, am Ende des Gartens, den ganzen zweiten Stock des Wohnhauses glänzend erleuchtet.

Schattenhafte Gestalten schwebten hinter den leicht bewegten Fenstervorhängen hin und wider, die Musik, die nur in dumpfen Tönen bald leise, bald lauter hörbar wurde, schien das Auf- und Abwogen dieser flüchtigen Erscheinungen zu begleiten. Es wurde getanzt. Kurze Zeit verweilte Rislers Blick auf dem Schattenbilde des Balles, dann erkannte er in einem Nebenzimmer des Salons Sidoniens Profil.

Sie stand hochaufgerichtet da, im faltenreichen Gewande, in der Haltung einer hübschen Frau, die sich im Spiegel beschaut. Ein kleinerer Schatten hinter ihr, wahrscheinlich Madame Dobson, ordnete etwas an dem Bande, das sie um den Hals trug, dessen lange Enden auf die wallende Schleppe niederfielen. Das alles war nur undeutlich zu sehen, aber die Anmut der hübschen Frau ließ sich auch in diesen kaum angedeuteten Umrissen erkennen, und lange blieb Risler in Bewunderung versunken stehen.

Einen auffallenden Gegensatz zu diesen heiteren Bildern zeigte der untere Stock. Hier war alles dunkel, nur durch die lila Vorhänge des Schlafzimmers fiel matter Lampenschein. Risler bemerkte das, und da die kleine Fromont vor einigen Tagen unwohl gewesen war, wurde er unruhig, um so mehr, da er sich der seltsamen Aufregung erinnerte, in der Madame Georges heute nachmittag an ihm vorübergegangen; er kehrte um und begab sich nach der Portierloge

des Vater Achilles, um sich bei ihm nach dem Befinden des Kindes zu erkundigen.

Hier war große Gesellschaft; am Ofen wärmte sich, von Pfeifenqualm umhüllt, eine Anzahl von Kutschern; sie lachten und scherzten, verstummten aber, sobald Risler eintrat, und sahen ihn neugierig, spöttisch, forschend an. Wahrscheinlich war eben von ihm die Rede gewesen.

„Ist die kleine Fromont wieder krank geworden?" fragte er.

„Nein, nicht das Kind, der Herr ist krank."

„Monsieur Georges?"

„Jawohl. Als er heute abend nach Haus kam, ist er plötzlich unwohl geworden; ich habe schnell den Arzt geholt ... aber der sagte, es hätte nichts zu bedeuten und dem Herrn wäre nichts weiter nötig als Ruhe." Und während Risler die Thür wieder zumachte, fügte Vater Achilles mit jener halb furchtsamen, halb frechen Dienstbotenunverschämtheit, die gleichzeitig gehört und nicht gehört sein möchte, hinzu: „Ja, im ersten Stock ist man nicht so pläsierlich gestimmt wie im zweiten" — — — — — — — — — — — — — —

Als Fromont junior abends nach Haus gekommen war, hatte er seine Frau so verändert gefunden, so tief niedergeschlagen, daß er sofort begriff, es müsse etwas Schlimmes vorgefallen sein. Er hatte sich jedoch seit zwei Jahren so sehr an die Straflosigkeit seines Verrats gewöhnt, daß ihm nicht einen Augenblick einfiel, seine Frau könne von seiner Untreue unterrichtet sein, und Claire, die ihn nicht ganz zu Boden werfen wollte, war großmütig genug, nur von Savigny zu sprechen.

„Großpapa hat sich auf nichts eingelassen," sagte sie.

Der Unglückliche wurde sehr bleich.

„Ich bin verloren ... ich bin verloren!" wiederholte er zwei-, dreimal in fieberhafter Aufregung, und was er in der letzten Zeit erduldet, seine schlaflosen Nächte, eine fürchterliche Scene, die er kürzlich mit Sidonie gehabt, um sie zu verhindern, am Vorabend seines Bankerotts ein Fest zu geben, die Weigerung des alten Gardinois, alles stürmte auf ihn

ein und verursachte einen schweren Krampfanfall. Claire fühlte Mitleid mit ihm, ließ ihn zu Bett bringen und setzte sich an sein Lager. Sie versuchte, ihn zu beruhigen, ihm Mut einzusprechen; aber ihre Stimme hatte den warmen Ton nicht mehr, der allein zu besänftigen, zu überzeugen vermag. In ihren Bewegungen, in der Art und Weise, wie sie dem Kranken das Kopfkissen zurechtlegte oder ihm einen kühlenden Trank bereitete, lag etwas Gleichgültiges, seltsam Fremdes.

„Ich habe dich ins Elend gestürzt!“ sagte er wieder und wieder, als ob er diese Kälte, die ihn bedrückte, zu erschüttern wünschte. Aber ihre Antwort war nur eine stolzverächtliche Gebärde. Ach! wenn er nichts andres gegen sie verschuldet hätte! ...

Nach und nach aber beruhigten sich seine Nerven, das Fieber wurde milder und er schlief ein.

Sie blieb bei ihm.

„Es ist meine Pflicht!“ sagte sie zu sich selbst.

Ihre Pflicht!

Dahin also war sie gekommen einem Wesen gegenüber, das sie mit blinden Augen, aus voller Seele, in der Hoffnung auf ein langes, glückliches Zusammenleben geliebt hatte.

In diesem Augenblick begann Sidoniens Ball. Die Decken zitterten, denn um den Tanz zu erleichtern, hatte Madame Risler die Teppiche aus den Zimmern entfernen lassen. Hin und wieder wurden auch abgerissene Gesangslaute hörbar und ein lautes, wiederholtes Händeklatschen, das auf zahlreiche Gäste, auf gefüllte Räume schließen ließ.

Claire versank in Gedanken; sie verlor sich nicht in Sehnsucht oder unfruchtbare Klagen. Sie wußte, wie unerbittlich das Leben ist und daß es sich durch kein Flehen, keinen Jammer in der traurigen Folgerichtigkeit seines Ganges beirren läßt. Sie fragte nicht, wie es möglich gewesen, daß dieser Mann sie so lange täuschen, um einer Laune willen das Glück und die Ehre seines Lebens aufs Spiel setzen konnte. — Es war einmal geschehen, und alles Nachdenken

vermochte nichts daran zu ändern, nichts davon auszulöschen. — Was sie beschäftigte war die Zukunft. Ein neues Dasein lag vor ihren Blicken, ein strenges, düsteres Leben voll Arbeit und Entbehrung; aber anstatt sie zu erschrecken, gab ihr das Elend wieder Kraft und Mut. Der Gedanke, daß sie, um sparen zu können, zu einer Ortsveränderung gezwungen sein würden, daß Georges und vielleicht sie selbst angestrengt arbeiten müßten, trug eine gewisse Thatkraft in die dumpfe Niedergeschlagenheit ihrer Verzweiflung. Welche große geistige Verantwortung hatte sie den drei Kindern: ihrer Mutter, ihrem Töchterchen, ihrem Gatten gegenüber zu tragen! Das Gefühl dieser Verantwortung half ihr, dem Schmerz über ihr eignes Unglück, der Rührung über die verlorene Liebe zu widerstehen und je mehr sie, in dem Gedanken an die schwachen Wesen, die sie beschützen mußte, sich selbst vergaß, um so klarer wurde ihr die Bedeutung des Wortes „Opfermut", eine leere Redensart im Munde des Unbeteiligten, ein schwerwiegender Ausdruck, wenn er zum Gesetz des Lebens wird.

Das war es, was die arme Frau in diesen traurigen Nachtstunden durchdachte, Stunden voll Leid und Thränen, in deren Verlauf sie sich zu ihrem schweren Kampfe rüstete. Das war es, was die kleine, bescheidene Lampe beleuchtete, die Risler von unten gesehen hatte, als wäre sie von den Kronleuchtern des Balles herabgefallen.

Durch die Antwort des Vater Achilles war der wackere Mann beruhigt, wollte sich, ohne in den Festlärm zu geraten, der ihm sehr unbequem war, in sein Schlafzimmer zurückziehen und benutzte, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, die kleine Hintertreppe, die auch mit dem Büreau des Kassierers in Verbindung stand. Er betrat die fensterreichen Werkstätten, die das vom Schnee zurückstrahlende Mondlicht taghell erleuchtete und die von der heißen, mit Talg- und Firnißgeruch getränkten Stickluft der Tagesarbeit erfüllt waren. Gerüste, auf denen trocknende Tapeten hingen, bildeten lange, leise knisternde Gänge, überall lagen Werkzeuge verstreut, hingen

Arbeitskittel für die Aufgaben des folgenden Tages in Bereitschaft. Nie ging Risler ohne Freude an dem allem vorüber.

Plötzlich bemerkte er am Ende dieser langen Reihe verödeter Räume, daß in Sigismunds Büreau noch Licht brannte. Um ein Uhr morgens arbeitete der alte Kassierer noch? Das war etwas Ungewöhnliches.

Rislers erste Regung war, wieder umzukehren, denn seitdem die unerklärliche Spannung zwischen ihm und Sigismund herrschte und dieser sich ihm gegenüber in stumme Kälte zurückzog, hatte er jedes Zusammentreffen zu vermeiden gesucht. In gekränkter Freundschaft war er der Erklärung ausgewichen; sein Stolz verbot ihm, Planus zu fragen, warum er ihm böse sei. Heute aber fühlte Risler ein solches Verlangen nach herzlicher Aussprache und vertraulichem Verkehr, und die Gelegenheit zum ungestörten Beisammensein mit dem alten Freunde war so günstig, daß er sie nicht versäumen mochte, sondern beherzt in das Comptoir eintrat.

Der Kassierer saß unbeweglich zwischen Haufen von Papieren und großen aufgeschlagenen Rechnungsbüchern, von denen einige zu Boden gefallen waren. Als sein Prinzipal geräuschvoll eintrat, blickte er nicht einmal auf, denn er hatte Rislers Schritt erkannt. Dieser, etwas verschüchtert, zauderte einen Augenblick, dann ging er, getrieben durch eine jener geheimnisvollen Kräfte, die in uns liegen und uns allem Widerstreben zum Trotz in die Bahn unsres Schicksals lenken, geradeswegs auf den Gitterverschlag zu.

„Sigismund!“ sagte er mit ernstem Ton.

Der Alte erhob den Kopf und zeigte ein krampfhaft verzerrtes Gesicht, an dem zwei große Thränen niederrannen, die ersten vielleicht, welche dieser Zahlenmensch in seinem Leben vergossen hatte.

„Du weinst, mein Alter? . . . was fehlt dir?“

Dabei streckte der gute Risler tief gerührt dem Freunde die Hand entgegen; dieser aber zog die seinige hastig zurück. Dies Zurückziehen war ein so heftiges, unwillkürliches, daß

sich Rislers Weichheit sofort in Entrüstung verwandelte. Mit finsterm Gesicht richtete er sich auf.

„Ich biete dir die Hand, Sigismund Planus,“ sagte er.

„Und ich gebe dir die meinige nicht!“ antwortete Planus, indem er sich erhob.

Es entstand eine furchtbare Pause. Aus dem oberen Stock erklangen die gedämpften Töne des Orchesters und das Geräusch des Balles, das rohe, widerwärtige Krachen des Fußbodens, der im Rhythmus des Tanzes erzittert.

„Warum weigerst du dich, mir die Hand zu geben?“ fragte Risler ganz einfach, während das Metallgitter, an das er sich klammerte, leise klirrte.

Sigismund stand ihm gegenüber und stützte sich mit beiden Händen so fest auf den Schreibtisch, als ob er seinen Worten dadurch noch größeren Nachdruck geben wollte.

„Warum? . . . Weil Sie die Firma zu Grunde gerichtet haben; weil nach Verlauf weniger Stunden da, wo Sie jetzt stehen, ein Bote der Bank hunderttausend Franken von mir verlangen wird, während ich, durch Ihre Schuld, nicht einen Sou in der Kasse habe . . . deshalb!“

Risler war wie niedergedonnert.

„Ich soll das Haus zu Grunde gerichtet haben? Ich, ich?“

„Schlimmer als das, Monsieur! Sie haben es durch Ihre Frau zu Grunde richten lassen und Ihre Maßregeln getroffen, so daß Sie durch unsern Ruin und Ihre Schande für alle Zukunft gesichert sind. Oh, ich durchschaue Ihr Spiel, das versichere ich Sie! Das Geld, das Ihre Frau dem unglücklichen Fromont entlockt hat, die Diamanten, das Haus in Asnières und alles übrige ist das persönliche Eigentum derselben, gegen alle Katastrophen geschützt, und so werden Sie jetzt im stande sein, sich von den Geschäften zurückzuziehen . . .“

„Oh . . . Oh!“ stieß Risler mit erlöschender oder vielmehr erstickter Stimme hervor; er fand keine Worte, um das Uebermaß der auf ihn einstürmenden Gedanken auszudrücken. Stammelnd riß er das Gitter so heftig an sich, daß er ein

Stück davon abbrach; er schwankte, fiel zu Boden und blieb regungslos, wortlos liegen. Das einzige, was noch in ihm lebte, war der Wille, nicht zu sterben, ehe er sich gerechtfertigt hatte ... und dieser Wille mußte ein sehr starker sein; denn während seine Schläfen unter dem heftigen Blutandrange hämmerten, sein Gesicht blau wurde, seine Ohren lautes Brausen erfüllte und seine verschleierten Augen sich bereits dem furchtbaren Unbekannten zuzuwenden schienen, sagte er sich mit unverständlicher Stimme — der Stimme des Schiffbrüchigen, dem in Wind- und Wellentosen das Wasser in den Mund dringt —: „Ich muß leben ... ich muß leben!“

Als er wieder zum Bewußtsein kam, saß er auf dem Diwan, den die Arbeiter am Zahltage zu benutzen pflegten. Sein Mantel lag auf dem Fußboden, seine Halsbinde war gelöst, sein Hemd über der Brust durch Sigismunds Federmesser aufgeschnitten. Zum Glück hatte er sich beim Zerbrechen des Gitters die Hände verletzt, und der dadurch entstehende Blutverlust war so heftig, daß er ihn vor einem Schlaganfall bewahrte. Als er die Augen aufschlug, sah er den alten Sigismund und Madame Georges, die der Kassierer in seiner Not herbeigerufen hatte, an seiner Seite, und sobald er sprechen konnte, wandte er sich an sie: „Ist es wahr, Madame Schorsch?“ fragte er mit erstickter Stimme, „ist es wahr, was man mir eben gesagt hat?“

Sie konnte sich nicht entschließen, ihn zu täuschen, und wendete den Blick von ihm ab.

„Also wirklich!“ fuhr der Unglückliche fort; „das Haus ist zu Grunde gerichtet und ich bin schuld ...“

„Nein, Risler ... nein, lieber Freund ... Sie nicht ...“

„Meine Frau ... nicht wahr? O, es ist entsetzlich! ... So habe ich Ihnen meine Schuld der Dankbarkeit bezahlt; aber Sie, Madame Schorsch, Sie haben doch nicht geglaubt, daß ich an dieser Niederträchtigkeit Anteil haben könnte?“

„Nein, lieber Freund, beruhigen Sie sich ... ich weiß, Sie sind der rechtschaffenste Mann auf Erden.“

Er sah sie einen Augenblick an; seine Lippen bebten und er faltete die Hände; denn alle Gefühlsäußerungen dieser einfachen Natur hatten etwas Kindliches.

„Oh, Madame Schorsch, Madame Schorsch,“ murmelte er, „wenn ich bedenke, daß ich Sie zu Grunde gerichtet habe ...“

Trotz des furchtbaren Schlages, den er empfangen und der besonders sein Herz, seine Liebe für Sidonie getroffen hatte, wollte Risler jetzt nur den finanziellen Untergang des Fromontschen Hauses ins Auge fassen, den er durch die Verblendung für sein Weib verschuldet. Plötzlich richtete er sich gewaltsam auf.

„Nichts da ... ich darf nicht weich werden ... ich habe meine Rechnung in Ordnung zu bringen ...“

Madame Fromont erschrak.

„Risler, Risler, was haben Sie vor?“

Sie fürchtete, daß er zu Georges hinaufgehen wolle.

Er verstand sie und sagte mit einem stolzen, verächtlichen Lächeln: „Beruhigen Sie sich ... Monsieur Schorsch mag ungestört weiter schlafen; ich habe jetzt eine dringlichere Aufgabe als die, meine beleidigte Gattenehre zu retten. Bitte, warten Sie hier auf mich ... ich komme wieder.“

Mit diesen Worten stürzte er die kleine Treppe hinauf, und Claire, die seinem Versprechen vertraute, blieb mit Planus zurück. Es war einer jener Momente banger Erwartung, welche durch die Ueberfülle herandrängender Befürchtungen so lang erscheinen. Nach einigen Augenblicken wurden auf der engen, dunkeln Treppe eilige Schritte und das Rauschen von Seidenstoffen hörbar.

Zuerst erschien Sidonie im glänzenden Ballanzuge. Sie war so bleich, daß die Edelsteine, die auf ihrer weißen Haut schimmerten, lebensvoller aussahen als sie selbst und den kalten Marmor einer Bildsäule zu schmücken schienen. Atemlos vom Tanz, vom schnellen Herabsteigen der Treppe, bebend vor Angst und Aufregung stand sie da, und ihre Bänder, Falbeln und Blumen, ihr ganzer modisch-reicher Putz

hing zitternd an ihr nieder. Risler kam hinter ihr her, beladen mit Schmuckkästchen und Papieren. Als er oben angekommen war, hatte er sich sofort auf Sidoniens Sekretär gestürzt, alles herausgerissen, was derselbe an Wertsachen enthielt: Juwelen, Staatspapiere, den Kaufkontrakt des Landhauses in Asnières, und dann von der Schwelle des Zimmers mit lauter Stimme in das Tanzgewühl hineingerufen: „Madame Risler!"

Sie war sogleich herbeigeeilt, ohne daß die Gäste, die gerade im vollen Festgenuß schwelgten, irgend etwas von diesem flüchtigen Auftritt bemerkt hatten. Als sie ihren Mann vor dem Sekretär erblickte, die Schubladen erbrochen, offen, zum Teil mit den tausend Nichtigkeiten, die sie enthielten, auf dem Fußboden liegen sah, begriff Sidonie, daß etwas Furchtbares geschehen werde.

„Komm schnell," sagte Risler; „ich weiß alles."

Sie wollte ihre unschuldige, stolze Miene annehmen, aber er packte ihren Arm mit solcher Heftigkeit, daß sie an die Worte ihres Schwagers Franz erinnert wurde: „Es ist möglich, daß er daran stirbt, aber vorher wird er Sie umbringen" — und da sie sich vor dem Tode fürchtete, ließ sie sich ohne Widerstand fortziehen und hatte nicht einmal den Mut, zu lügen.

„Wohin gehen wir?" fragte sie mit leiser Stimme.

Risler gab keine Antwort; sie fand noch Zeit, mit der Sorgfalt für sich selbst, die sie nie verließ, einen Tüllshawl über ihre nackten Schultern zu werfen, dann riß er sie oder stieß sie vielmehr auf die Treppe nach der Kasse und folgte ihr auf dem Fuße, damit seine Beute ihm nicht etwa entschlüpfen könne.

„Da sind wir," sagte er, als sie eintraten; „wir haben gestohlen und müssen unsern Raub zurückgeben ... Da, Planus, das läßt sich zu Gelde machen." Dabei legte er alle die glänzenden Dinge, mit denen er beladen war, weiblichen Schmuck, kostbare Putzgegenstände und Wertpapiere, auf den Arbeitstisch des Kassierers.

Dann wendete er sich zu seiner Frau: „Gib deine Juwelen her ... rasch, rasch!“

Sie ging langsam dabei zu Werke, öffnete zögernd Ohrgehänge und Armbänder, vor allem aber das prächtige Schloß ihres Diamantenhalsbandes, auf dem der Anfangsbuchstabe ihres Namens, ein glitzerndes S wie eine schlafende Schlange in einem goldenen Ringe lag. Risler, dem es zu lange dauerte, riß ungestüm die feinen Glieder entzwei, und die glänzende Pracht ächzte unter seinen Händen, als ob sie gezüchtigt würde.

„Jetzt komme ich!“ sagte er dann. „Auch ich muß alles hergeben, was ich habe. Da ist mein Taschenbuch ... was habe ich denn noch? ... was habe ich denn noch?“

Mit fieberhafter Hast suchte er an sich herum.

„So, da ist meine Uhr ... mit der Kette wird sie an tausend Franken einbringen ... da meine Ringe ... auch mein Trauring ... alles gehört der Kasse ... alles! ... Wir haben heute morgen hunderttausend Franken zu zahlen; sobald es Tag wird, müssen wir uns auf den Weg machen, müssen verkaufen, liquidieren ... Ich kenne jemand, der das Haus in Asnières zu haben wünscht ... damit werden wir schnell zu stande kommen.“

Er allein sprach und handelte; Planus und Madame Georges sahen schweigend zu, und Sidonie schien völlig willenlos und bewußtlos zu sein. Fröstelnd schauerte sie unter dem kalten Luftzuge zusammen, der in das nach dem Garten führende, wegen Rislers Ohnmacht geöffnete Pförtchen drang, zog mechanisch ihren Tüllshawl fester um die Schultern und starrte, ohne zu denken, vor sich hin. Hörte sie wenigstens die Musik ihres Balles, die in ruhigen Momenten wie in grausamer Ironie herabtönte und mit dem dumpfen Geräusch des Tanzes verschmolz, unter dem die Decke erzitterte? Plötzlich wurde sie durch den Griff einer eisernen Hand ihrer Betäubung entrissen. Ihr Mann packte ihren Arm und führte sie vor die Frau seines Associés.

„Auf die Kniee!“ befahl er.

Claire trat abwehrend zurück.

„Nein, nein, Risler ... lassen Sie das ...“

„Es muß sein!“ sagte der unerbittliche Risler.

„Schadenersatz, Genugthuung! ... auf die Kniee, Elende!“ mit unwiderstehlicher Gewalt schleuderte er Sidonie zu Claires Füßen nieder, und während er sie noch immer am Arme festhielt, befahl er: „Du wirst mir Wort für Wort nachsprechen, was ich dir vorsage ... Madame ...“

Halbtot vor Angst wiederholte Sidonie: „Madame ...“

„Ein ganzes Leben der Demut und Reue ...“

„Ein ganzes Leben der De ... Nein, nein, ich kann es nicht!“ schrie sie auf, sprang empor wie ein scheues Wild, entriß sich den Händen ihres Mannes und eilte durch die offene Pforte, welche sie seit dem Beginn dieser qualvollen Scene mächtig angelockt hatte, in Nacht und Freiheit hinaus und lief durch den wirbelnden Schnee, durch den Wind, der ihre nackten Schultern peitschte, unaufhaltsam von dannen.

„Haltet sie! .. haltet sie! .. Risler, Planus, um aller Barmherzigkeit willen ... so darf sie nicht fort!“

Planus wendete sich der Thür zu, aber Risler hielt ihn fest.

„Ich verbiete dir, dich zu rühren ... hörst du wohl! ... Verzeihen Sie, Madame Schorsch, aber wir haben wichtigere Dinge zu thun ... von Madame Risler kann nicht die Rede sein ... wir haben die Ehre des Hauses Fromont zu retten ... darauf allein kommt es jetzt an, nur darum habe ich mich zu kümmern ... Schnell, Planus, an deinen Schreibtisch, daß wir einen Ueberschlag machen ...“

Planus streckte ihm die Hand entgegen.

„Du bist ein wackerer Mann, Risler! Verzeih mir, daß ich dich beargwohnt habe.“

Risler that, als ob er die Worte nicht gehört hätte.

„Es sind also hunderttausend Franken zu zahlen ... wie aber ist dein Kassenbestand?“

Mit ernster Sammlung setzte er sich in den Gitterverschlag, durchblätterte die Rechnungsbücher, zählte die Rentenbriefe, öffnete die Schmuckkästchen und schätzte mit dem Beistande Sigismunds, dessen Vater Juwelier gewesen war, alle die Kleinodien und Edelsteine ab, die er — ohne ihren Wert zu ahnen — an seiner Frau bewundert hatte.

Während dieser Zeit stand Claire zitternd am Fenster und sah in den kleinen Garten hinaus, wo die wirbelnden Flocken Sidoniens Fußspuren bereits verwischten, als ob sie andeuten wollten, daß die Flucht der Enteilenden keine Hoffnung auf Wiederkehr zulasse.

Oben aber wurde noch immer getanzt. Man glaubte, die Herrin des Hauses sei mit den Vorbereitungen zum Souper beschäftigt, während sie mit bloßem Kopfe, kaum im stande den lauten Ausbruch ihrer Wut, ihres Schmerzes zu unterdrücken, in die Nacht hinausflüchtete.

Wohin hatte sie sich gewendet?

Wie eine Wahnsinnige war sie fortgestürzt, hatte den Garten, die Höfe der Fabrik und die dunkle Wölbung des Thores durcheilt, in dem sich der eisige Wind mit Klagetönen verfing. Vater Achilles erkannte sie nicht ... es waren in dieser Nacht so viele, weißverhüllte Gestalten vorübergehuscht.

Zuerst hatte die junge Frau beabsichtigt, sich zu dem Tenoristen Cazaboni zu begeben, den sie denn doch nicht einzuladen gewagt. Aber er wohnte in Montmartre ... das war zu weit entfernt für den Anzug, den sie trug, und überdies war es unsicher, ob sie ihn zu Hause fand. Auch ihre Eltern hätten ihr sicherlich Zuflucht gewährt, aber sie glaubte bereits die Klagen der Mutter und die harten Strafreden des Vaters zu hören. Endlich dachte sie an Delobelle — ihren guten, alten Delobelle. Bei dem Zusammensturz ihrer Herrlichkeit erinnerte sie sich, daß er ihr den ersten Unterricht im Anstand und feinen Benehmen gegeben, sie tanzen gelehrt, sich über ihr anmutiges Wesen gefreut und damit in ihr das Bewußtsein ihrer Reize geweckt hatte, noch ehe sie

von irgend jemand ein Wort darüber gehört. Ein gewisses Etwas sagte ihr, daß dieser Ausgestoßene ihr allen andern gegenüber recht geben werde. So stieg sie denn in einen der vor dem Thore haltenden Wagen und fuhr nach dem Boulevard Beaumarchais, wo der Schauspieler wohnte.

Mama Delobelle hatte seit einiger Zeit begonnen, für ein Exportgeschäft Strohhüte zu nähen — der traurigste Erwerb, den man sich denken kann, denn mit zwölfstündiger Arbeit verdiente sie höchstens zwei Franken fünfzig Centimes.

Delobelle aber wurde in demselben Maße fetter, als seine arme „Heilige“ abmagerte. Eben hatte er eine kräftig duftende Käsesuppe entdeckt, welche in der warmen Asche für ihn bereit stand, als er hastig an die Thür klopfen hörte. Der Schauspieler erschrak — er hatte diesen Abend im Theater Beaumarchais ein Schauerstück gesehen, das selbst den illustrierten Theaterzettel mit Blut zu bespritzen schien, und erbebte, als zu dieser ungewohnten Stunde Einlaß begehrt wurde.

„Wer ist da?“ rief er mit einer gewisser Aengstlichkeit.

„Ich bin's ... Sidonie ... lassen Sie mich schnell herein!“

Fröstelnd trat sie ins Zimmer, warf ihren Tüllshawl ab, trat an den Ofen, in dem das Feuer dem Erlöschen nahe war, und begann sogleich dem Zorn, der ihr seit einer Stunde die Kehle zusammenschnürte, in heftigen Worten Luft zu machen. Und während sie mit halblauter Stimme — um Mama Delobelle nicht zu wecken, die im Nebenzimmer schlief — von der Scene in der Fabrik erzählte, machte die Kostbarkeit ihres Ballanzuges in diesem armseligen fünften Stockwerk, das leuchtende Weiß ihres zerdrückten Gewandes zwischen dem Haufen grober Hüte und den umherliegenden Strohabfällen den vollen Eindruck eines erschütternden Dramas, einer jener gewaltsamen Katastrophen, durch welche Rang, Vermögen und Empfindungen einen plötzlichen Wechsel erfahren.

„Nie gehe ich wieder in jenes Haus zurück ... das ist auf immer aus, ich bin frei, ganz frei.“

„Wer kann dich aber deinem Manne verraten haben?" fragte der Schauspieler.

„Franz, davon bin ich fest überzeugt. Keinem andern hätte Risler geglaubt; gestern abend ist ein Brief aus Aegypten angekommen ... Wie hat er mich in Gegenwart dieser Frau behandelt ... hat mich gezwungen, vor ihr niederzuknieen ... Aber ich werde mich rächen! ich habe glücklicherweise vor dem Fortgehen noch etwas mitgenommen, was mir dazu helfen soll."

Und ihr Lächeln von ehemals schlängelte sich wieder um die blassen Lippen.

Der alte Komödiant hörte ihr mit lebhaftem Interesse zu. Trotz seines Mitleids mit Risler, dem armen Teufel, und selbst mit Sidonie, die er in seiner Theatersprache als „schöne Sünderin" bezeichnete, konnte er sich nicht enthalten, den ganzen Vorgang vom rein dramatischen Standpunkt zu betrachten, und brach schließlich, von seiner Manie beherrscht, in die Worte aus: „Welche prachtvolle Situation für einen fünften Akt!"

Sidonie hörte ihn nicht; mit irgend einem boshaften Gedanken beschäftigt, dem sie Beifall zulächelte, streckte sie ihre durchbrochenen Strümpfe, ihre feinen, vom Schnee durchnäßten Schuhe dem Feuer zu, um sie zu trocknen.

„Was willst du nun aber anfangen?" fragte Delobelle nach einer Pause.

„Bis zum Morgen hier bleiben ... mich ausruhen ... das weitere wird sich finden."

„Leider kann ich dir kein Bett geben, armes Kind ... Mama Delobelle schläft schon ..."

„Sorgen Sie sich nicht um mich, lieber Delobelle. Ich schlafe dort in dem Lehnstuhle ... Umstände will ich Ihnen nicht machen."

Der Schauspieler seufzte.

„Der Lehnstuhl ... ach! es war der unsrer guten Zizi. Auch sie hat manche Nacht darin zugebracht, wenn die Arbeit drängte. — Ja, ja, die Toten haben es jedenfalls am besten!"

Solchen tröstenden und selbstsüchtigen Gemeinplatz hatte er jederzeit zur Verfügung, und sobald er sich diesmal damit beruhigt hatte, sagte er sich mit tiefem Erschrecken, daß seine Suppe dem Erkalten nahe sei. Sidonie bemerkte seine Aufregung.

„Sie wollten aber zu Abend essen; lassen Sie sich nicht stören!“

„Du hast recht ... ich wollte eben anfangen. — Auch das gehört zu unserm Beruf, zu dem harten Leben, das unsereins zu führen hat ... denn ich harre tapfer aus, liebes Kind ... habe nicht verzichtet ... werde nun und nimmermehr verzichten!“

Was von Désirées Seele in dieser elenden Umgebung zurückgeblieben war, in der sie zwanzig Jahre lang gelebt hatte, mußte bei dieser Versicherung in Schmerz erbeben: er wollte nun und nimmermehr verzichten! Delobelle fuhr fort: „Die Leute mögen übrigens sagen, was sie wollen, es ist und bleibt doch der schönste Beruf der Welt. Man ist frei, von niemand abhängig, gehört ganz dem Ruhme und dem Publikum. Was ich an deiner Stelle thun würde, weiß ich ganz genau. Zum Teufel auch, du bist nicht dazu gemacht, ein kleinbürgerliches Leben zu führen... du bedarfst einer Künstlerexistenz... bedarfst des Erfolges, der Aufregungen, des Wechsels ...“

Während er so sprach, band er sich die Serviette um den Hals und füllte sich einen großen Teller Suppe auf.

„Ganz abgesehen davon, daß deine Erfolge als hübsche Frau deinen Erfolgen als Künstlerin zu Hilfe kommen würden. Weißt du was? nimm ein paar Deklamationsstunden. Mit deiner Stimme, deinem Verstande, deinen äußeren Mitteln hast du eine glänzende Zukunft vor dir.“

Und als ob er sie sofort in die Freuden des „Berufes“ einweihen wolle, fügte er hinzu: „Aber da fällt mir ein, du hast wohl noch nicht zu Abend gegessen? Gemütsbewegungen höhlen den Magen aus ... setze dich, nimm den Teller ... du hast gewiß seit langer Zeit keine Käsesuppe gegessen!“

Er durchwühlte den Schrank, um ein Besteck und eine Serviette für sie zu finden, und sie half ihm dabei, setzte sich ihm gegenüber und konnte über seine mühevollen Vorbereitungen schon wieder ein wenig lachen. Sie sah nicht mehr ganz so blaß aus, und in ihren Augen lag ein heller Glanz, der teils von den kürzlich vergossenen Thränen, teils von der Heiterkeit des Augenblicks herrührte.

Sie war die geborene Komödiantin!

Ihr Lebensglück war zerstört, Familie, Vermögen auf immer verloren; nackt und bloß war sie aus dem Hause geworfen, hatte jede Demütigung, jeden Schimpf erduldet. Das alles hinderte sie aber nicht, mit großem Appetit zu Abend zu essen und auf alle Scherze Delobelles über ihren wahren Beruf und ihre künftigen Erfolge einzugehen. Sie fühlte sich leicht und glücklich, auf dem Wege in ihre wirkliche Heimat, in ihr wirkliches Leben, das der Zigeuner. — Was stand ihr noch bevor? aus wie vielen Höhen und Tiefen konnte ihr neues, unberechenbares, wechselvolles Dasein bestehen? — Daran dachte sie, während sie in Désirées großem Lehnstuhl einschlummerte; aber auch an ihre Rache dachte sie — an ihre liebe, süße Rache, die sie fertig in ihrer Hand hielt und die eben so schwer als sicher treffen mußte.

---

### Zweiundzwanzigstes Kapitel.

## Der neue Commis des Hauses Fromont.

Es war heller Tag, als Fromont junior erwachte. Zwischen dem Drama, das sich unter ihm abspielte, und dem Feste, das über ihm erklang, hatte er in jenem tiefen Schlafe gelegen, der dem Verbrecher in der Nacht vor der Hinrichtung, dem besiegten Feldherrn nach der verlorenen Schlacht zu teil wird — einen Schlaf, aus dem man nie zu erwachen wünscht; der uns, durch das Schwinden jedes Bewußtseins, zum voraus mit dem Tode vertraut macht.

Das grelle Licht, das durch die Fenstervorhänge drang,

und das der dichte Schnee, der den Garten und die umliegenden Dächer bedeckte, noch verstärkte, rief ihn in die Wirklichkeit zurück. Wie ein Schlag ging es durch sein ganzes Wesen, und schon ehe er etwas denken konnte, überkam ihn jenes unbestimmte, bange Gefühl, das halbvergessenes Unglück in uns zurückläßt. Der gewohnte Lärm der Fabrik, das Schnauben und Stampfen der Maschinen, war bereits im vollen Gange. Die Welt existierte also noch! — Nach und nach wachte auch das Bewußtsein seiner Verpflichtungen in ihm auf.

„Heute ist der Tag," sagte er zu sich selbst und wendete sich unwillkürlich dem dunkeln Hintergrunde des Alkovens wieder zu, als ob er aufs neue einzuschlafen wünsche.

Die Glocke der Fabrik ertönte, dann andre Glocken in der Nachbarschaft, dann das Mittagsgeläute.

„Zwölf Uhr schon ... so lange habe ich geschlafen!"

Mit leisen Gewissensbissen, gleichzeitig aber mit einem Gefühl der Erleichterung sagte er sich selbst, daß das Drama der Zahlungseinstellung ohne ihn vorübergegangen sei. Was hatten die andern angefangen? warum hatten sie ihn nicht gerufen?

Er stand auf, schlug die Vorhänge zurück und erblickte Risler und Planus, die im Garten miteinander sprachen; die beiden — die sich so lange vermieden hatten. Was mochte geschehen sein? — Als er fertig war und hinuntergehen wollte, fand er Claire an seiner Thür.

„Du darfst nicht ausgehen," sagte sie.

„Warum nicht?"

„Bitte, bleib' da ... ich werde dir alles erklären."

„Aber was ist denn geschehen? ... Ist jemand von der Bank hier gewesen?"

„Ja, es ist jemand hier gewesen ... die Tratten sind bezahlt."

„Bezahlt?"

„Ja, Risler hat das Geld herbeigeschafft. Seine Frau muß prachtvollen Schmuck gehabt haben — ein Diamanten-

Halsband allein ist für zwanzigtausend Franken verkauft; auch das Landhaus in Asnières mit der ganzen Einrichtung hat er verkauft, und da die gerichtlichen Formalitäten einige Zeit in Anspruch nahmen, haben Planus und seine Schwester die Summe vorgeschossen."

Sie wendete sich ab, während sie das sagte, und er senkte das Haupt, um ihrem Blick nicht zu begegnen.

„Risler ist ein rechtschaffener Mann," fuhr sie fort, „und sobald er hörte, woher der Luxus seiner Frau gekommen war . . ."

„Wie," rief Georges erschreckt, „er weiß?"

„Alles!" antwortete Claire mit gedämpfter Stimme.

Der Unglückliche erblaßte.

„Und . . . und du?" stammelte er.

„Ich? ich wußte alles . . . früher als Risler — gestern — erinnerst du dich — als ich aus Savigny zurückkam, sagte ich dir, daß ich dort Schreckliches gehört hätte und gern zehn Jahre meines Lebens darum hingäbe, diese Fahrt ungeschehen zu machen."

„Claire!"

Eine heiße Regung der Zärtlichkeit kam über ihn; er näherte sich seiner Frau, aber ihr Gesicht war so kalt, so voll trauriger Entschlossenheit, ihre Verzweiflung sprach sich mit so unerbittlicher Kälte in ihrem ganzen Wesen aus, daß er nicht wagte, sie — wie sein Verlangen war — ans Herz zu ziehen, und nur leise bat: „Vergib! . . . vergib!"

„Du findest mich gewiß sehr ruhig, sehr gefaßt," sagte die tapfere Frau; „aber alle meine Thränen habe ich schon gestern geweint. Du glaubtest wahrscheinlich, sie flößen um unsre Geldverluste . . . das war ein Irrtum. Wenn man jung und kräftig ist, wie wir beide, ist solche Feigheit nicht erlaubt; wir sind gegen das Elend gewappnet und sind im stande, ihm Trotz zu bieten. Was ich beweinte, war unser vernichtetes Glück und deine Thorheit, die dich deiner einzigen, wahren Freundin beraubt hat . . ."

Sie war schön, während sie so sprach, schöner, als es Sidonie je gewesen, denn der reine Glanz, der sie umfloß, stammte aus wolkenloser Himmelshöhe, indes die unregelmäßigen Züge jener andern ihren frechen, pikanten Reiz dem trüben Licht einer kleinen Theaterrampe zu verdanken schienen. Die frühere kühle Unbeweglichkeit in Claires Antlitz war jetzt von Zweifeln, von Schmerzen, von allen Qualen der Leidenschaft belebt und durchgeistigt, und wie ein Goldbarren erst seinen vollen Wert erhält, wenn er dem Stempel der Münze unterworfen worden ist, so hatte auch dies schöne Frauenangesicht durch den Stempel des Leidens einen unvertilgbaren Eindruck erhalten, der seiner Schönheit die Vollendung gab.

Georges sah sie voll Bewunderung an. Durch alles, was zwischen ihnen lag, erschien sie ihm lebensvoller, weiblicher, anbetungswürdiger als je. Reue, Verzweiflung, Scham drangen ihm mit dieser neuen Liebe ins Herz, und er wollte niederknieen.

„Nein, nein, steh' auf!" sagte Claire. „Wenn du wüßtest, woran du mich erinnerst ... welch lügenhaftes, haßerfülltes Gesicht ich diese Nacht zu meinen Füßen gesehen habe."

„Ich ... ich lüge nicht!" rief Georges mit stillem Beben. „Claire, ich beschwöre dich im Namen unsres Kindes ..."

In diesem Augenblicke wurde an die Thür geklopft.

„Steh auf! Du siehst, das Leben macht seine Ansprüche an uns," sagte sie leise, mit bitterem Lächeln; dann erkundigte sie sich, was man von ihnen wolle.

Risler schickte; er ließ den Herrn bitten, in das Büreau herunterzukommen.

„Es ist gut," gab sie zur Antwort; „sagen Sie nur, es würde gleich geschehen."

Georges wendete sich der Thür zu, aber sie hielt ihn zurück.

„Nein, laß *mich* gehen; es ist besser, wenn er dich noch nicht sieht."

„Aber ich dächte ..."

„Bleib hier ... ich bestehe darauf. Du weißt nicht,

in welchem Zustande von Zorn und Erbitterung sich der Unglückliche befindet, den ihr beide betrogen habt. Wenn du gesehen hättest, wie er diese Nacht seine Frau an den Armen packte ... sie zu Boden schleuderte ..."

Bei diesen Worten sah sie ihm fest in die Augen; in ihrem Verlangen nach Wahrheit vergaß sie jede Rücksicht gegen sich selbst. Aber Georges verriet keinerlei Gemütsbewegung und erwiderte einfach: „Mein Leben gehört diesem Manne."

„Es gehört auch mir, und ich will nicht, daß du hinuntergehst. Es hat im Hause meines Vaters bereits genug Skandal gegeben. Bedenke doch nur, daß die ganze Fabrik von allem was geschehen ist, genau Bescheid weiß. Wir werden beobachtet, belauscht; die Werkmeister haben mit aller Strenge auftreten müssen, um die Leute bei ihrer Arbeit festzuhalten und alle diese neugierigen Augen zu zwingen, sich ihrem Tagewerk zuzuwenden."

„Man wird glauben, ich versteckte mich ..."

„Und wenn man das glaubte! Aber so sind die Männer ... vor dem größten Verbrechen scheuen sie nicht zurück ... sie betrügen ihr Weib, ihren Freund, während der Gedanke, daß man sie für Feiglinge halten könnte, ihnen ganz unerträglich scheint. Uebrigens höre noch eins: Sidonie ist fort ... fort für immer, und wenn du jetzt gehst, so muß ich annehmen, daß du sie aufsuchen willst."

„Gut, ich bleibe," sagte Georges; „ich werde alles thun, was du verlangst."

Claire begab sich in das Büreau des alten Kassierers; Risler senior war da und schritt, die Hände auf dem Rücken, ruhig auf und nieder. Wer ihn so gesehen, hätte nimmermehr geahnt, welche Stürme seit gestern über ihn hingegangen. Der alte Planus aber strahlte; er hatte von alledem nichts im Auge, als den glücklich überstandenen Zahltag, die gerettete Ehre der Firma.

Als Madame Fromont erschien, lächelte ihr Risler wehmütig zu und schüttelte den Kopf.

„Ich dachte mir schon, daß Sie an seiner Statt kommen würden," sagte er; „aber mit Ihnen habe ich nichts zu thun ... muß unbedingt mit Georges sprechen. Heute morgen sind wir im stande gewesen, unsern Verbindlichkeiten nachzukommen ... das Schlimmste ist somit überstanden, indessen bleibt noch manches übrig, das wir miteinander zu besprechen haben."

„Risler, lieber Freund, ich bitte Sie inständig, warten Sie noch ein wenig ..."

„Warum denn, Madame Schorsch? wir dürfen wirklich keinen Augenblick verlieren. Aber ich weiß schon: Sie fürchten, daß ich mich durch meinen Zorn hinreißen lasse ... beruhigen Sie sich und beruhigen Sie Ihren Mann! Sie wissen, was ich Ihnen gesagt habe: Die Ehre des Hauses Fromont steht mir noch höher als meine eigne; da jene durch meine Schuld in Gefahr gekommen ist, muß ich vor allen Dingen das Unrecht gut machen, das ich gethan oder doch zugelassen habe."

„Sie sind edel und großmütig gegen uns, lieber Risler, das weiß ich."

„O Madame, wenn Sie alles mit angesehen hätten ... er ist ein Heiliger!" sagte der gute Planus, der nicht den Mut hatte, mit dem Freunde zu sprechen, und ihm auf diese Weise seine Reue zeigen wollte.

„Aber fürchten Sie nicht? ... menschliche Kraft hat ihre Grenzen ... wenn Sie dem Manne gegenüber stehen, der Ihnen so viel Böses gethan hat ..."

Risler ergriff ihre Hände und sah ihr mit dem Ausdruck tiefer Bewunderung in die Augen.

„Edles Geschöpf! Sie sprechen nur von dem Bösen, das mir widerfahren ist ... wissen Sie denn nicht, daß ich ihn ebenso sehr, um des Verrates willen, hasse, den er an Ihnen begangen hat? In diesem Augenblicke ist jedoch für mich von alledem nicht die Rede. Ich bin nur ein Kaufmann, der sich mit seinem Associé über das Wohl des Hauses

zu verständigen hat. Lassen sie ihn also ohne jede Besorgnis herkommen, und wenn Sie meiner Heftigkeit mißtrauen, so hören Sie unsre Unterredung mit an. Wenn ich die Tochter meines alten Herrn vor Augen habe, werde ich mich sicherlich meines Wortes und meiner Pflicht erinnern."

„Ich glaube Ihnen, lieber Freund," sagte Claire und ging hinauf, ihren Mann zu holen.

Der erste Augenblick des Zusammentreffens war entsetzlich. Georges trat bleich, bewegt, gedemütigt heran und hätte tausendmal lieber der Pistole dieses Mannes auf zwanzig Schritt Entfernung gegenüber gestanden. Jetzt aber mußte er ihm als ein Schuldbeladener begegnen, den die Strafe noch nicht ereilt hat, und mußte seine Aufregung soweit bemeistern, daß er zur ruhigen Besprechung von Geschäftsinteressen fähig war.

Risler sah ihn nicht an; er fuhr fort mit großen Schritten auf und ab zu gehen und begann: „Unser Haus hat eine schwere Krisis zu überstehen. Heute ist es uns möglich gewesen, unsern Verpflichtungen nachzukommen, aber weitere Zahlungen stehen uns bevor. — Meine unglückselige Erfindung hat mich seit langer Zeit von dem Geschäft fern gehalten, jetzt aber bin ich frei und kann mich wieder ganz den Interessen des Hauses widmen. Auch Sie müssen das wieder thun ... auch Sie! Unsre Arbeiter und Commis sind nur zu sehr dem Beispiel der Prinzipale gefolgt, so daß jetzt große Unordnung und Lässigkeit herrschen. Heute morgen hat zum erstenmal seit Jahresfrist die Arbeit zur bestimmten Stunde angefangen. Ich zähle darauf, daß Sie das alles wieder ins rechte Gleis bringen werden. Was mich betrifft, so kehre ich zu meinen Zeichnungen zurück. Unsre Muster sind veraltet ... für die neuen Maschinen müssen neue Muster herbeigeschafft werden. In meine Erfindung setze ich große Hoffnungen ... Meine Versuche damit sind über alle Erwartung gelungen, und ich bin überzeugt, daß wir in dieser Druckmaschine das sichere Mittel besitzen, unserm Geschäft

einen neuen Aufschwung zu geben. Ich habe Ihnen das nicht früher gesagt, weil ich Sie überraschen wollte ... wir wollen uns aber dergleichen nie wieder bereiten ... nicht wahr, Georges?"

Dabei war seine Stimme von so herzzerreißender Ironie, daß Claire zitternd einen Ausbruch seines Zornes erwartete; aber in einfach-ruhigem Tone fuhr er fort: „Ja, ich glaube, versichern zu dürfen, daß nach Verlauf eines halben Jahres die Rislersche Druckmaschine herrliche Resultate ergeben wird. Dies halbe Jahr wird jedoch schwer zu überstehen sein. Wir müssen uns einschränken, unsre Ausgaben vermindern, sparen wo wir irgend können. Wir beschäftigten fünf Zeichner — von jetzt an werden wir nur noch zwei haben; die drei andern werde ich, wenn ich meine Nächte zu Hilfe nehme, ersetzen können. Ueberdies verzichte ich von heute ab auf meine Einnahme als Associé; ich werde wie ehemals meinen Gehalt als Werkmeister beziehen, weiter nichts."

Fromont junior wollte ihm antworten, aber mit einer Handbewegung hielt ihn Claire zurück und Risler fuhr fort: „Ihr Associé, Georges, bin ich nicht mehr. Von Stund an werde ich wieder der Angestellte Ihres Hauses, der ich immer hätte bleiben sollen. Von Stund an ist unsre Firma aufgelöst ... ich will es so — verstehen Sie mich recht; ich will es! Wir bleiben in dem eben bezeichneten Verhältnis zu einander, bis der Tag gekommen ist, wo das Haus wieder fest steht, wie ehemals, und wo es mir vergönnt sein wird ... aber was ich dann zu thun gedenke, geht niemand an, als mich selbst. Das war es, was ich Ihnen zu sagen hatte, Georges. Sie müssen sich mit allem Eifer um die Fabrik bekümmern, müssen sich zeigen, müssen die Gegenwart des Herrn wieder fühlbar machen; wenn Sie das thun, so glaube ich, daß von dem Unheil, das uns betroffen, das eine oder andre wieder gut zu machen ist."

Während der Pause, die jetzt eintrat, wurde im Garten Räderrollen hörbar und zwei große Möbelwagen hielten an der Freitreppe.

Verzeihen Sie," sagte Risler; „ich muß mich einen Augenblick entfernen ... Die Wagen des Hotel des Ventes sind da, um mein Mobiliar abzuholen."

„Wie? Sie wollen auch Ihre Möbel verkaufen?" fragte Madame Fromont.

„Gewiß! bis zum letzten Stücke ... ich gebe sie der Firma wieder, der sie gehören."

„Unmöglich!" rief Georges; „das kann ich nicht zugeben."

Mit einer Bewegung des Unwillens sah sich Risler nach ihm um.

„Was sagen Sie? was dürfen Sie nicht zugeben?"

Claire wendete sich zu ihm mit flehender Gebärde.

„Sie haben recht ... Sie haben recht," murmelte er und eilte hinaus, um der Versuchung, sein Herz endlich zu erleichtern, aus dem Wege zu gehen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das zweite Stockwerk war verödet; die schon in aller Frühe abgelohnte Dienerschaft hatte die Wohnung in der vollen Unordnung des Morgens nach einem Feste zurückgelassen. Dazu kam noch der eigentümliche Anblick, der Orten anhaftet, wo sich irgend ein Drama zugetragen und die nun gleichsam in Erwartung schweben zwischen dem, was geschehen ist und noch geschehen wird. Die offnen Thüren, die in Winkeln aufgehäuften Teppiche, die Präsentierteller mit Gläsern, die Vorbereitungen zum Souper, die gedeckte, unberührte Tafel, der Staub des Balles, der auf den Möbeln lag, der gemischte Geruch von Punsch, welken Blumen, Puder — alle diese Einzelheiten bedrückten Risler, sobald er eintrat.

Im Salon, wo ein wüstes Durcheinander herrschte, stand der Flügel offen, und der Galopp aus „Orpheus in der Unterwelt" lag aufgeschlagen auf dem Notenpulte. Die glänzenden Tapeten, von denen diese Unordnung umrahmt war, die umgefallenen, gleichsam erschreckten Stühle gaben dem Raum das Aussehen eines Schiffssalons nach einer angstvollen Sturmnacht, in welcher inmitten eines Festes,

der Angstruf erschallt, daß das Fahrzeug ein Leck erhalten, und daß von allen Seiten das Wasser hereindringt.

Man fing an, die Möbel hinunter zu schaffen.

Risler sah den Arbeitern mit einer so gleichgültigen Miene zu, als ob er sich in einem fremden Hause befände. All der Glanz, der ihn bisher so stolz und glücklich gemacht, flößte ihm jetzt unüberwindlichen Ekel ein; aber eigentümlich bewegt fühlte er sich, als er das Schlafzimmer seiner Frau betrat.

Es war ein großes Gemach, dessen Wände von blauem Atlas und weißen Spitzen bekleidet waren — das echte Nest einer Cocotte. Hier und da lagen zerrissene Tüllfalbeln, zerknitterte Bandschleifen und künstliche Blumen; die Kerzen des Ankleidespiegels waren vollständig niedergebrannt und hatten die gläsernen Lichtmanschetten zersprengt. Das Bett aber mit seinen schweren, zurückgeschlagenen Vorhängen und seiner blauen, spitzenbesetzten Decke war inmitten dieses Wirrwars unberührt geblieben und schien das Lager einer Toten zu sein — ein Paradebett, in dem niemand mehr schlafen sollte.

Rislers erste Regung, als er eintrat, war ein wilder Zorn. Er hätte sich auf alle diese Dinge stürzen, sie zerreißen, zertrümmern, zerschmettern mögen. Denn nichts gibt ein treueres Abbild von dem Wesen einer Frau als ihr Schlafgemach; selbst wenn sie abwesend ist, lächelt uns ihr Gesicht aus den Spiegeln entgegen, in denen sie sich so oft beschaut; etwas von ihr selbst, von ihrem Lieblingsparfüm haftet an allem, was sie berührt hat; ihre Haltung läßt sich an den Kissen des Diwans erkennen und ihr Kommen und Gehen vom Spiegel zum Waschtisch ist auf dem Muster des Teppichs zu sehen. Was hier jedoch vor allem an Sidonie erinnerte, war eine mit Nippsachen beladene Etagere, unbedeutende Chinoiserieen, mikroskopische Fächer, ein Puppenservice, vergoldete Schuhe, Schäfer und Schäferinnen, die sich gegenüberstanden und kalte, glänzende Porzellanblicke wechselten. Diese Etagere war Sidoniens Seele; ihre alltäg-

lichen, kleinlichen, eitlen, leeren Gedanken glichen diesem nichtigen Tand. Hätte Risler, als er sie diese Nacht in seinen Händen hielt, ihren kleinen, zerbrechlichen Kopf zerschmettert, sicherlich wären statt des Hirnes eine Anzahl solcher Nippsachen herausgefallen.

Während der unglückliche Mann inmitten des Hämmerns, des Kommens und Gehens der Arbeiter sich in schwermütige Betrachtungen verlor, ließen sich hinter ihm kurze, halb zögernde, halb zudringliche Schritte hören und Monsieur Chèbe, der kleine Monsieur Chèbe erschien, rot, atemlos, glühend vor Aufregung. Wie immer setzte er sich auch jetzt seinem Schwiegersohn gegenüber auf das hohe Pferd.

„Was hat das zu bedeuten? ... Was muß ich hören? ... Wollen Sie denn ausziehen?“

„Ausziehen? nein, Monsieur Chèbe ... ich verkaufe.“

Der kleine Mann schnellte in die Höhe wie ein verbrühter Karpfen.

„Verkaufen? ... was denn?“

„Alles!“ antwortete Risler mit tonloser Stimme, ohne ihn auch nur anzusehen.

„Aber lieber Schwiegersohn ... so nehmen Sie doch Vernunft an! Du lieber Gott, ich will Sidoniens Benehmen ... übrigens weiß ich nichts, gar nichts ... habe nie etwas hören wollen! ... Erlauben Sie nur, daß ich Sie an das erinnere, was Sie Ihrer eignen Würde schuldig sind. Zum Teufel auch! — seine schmutzige Wäsche wäscht man doch im Familienkreise, gibt sich nicht, wie Sie seit heute früh gethan, den spöttischen Blicken der Leute preis. Sehen Sie doch nur, wie sie aus allen Fenstern der Fabrik neugierig herausschauen! Und unter dem Thorwege erst ... Sie sind wahrhaftig die Fabel des ganzen Stadtviertels!

„Um so besser! Da die Schande eine öffentliche war, muß es auch die Sühne sein.“

Rislers scheinbare Ruhe, seine Gleichgültigkeit gegen alle guten Lehren versetzten Monsieur Chèbe in zornige Un-

geduld. Er zog andre Saiten auf und begann mit seinem Schwiegersohne in dem ernsten, befehlenden Tone zu reden, der Kindern und Narren gegenüber angestimmt wird.

„Nun wohl! so lassen Sie sich sagen, daß Sie nicht berechtigt sind, hier etwas fortzuschaffen. Ich widersetze mich diesem Verfahren mit meiner ganzen Manneskraft, meiner ganzen väterlichen Autorität. Glauben Sie etwa, ich würde Ihnen gestatten, mein Kind auf das Stroh zu werfen? ... Nein, durchaus nicht! ... durchaus nicht! ... Es sind der Thorheiten genug geschehen ... auch nicht ein Stück weiter wird hier fortgeschafft.“

Dabei machte Monsieur Chèbe die Thür zu und pflanzte sich in heldenhafter Haltung davor auf. Zum Kuckuck auch! sein eignes Interesse war gefährdet. Lag erst, wie er gesagt hatte, seine Tochter auf Stroh, so kam auch er in Gefahr, nicht mehr auf Federn zu schlafen. Wie er so dastand als zürnender Vater, war er prächtig anzuschauen, aber leider nicht für lange Zeit. Zwei Hände, zwei Schraubstöcke bemächtigten sich seiner Handgelenke, und plötzlich befand er sich mitten im Zimmer, so daß die Thür für die Arbeiter frei blieb.

„Chèbe, mein Junge, hören Sie mich aufmerksam an!“ sagte Risler, indem er sich zu ihm niederbeugte. „Meine Geduld ist zu Ende ... seit heute morgen gebe ich mir unsägliche Mühe, mich zu beherrschen, aber es bedarf nur einer Kleinigkeit, meinen Zorn zum Ausbruch zu bringen, und wehe dem, der davon betroffen wird! Ich bin ganz der Mann dazu, einen umzubringen ... also machen Sie, daß Sie fortkommen ... schnell!“

Er sagte das mit einem solchen Nachdruck, und die Art und Weise, mit welcher er seinen Schwiegervater schüttelte, war so beredt, daß dieser sofort zur Einsicht kam und sogar einige Entschuldigungen stammelte. Sicherlich war Risler zu seiner Handlungsweise berechtigt; alle rechtschaffenen Leute mußten auf seiner Seite stehen. ... Dabei zog sich Monsieur Chèbe

rücklings nach der Thür zurück, und als er dort angelangt war, erlaubte er sich die schüchterne Frage, ob die kleine Jahresrente der Mutter Chèbe auch ferner ausgezahlt würde.

„Jawohl," antwortete Risler; „aber überschreiten Sie dieselbe nie, denn meine Stellung hier ist nicht mehr wie bisher ... ich bin nicht mehr Teilhaber der Firma."

Monsieur Chèbe machte große, verwunderte Augen und sein Gesicht nahm jenen blödsinnigen Ausdruck an, der viele Leute zu dem Glauben brachte, daß der Unfall, der ihm widerfahren — Sie wissen, dem Herzog von Orleans war dasselbe begegnet — nicht von ihm erfunden sei. — Uebrigens erlaubte er sich nicht die leiseste Bemerkung. Sein Schwiegersohn war ja geradezu wie umgewechselt! ... konnte diese Tigerkatze, deren Haare sich bei jedem Worte sträubten und die sich bereit erklärte, einen Menschen umzubringen, konnte sie wirklich Risler sein?

Der kleine Mann zog sich eilig zurück, fand jedoch am Fuße der Treppe seine Haltung wieder und ging im Siegerschritt über den Hof.

Nachdem alle Zimmer ausgeräumt waren und Risler sie noch einmal durchwandert hatte, schloß er die Wohnung ab und ging mit dem Schlüssel in die Kassenstube, um ihn Madame Fromont einzuhändigen.

„Sie können die Wohnung vermieten," sagte er; „auch das ist wieder eine Zubuße für das Geschäft."

„Und Sie, lieber Freund?"

„Ich? — meine Ansprüche sind nicht groß: ein Feldbett in einer der Mansardenstuben, das ist für den Commis genug. Denn — lassen Sie mich das wiederholen — fortan bin ich nur noch Ihr Commis ... und ein guter Commis werde ich sein, fleißig und zuverlässig, über den Sie nicht zu klagen haben werden — das versichere ich Sie!"

Georges, der mit Planus Rechnungen durchsah, wurde von diesen Worten des unglücklichen Mannes so ergriffen, daß er hastig aufstand und fortging; er war dem Auf-

schluchzen nahe. Auch Claire war tief gerührt, und auf den neuen Commis des Hauses Fromont zutretend, sagte sie: „Risler, ich danke Ihnen im Namen meines Vaters."

„An ihn habe ich die ganze Zeit gedacht", gab er einfach zur Antwort.

In diesem Augenblick trat der Vater Achilles herein und brachte die Morgenpost.

Risler nahm den Haufen Briefe, öffnete einen nach dem andern und reichte die gelesenen Planus zu.

„Da ist eine Bestellung aus Lyon. ... Warum hat man versäumt, nach Saint-Etienne zu schreiben?"

Mit aller Willenskraft versenkte er sich in die Einzelheiten der Geschäfte, und sein dringendes Verlangen nach Ruhe und Vergessenheit gab ihm eine seltene Schärfe und Klarheit des Urteils.

Plötzlich erblickte er zwischen den großen, mit Firmenstempeln versehenen Briefen, deren Form und Papier kaufmännisches Herkommen und hastige Beförderung verrieten, einen kleinen, zierlichen, sorgsam versiegelten Brief, der sich so verräterisch zwischen die andern eingeschlichen, daß er ihn anfangs nicht bemerkt hatte. Die feine, schlanke, feste Handschrift erkannte er sogleich. „An Herrn Risler — zu eignen Händen" — das hatte Sidonie geschrieben. Wieder stieg das Gefühl in ihm auf, das er oben in ihrem Schlafzimmer gehabt hatte.

Seine ganze Liebe, der ganze Zorn des betrogenen Ehemannes überfluteten sein Herz und erfüllten ihn mit der Entrüstung, die zum Mörder machen kann. Was hatte sie ihm zu schreiben? welche neue Lüge hatte sie ersonnen? ... Er war im Begriff, den Brief zu öffnen, besann sich aber eines andern, denn er sagte sich selbst, daß ihn das Lesen dieser Zuschrift seiner mühsam behaupteten Kraft berauben könnte, und wendete sich an den Kassierer.

„Sigismund, lieber Alter," flüsterte er; „willst du mir einen Gefallen thun?"

„Natürlich!“ rief der wackere Mann, ganz entzückt, daß der Freund wieder in dem vertraulichen Ton von ehedem mit ihm sprach.

„Sieh her, da ist ein Brief an mich, den ich jetzt nicht lesen möchte. Ich bin überzeugt, daß er mich um Leben und Denken bringen würde. Du hebst ihn mir auf, nicht wahr? und auch das noch.“

Dabei zog er ein sorgsam verschnürtes Päckchen aus der Tasche und reichte es Planus durch das Gitter zu.

„Dies ist alles, was mir von der Vergangenheit und von dem Weibe geblieben. ... Ich will sie nicht wiedersehen und nichts, was mich an sie erinnern könnte, bis ich meine Aufgabe hier im Hause zu Ende und zwar gut zu Ende geführt habe. Dazu — das wirst du begreifen — bedarf ich meines ganzen Kopfes. — Den Chèbes wirst du ihre kleine Jahresrente zukommen lassen ... und wenn sie um etwas bitten sollte, thust du, was nötig ist, sagst mir aber nichts davon. ... Und was ich dir gegeben habe, hebst du mir sorgfältig auf, bis ich es zurückverlange.“

Planus schloß Brief und Päckchen in ein Geheimfach seines Sekretärs, das allerlei Wertpapiere enthielt, während Risler zu der Durchsicht der Handelskorrespondenz zurückkehrte. Aber wieder und wieder sah er bei seiner Beschäftigung die zierlichen Schriftzüge vor Augen, die jene kleine, feine Hand geschrieben, welche er so oft, so warm ans Herz gedrückt hatte.

---

## Dreiundzwanzigstes Kapitel.

## Im Café chantant.

Es war ein seltener Diener von großer Gewissenhaftigkeit, den das Haus Fromont in seinem neuen Commis gewonnen hatte.

Tag für Tag war seine Lampe die erste, welche die Fenster der Fabrik erhellte, und die letzte, die verlöscht

wurde. Man hatte ihm oben, unter dem Dache, eine kleine Stube eingerichtet, die ganz der Trappistenzelle glich, welche er früher mit Franz bewohnt hatte, und deren Einrichtung aus einem eisernen Feldbett und einem Tische von rohem Tannenholz bestand, über dem das Bild seines Bruders hing. Auch das alte, thätige, regelmäßige, einsame Leben von damals hatte er wieder aufgenommen.

Er arbeitete unablässig und ließ seine Mahlzeiten aus dem kleinen Milchladen an der Straßenecke holen, aber ach! Jugend und Hoffnung waren auf immer dahin und damit auch der Reiz aller dieser Erinnerungen entschwunden. Ein Glück nur, daß ihm Franz und Madame Schorsch geblieben waren — die einzigen Wesen, an die er ohne Bitterkeit denken konnte. Madame Schorsch war immer für ihn da, immer darauf bedacht, ihn zu pflegen und zu trösten, und Franz schrieb häufig, ohne jemals Sidoniens Namen zu erwähnen. Risler glaubte, daß er von irgend einer Seite von dem Geschehenen unterrichtet sei und aus Schonung jede Anspielung darauf vermeide. „Wenn ich ihn nur erst zurückrufen könnte!“ — Der Fabrik den alten Glanz zu geben und den Bruder heimkehren zu lassen, das war sein Traum, sein einziges Bestreben.

Inzwischen flossen seine Tage in immer gleicher Weise dahin, im geräuschvollen Treiben des Geschäftslebens und der herzbeklemmenden Einsamkeit seines Kummers. Jeden Morgen ging er hinunter, um die Arbeitssäle zu durchwandern, in denen die Achtung, die er allgemein einflößte, und sein ernstes, strenges Wesen die auf kurze Zeit gestörte Ordnung wiederhergestellt hatten. Anfangs hatte man viel geschwatzt und Sidoniens Verschwinden verschiedene Deutungen gegeben. Die einen sagten, sie sei mit einem Geliebten entflohen, die andern, Risler habe sie fortgejagt.

Was aber allen Vermutungen widersprach, war das Verhältnis der beiden Associés, die so einfach wie früher miteinander verkehrten. Zuweilen freilich, wenn sie im

Comptoir allein waren, fuhr Risler plötzlich zusammen, eine Vision des an ihm verübten Verrats stieg vor ihm auf und er sagte sich selbst, wie tausendfach ihn die Augen, die er da vor sich sah, der Mund, das ganze Antlitz belogen hatten.

Dann kam wohl ein leidenschaftliches Verlangen über ihn, den Elenden an der Gurgel zu packen und mitleidslos zu erwürgen; aber der Gedanke an Madame Schorsch hielt ihn immer wieder davon zurück. Sollte er weniger Mut beweisen als diese junge Frau? — Weder Claire, noch Fromont, noch irgend ein andrer ahnten, was in ihm vorging. Die einzige Veränderung in seinem Wesen war eine gewisse Härte und Unbeugsamkeit, die er früher nicht besessen hatte. Für die Arbeiter war Risler senior zur Respektsperson geworden, und auch diejenigen unter ihnen, die sich nicht vor seinem in einer Nacht ergrauten Haar, seinen eingefallenen, gealterten Zügen beugten, zitterten vor dem eigentümlichen Blick seiner Augen, die an den schwarzblauen Glanz einer Stahlklinge erinnerten. Er, der sonst im Verkehr mit den Arbeitern sanft und freundlich gewesen war, zeigte sich jetzt bei der geringsten Versäumnis oder Unordnung von unerbittlicher Strenge. Es war, als ob er damit eine frühere, blinde und verderbliche Nachsicht wieder gut machen wolle.

Gewiß, der neue Commis des Hauses Fromont war ein wunderbar treuer Diener.

Ihm war es zu verdanken, daß die alte Glocke der Fabrik, trotz ihrer klanglosen, zitternden Stimme, bald wieder ihre frühere Gewalt ausübte, und während er alles leitete und überwachte, gönnte er sich selbst nicht die mindeste Erholung. Mäßig wie ein Lehrbursche ließ er durch den alten Planus drei Viertel seines Gehalts dem Chèbeschen Ehepaar zukommen, fragte aber nie nach ihrem Ergehen. Pünktlich am letzten jedes Monats erschien der kleine Mann, um die geringe Summe in Empfang zu nehmen, und war dabei dem alten Sigismund gegenüber so steif und herablassend, wie sich's für einen Rentenbesitzer gebührt. Madame Chèbe

hatte versucht, bis zu ihrem Schwiegersohn zu gelangen, den sie beklagte und von Herzen liebte; aber sobald die Palmen ihres türkischen Shawls am Hofthor sichtbar wurden, ergriff der Gatte Sidoniens die Flucht.

Der Mut, mit dem er sich so tapfer wappnete, war im Grunde doch nur äußerliche Festigkeit. Der Gedanke an seine Frau verließ ihn keinen Augenblick. Was war aus ihr geworden? was fing sie an? — Er machte Planus beinahe einen Vorwurf daraus, daß dieser ihm nichts von ihr berichtete. Der Brief besonders kam ihm nicht aus dem Sinn, der Brief, den zu lesen er sich versagt hatte. Unablässig mußte er daran denken — ach! wenn er nur den Mut gehabt hätte — wie gern würde er Sigismund darum gebeten haben.

Eines Tages wurde die Versuchung zu stark. Der alte Kassierer war zum Frühstück fortgegangen und hatte, gegen seine Gewohnheit, den Schreibtischschlüssel stecken lassen. Risler konnte nicht widerstehen; er öffnete die Schublade, suchte, kramte in den Papieren — der Brief lag nicht mehr da; wahrscheinlich hatte ihn Sigismund — vielleicht in der Voraussicht schwacher Augenblicke — noch sorgfältiger verwahrt. Im Grunde war Risler auch mit seinem Mißerfolg nicht unzufrieden; er fühlte nur zu gut, daß ihn das Auffinden des Briefes der thatkräftigen Resignation beraubt hätte, in welcher er so mühevoll verharrte.

Die Woche hindurch ging es noch leidlich; das Dasein war erträglich, denn den ganzen Tag füllten die tausend Aufgaben für die Interessen des Hauses, und wenn die Nacht hereinbrach, fiel Risler bewußtlos vor Ermüdung auf sein Lager. Der Sonntag dagegen war endlos und qualvoll für ihn. Die Stille in den Höfen, den verödeten Arbeitssälen gab seinen Gedanken einen weiten Spielraum. Er versuchte zu arbeiten, aber die Anfeuerung, die gemeinsamer Thätigkeit entquillt, fehlte ihm. Er allein sollte in dieser weitläufigen Arbeitsstätte, deren Atem sogar stillstand, fleißig sein! — Die vorgeschobenen Riegel, die herabgelassenen

Rouleaux, die laute Stimme des Vater Achilles, der im menschenleeren Hofe mit seinem Hunde spielte, alles sprach von Ruhe und Einsamkeit, das ganze Stadtviertel machte denselben Eindruck; in den Straßen, wo nur selten ein Vorübergehender sichtbar wurde, hatte das Glockengeläut, das zur Vesper rief, einen melancholischen Klang, und wenn hin und wieder, wie ein fernes Echo des Pariser Treibens, Räderrollen, Leierkastentöne oder das Glöckchen einer Kuchenverkäuferin in die Stille herüberschallte, schien dieselbe dadurch nur um so tiefer zu werden.

Risler entwarf neue Zusammenstellungen von Blumen und Blättern, aber während er den Bleistift arbeiten ließ, schweiften seine Gedanken, die hierbei nicht völlig in Anspruch genommen waren, in die Weite, suchten das verlorene Glück, riefen unvergeßliche Katastrophen wach, ließen ihn sein ganzes Martyrium noch einmal erleben und — kehrten sie endlich zu dem armen Nachtwandler zurück, der noch immer an seinem Zeichenbrette saß, so fragten sie: „was hast du in unsrer Abwesenheit gethan?“ — Ach, er hatte nichts zu stande gebracht.

O, diese langen, traurigen, qualvollen Sonntage! Wir dürfen auch nicht vergessen, daß seine Seele von der frommen Vorliebe des Volkes für den geheiligten Feiertag erfüllt war, für die vierundzwanzigstündige Ruhe, die dem Arbeiter Kraft und Mut zurückgibt. Wenn er ausgegangen wäre, hätte er beim Anblick eines von Weib und Kind begleiteten Arbeiters vielleicht laut aufschluchzen müssen, aber seine klösterliche Abgeschiedenheit bereitete ihm andre Qualen, erfüllte ihn mit der Verzweiflung, den bitteren Seelenkämpfen des Einsiedlers, wenn der Gott, dem er sich geweiht hat, sein Opfer nicht anzuerkennen scheint. Der Gott Rislers aber war die Arbeit, und da er nun auch in ihr weder Ruhe noch Heiterkeit wiederfand, verlor er den Glauben an sie und war nahe daran, ihr zu fluchen.

Zuweilen wurde in diesen Stunden voll bitteren Kampfes die Thür des Zeichensaales leise geöffnet und Claire Fromont

trat herein. Die Einsamkeit des unglücklichen Mannes in diesen langen Sonntagnachmittagen ging ihr zu Herzen, und sie kam, ihm mit ihrer Kleinen Gesellschaft zu leisten; wußte sie doch aus Erfahrung, wie besänftigend der Verkehr mit Kindern zu wirken vermag. Die Kleine, die jetzt allein gehen konnte, entwand sich den Armen der Mutter, um zu dem Freunde zu laufen. Risler hörte ihre kurzen, eiligen Schritte, fühlte ihren leichten Atem hinter sich und hatte davon augenblicklich einen beruhigenden, erfrischenden Eindruck. Sie schlang ihm so freundlich die runden Aermchen um den Hals, lachte ihm so fröhlich und unbefangen zu und küßte ihn mit dem lieblichen Munde, der noch keine Lüge gesagt hatte. Claire Fromont, die noch an der Thür stand, sah die beiden lächelnd an.

„Risler, lieber Freund,“ sagte sie herzlich, „kommen Sie mit in den Garten; Sie überarbeiten sich, werden sich krank machen.“

„Nein, nein, Madame Schorsch; die Arbeit allein ist's, die mich aufrecht erhält ... sie hindert mich am Denken und Grübeln.“

Nach langer Pause begann sie aufs neue: „Mein guter, lieber Risler, nehmen Sie sich zusammen, suchen Sie zu vergessen ...“

Er schüttelte den Kopf.

„Vergessen ... kann man das? — Es gibt Dinge, die über unsre Kräfte gehen. Man kann vergeben, aber man vergißt nicht.“

Fast immer gelang es dem Kinde, ihn in den Garten hinunter zu locken. Mochte er Lust haben oder nicht, die Kleine bestand darauf, daß er ihr helfen müsse, mit Sand oder mit dem Balle zu spielen. Aber nur zu bald bemerkte sie, wie ungeschickt und gleichgültig ihr Spielgefährte war, und dann begnügte sie sich damit, ruhig an seiner Seite zwischen den Buchsbaumeinfassungen der Beete hin und her zu gehen und die Hand des Freundes festzuhalten. Nach

wenigen Augenblicken hatte Risler dann zwar kein Bewußtsein von ihrer Gegenwart, aber ohne daß er darauf achtete, übte die kleine, warme Hand, die in der seinigen lag, einen magnetischen Einfluß auf ihn aus und linderte die Pein seines verwundeten Herzens.

„Man kann vergeben, aber man vergißt nicht!"

Auch die arme Claire wußte das, denn trotz ihres mutigen Wollens, trotz ihres tiefen Pflichtgefühls hatte sie nicht vergessen. Für sie wie für Risler wurde die Umgebung, in der sie lebte, zur beständigen Erinnerung an ihr Unglück; mitleidslos rissen die Gegenstände um sie her alle Wunden wieder auf, wenn sie eben vernarben wollten. Die Treppe, der Garten, der Hof, alle die Zeugen und stummen Mitschuldigen des Ehebruchs hatten an gewissen Tagen ein geradezu unerbittliches Aussehen. Selbst die Beflissenheit, mit der ihr Georges peinliche Erinnerungen fernzuhalten suchte, sein ängstliches Bemühen, sie abends nicht allein zu lassen und ihr von seinen Ausgängen Rechenschaft zu geben, alles mahnte sie aufs neue an seinen Verrat. Mehr als einmal war sie im Begriff, ihn um Gnade zu bitten, ihm zu sagen: „Thue nicht zu viel!" — Aber ihr Glaube an ihn war vernichtet, und die furchtbare Qual des Priesters, der dem Zweifel anheim gefallen ist und dennoch seinem Gelübde treu zu bleiben trachtet, verriet sich auch in ihrem bittern Lächeln, in ihrer stillen, klaglosen Freundlichkeit.

Georges war sehr unglücklich. Jetzt liebte er seine Frau; die Größe ihres Wesens hatte ihn besiegt. Seine Liebe war mit Bewunderung gemischt, und — warum sollten wir es nicht gestehen — Claires Herzenskummer ersetzte in den Augen ihres Mannes jenen Mangel an Koketterie, den er ihr in der Stille vorgeworfen hatte. Er gehörte zu der Klasse von Männern, denen es wohlthut, Eroberungen zu machen, Widerstand zu besiegen. Die kalte, launenhafte Sidonie hatte dieser Herzensverirrung Genüge gethan. Nachdem sie sich heute in der zärtlichsten Weise von ihm getrennt

hatte, fand er sie morgen gleichgültig und zerstreut, und diese Notwendigkeit, sie immer aufs neue zu fesseln, trat für ihn an die Stelle wirklicher Leidenschaft. Ein stilles Liebesglück wurde ihm langweilig, wie dem Seemann eine sturmlose Fahrt. Nun aber war seine Ehe dem Schiffbruch nah gewesen, und noch immer war nicht alle Gefahr vorüber. Er wußte, daß Claire sich von ihm abgewendet hatte, daß ihr Herz ganz dem Kinde gehörte und daß dieses fortan das einzige Bindemittel zwischen ihnen war. Diese Entfremdung ließ sie ihm schöner und begehrenswerter erscheinen als je, und er bot alle seine Liebenswürdigkeit auf, sie wiederzugewinnen. Er fühlte, daß es eine schwere Aufgabe sei und daß er es mit einem ungewöhnlichen Wesen zu thun habe, aber er verzweifelte nicht; denn zuweilen leuchtete in der Tiefe ihrer sanften, scheinbar gleichgültigen Augen, beim Anblick der Mühe, die er sich gab, ein stiller Glanz auf, der ihm sagte, daß er hoffen dürfe.

An Sidonie dachte er nicht mehr, und diese plötzliche, seelische Trennung hat durchaus nichts Ueberraschendes. Diese zwei oberflächlichen Wesen besaßen nichts, was sie fest aneinanderketten konnte. Georges war nur dann zu einer dauernden Empfindung fähig, wenn dieselbe beständig neue Anregung erhielt, und überdies war Sidonie nicht im stande, eine große, nachhaltige Neigung einzuflößen. Es war eben nur das Liebesverhältnis einer Dirne und eines Lebemannes, das auf Eitelkeit und Selbstliebe gegründet ist, weder Hingebung noch Treue einflößt und zuweilen zu tragischen Katastrophen, zu Duellen und Selbstmorden führt; eine Art Neigung, die gewöhnlich überwunden und ohne Narben geheilt wird. Hätte Georges Sidonie wiedergesehen, so wäre er vielleicht aufs neue in ihren Bann geraten, aber der Windstoß, der sie fortgetrieben hatte, war so plötzlich hereingebrochen und hatte sie so weit entführt, daß keine Rückkehr möglich war. Jedenfalls aber empfand er es als Erleichterung, daß er nicht mehr zu lügen und zu heucheln brauchte, und sein

neues Leben voll Arbeit und Entbehrungen mit der Aussicht auf ein fernes, ersehntes Ziel erschreckte ihn nicht — ein wahres Glück! denn zur Rettung des Hauses hatten beide Associés ihren ganzen Fleiß, ihre ganze Willenskraft aufzubieten.

Von verschiedenen Seiten hatte das arme Handelshaus einen Leck erhalten, der das Wasser eindringen ließ, und Vater Planus verbrachte manche schlaflose Nacht, die vom Alpdruck bevorstehender Zahltage und der Erscheinung des blauen Männchens heimgesucht wurde. Durch große Sparsamkeit gelang es jedoch, allen Verpflichtungen nachzukommen.

Nach kurzer Zeit waren in der Fabrik vier Rislersche Druckmaschinen in Thätigkeit, und der gesamte Tapetenhandel begann darauf aufmerksam zu werden. In Lyon, Caen, Rixheim, den bedeutendsten Mittelpunkten dieses Industriezweiges, entstand eine große Aufregung über die neue rotierende Maschine, und eines schönen Tages erschienen die Prochassons und boten dreimalhunderttausend Franken für einen Anteil am Patente.

„Was sollen wir thun?“ fragte Fromont junior den Erfinder. — Risler zuckte die Achseln mit gleichgültiger Miene.

„Das haben Sie zu entscheiden . . . ich habe nichts damit zu thun . . . bin nur Ihr Commis.“

Diese Antwort, so ruhig und ohne Zorn sie gegeben war, dämpfte Georges' unbesonnene Freude und erinnerte ihn einmal wieder an den Ernst seiner Lage, den er nur zu oft außer acht ließ. — Als Risler dann aber mit seiner lieben Madame Schorsch allein war, gab er ihr den Rat, auf das Anerbieten der Prochassons nicht einzugehen.

„Warten Sie . . . übereilen Sie nichts . . . in einiger Zeit werden Sie besser verkaufen . . .“

Er sprach immer nur von ihnen, wenn von dieser Angelegenheit die Rede war, obwohl er den größten und ruhmreichsten Anteil daran hatte. Es war nicht zu verkennen, daß er sich schon im voraus von ihrer Zukunft lossagte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Indessen häuften sich die Bestellungen; die Güte der Tapeten und ihr infolge der leichten Herstellung sehr ermäßigter Preis machten jede Konkurrenz unmöglich. Bald war nicht mehr daran zu zweifeln, daß der Firma eine glänzende Zukunft bevorstand. Die Fabrik hatte ihr früheres, blühendes Aussehen wieder gewonnen; es summte darin wie in einem Bienenstocke; alle Räumlichkeiten waren in Anspruch genommen, hunderte von Arbeitern beschäftigt. Vater Planus hatte nicht mehr Zeit, die Augen aufzuheben; vom Garten aus war er zu sehen, wie er über seine großen Rechnungsbücher gebeugt, in langen, schön geschriebenen Zahlenreihen den Ertrag der Druckmaschine eintrug.

Auch Risler arbeitete ohne Rast und Ruh. Der zurückkehrende Wohlstand änderte nichts in seiner einsamen Lebensweise; nach wie vor mußte das Geräusch seiner Druckmaschine zu dem höchsten Dachfenster des Wohnhauses aufsteigen, wenn es ihn erreichen sollte, und er war nicht weniger mäßig, nicht weniger schweigsam als bisher. Eines Tages aber wurde in der Fabrik bekannt, daß ein Exemplar der Druckmaschine auf der großen Ausstellung zu Manchester mit der goldnen Medaille gekrönt worden sei und damit gleichsam die offizielle Beglaubigung ihres Wertes erhalten habe. Madame Georges rief Risler zur Frühstückszeit in den Garten, um ihm diese gute Nachricht selbst zu verkünden.

Ein Lächeln des Stolzes überstrahlte sein verdüstertes, gealtertes Gesicht; die Eitelkeit des Erfinders, das Bewußtsein des Erfolges, besonders die Zuversicht, das Unheil, welches seine Frau über die Firma gebracht hatte, in glänzender Weise wieder gut gemacht zu haben, gewährten ihm einen Augenblick echten Glückes; er drückte Claires Hände und murmelte wie in guten alten Tagen: „Ich bin so glücklich ... so glücklich!“

Und doch — welch' ein andrer Klang lag in den Worten! kein Schwung, keine Hoffnung, nur die Befriedigung über eine wohlgelöste Aufgabe — weiter nichts!

Die Glocke läutete zur Wiederaufnahme der Arbeit, und

wie jeden andern Tag kehrte auch heute Risler zu seinen Zeichnungen zurück. Nach kurzer Zeit kam er jedoch wieder herunter; die Nachricht hatte ihn doch tiefer berührt, als er zeigen wollte. Er irrte im Garten umher, kam wiederholt am Kassenfenster vorüber und lächelte dem Vater Planus durch das Gitter wehmütig zu.

„Was hat er nur?“ fragte sich der Alte. „Was kann er von mir wollen?“

Endlich, als der Abend gekommen und Planus im Begriff war, das Comptoir zu schließen, faßte sich Risler das Herz hineinzutreten und ihn anzureden: „Planus, lieber Alter, ich möchte . . .“ Er zögerte einen Augenblick. „Ich möchte dich bitten, mir den Brief zu geben . . . du erinnerst dich? . . . den kleinen Brief und das Päckchen . . .“

Ueberrascht sah ihn Sigismund an; in seiner Harmlosigkeit hatte er sich eingebildet, Risler dächte nicht mehr an Sidonie, hätte sie vollständig vergessen.

„Wie . . . du wolltest? . . .“

„Nun ja . . . ich glaube, daß ich es redlich verdient habe und daß ich auch einmal an mich selbst denken darf, nachdem ich so lange Zeit nur an andre gedacht.“

„Du hast recht!“ antwortete Planus. „Höre denn, was wir thun wollen. Den Brief und das Päckchen habe ich zu Haus, in Montrouge. Wir könnten nun im Palais Royal zusammen essen, wie in der guten, alten Zeit — weißt du noch? — ich bin Gastgeber und wir feiern deine Medaille mit einer Flasche Gesiegeltem . . . etwas Feinem. Dann gehst du mit mir nach Montrouge, ich übergebe dir deine Siebensachen, und wenn es zu spät für dich wird, nach Haus zurückzukehren, gibt dir Mademoiselle Planus, meine Schwester, ein Bett, und du schläfst bei uns. — Es wohnt sich gut da draußen . . . wie auf dem Lande. Morgen früh um sieben Uhr fahren wir mit dem ersten Omnibus nach der Fabrik . . . Komm, Landsmann, mache mir die Freude! Sonst muß ich glauben, daß du deinem alten Sigismund noch immer böse bist . . .“

Risler willigte ein; es lag ihm nichts daran, seine Medaille zu feiern, wohl aber ein paar Stunden früher in den Besitz des kleinen Briefes zu kommen, den zu lesen er so redlich verdient hatte.

Er mußte sich ankleiden; das war ein Ereignis, denn seit einem halben Jahre trug er beständig seine Arbeitsjacke. Die ganze Fabrik geriet in Aufregung und Madame Fromont wurde sofort benachrichtigt: „Madame . . . Madame . . . Monsieur Risler geht aus!"

Claire sah ihm vom Fenster aus nach, und seine große, vom Kummer gebeugte Gestalt, die sich schwer auf Sigismunds Arm stützte, machte ihr einen tiefen, seltsamen, unvergeßlichen Eindruck. — Auf der Straße wurde Risler von allen Seiten mit Interesse gegrüßt; jedes freundliche „Guten Tag" erwärmte ihm das Herz — er bedurfte des Wohlwollens; aber der Wagenlärm betäubte ihn.

„Mir schwindelt der Kopf," sagte er zu seinem Freunde.

„Stütze dich fest auf, lieber Alter ... ängstige dich nicht!"

Dabei richtete sich der wackere Planus straff in die Höhe und zog seinen Freund mit dem kindlichfanatischen Stolz durch die Straßen, mit der ein Bauer der südlichen Provinzen das Bild des Ortsheiligen trägt.

Sie erreichten das Palais Royal. Der Garten war mit Menschen angefüllt, die der Musik wegen gekommen waren. Im Staub und im Lärm der Stühle suchte jeder einen Platz zu erobern, die Freunde aber traten rasch in das Restaurant, um dem Gewühl zu entgehen. Sie setzten sich in einen der großen Säle im ersten Stock, von wo aus die grünen Bäume, die Spaziergänger und der Wasserstrahl des Springbrunnens zwischen den Blumenbeeten des traurigen Gartens zu sehen sind. Für Sigismund war dieser Saal der Inbegriff aller Pracht; überall Vergoldungen, um die Spiegel, am Kronleuchter, selbst auf der gepreßten Papiertapete. Auch die weiße Serviette, das Brötchen, die Speisekarte des Diners zu festem Preise entzückten ihn.

„Hier ist's gut, nicht wahr?“ wiederholte er immer wieder, und bei jeder neuen Schüssel seines Festmahls zu zwei Franken fünfzig Centimes brach er in Lobeserhebungen aus und füllte halb mit Gewalt seinem Freunde den Teller.

„Davon mußt du essen; das schmeckt gut.“

Obwohl Risler sich bemühte, dem Mahle Ehre zu erweisen, schien er zerstreut zu sein und sah beständig aus dem Fenster. „Weißt du noch, Sigismund?“ fragte er nach einer Pause.

Der alte Kassierer, dessen Gedanken beständig weit in die Vergangenheit, bis zu Rislers Eintritt in die Fabrik zurückgingen, erwiderte: „Natürlich weiß ich's noch! ... Das erste Mal, daß wir im Palais Royal zusammengegessen haben, war im Februar 46, in dem Jahre, als die neuen Walzen in der Fabrik eingeführt wurden.“

Risler schüttelte den Kopf.

„Nein, nein, ich spreche von einem Tage vor drei Jahren; dort drüben haben wir damals gespeist.“

Dabei zeigte er ihm die großen Fenster des Véfourschen Saales, die von der untergehenden Sonne wie von den Kronleuchtern eines Hochzeitsmahles beglänzt wurden.

„Ja, ja, das ist wahr!“ murmelte Sigismund in einer gewissen Verlegenheit. Welch ein unglückseliger Einfall, den Freund an einen Ort zu führen, der so peinliche Erinnerungen in ihm erwecken mußte!

Risler, der des Freundes Stimmung nicht trüben wollte, erhob plötzlich sein Glas.

„Auf deine Gesundheit, alter Kamerad!“

Er suchte dem Gespräch eine andre Wendung zu geben, aber gleich darauf brachte er es wieder auf das frühere Thema. Leise, als ob er sich seiner Worte schäme, fragte er den alten Planus: „Hast du sie wiedergesehen?“

„Deine Frau? ... Nein, niemals!“

„Hat sie auch nicht geschrieben?“

„Nein, nie wieder.“

„Aber du mußt doch etwas von ihr wissen? Was hat sie in diesem halben Jahre angefangen? ... Ist sie bei ihren Eltern?“

„Nein.“

Risler erblaßte.

Er hatte sich der Hoffnung hingegeben, daß Sidonie zu ihrer Mutter zurückkehren und arbeiten würde, wie er es that, um zu büßen und zu vergessen. Er hatte sich oft gesagt, daß die Gestaltung seines künftigen Lebens, wenn er erst wieder berechtigt wäre, an sich selbst zu denken, von den Nachrichten abhängen würde, die er über sie erhielt, und in einer fernen Zeit, deren Bild etwas von der Unbestimmtheit eines Traumes hatte, sah er sich mit ihr und ihren Eltern in irgend ein unbekanntes Land geflüchtet, wo ihn nichts an seine frühere Schmach erinnern konnte. Es war noch kein fester Plan, aber es lag als stille Hoffnung im Grunde seines Herzens, wie das Sehnen, das jeden Menschen antreibt, nach Glück zu streben.

„Ist sie in Paris?“ fragte er abermals nach kurzem Nachdenken.

„Nein; vor einem Vierteljahre ist sie fortgegangen — man weiß nicht wohin.“

Planus fügte nicht hinzu, daß sie mit ihrem Cazaboni fortgegangen war, dessen Namen sie angenommen hatte, und daß die beiden in den Provinzstädten auftraten; daß ihre Mutter tief betrübt war, sie nicht mehr sehen wollte und nur hin und wieder durch Delobelle Nachricht von ihr erhielt. Dies alles glaubte Sigismund verschweigen zu müssen, und nachdem er gesagt hatte, daß sie Paris verlassen habe, verstummte er.

Risler wagte nicht, ihn weiter zu befragen.

Während sich die beiden in verlegenem Schweigen gegenüber saßen, begann die Militärmusik unter den Bäumen des Gartens mit einer italienischen Opernouverture, einem jener heiteren Tonstücke, welche gleichsam für den freien Himmel und öffentliche Spaziergänge geschaffen sind, und deren heitere

Klänge sich mit dem Zirpen der Schwalben und dem perlenden Geplätscher des Springbrunnens vereinigen. Die rauschenden Blechinstrumente bilden einen erfrischenden Gegensatz zu den stillen, schwülen Sommertagen, die in Paris so ermüdend wirken, und sind das einzige, was die Aufmerksamkeit fesselt. Das ferne Rollen der Wagen, der Kinderlärm, die Schritte der Spaziergänger werden von diesen belebenden Tonwellen verschlungen, und sie sind dem Pariser ebenso unentbehrlich, wie das tägliche Besprengen seiner Promenaden. Es ist, als ob die müden Blumen, die staubbedeckten Bäume, die von der Hitze matt und bleich gewordenen Gesichter, alles Leid, alles Elend der großen Stadt, das traurig, in sich zusammengesunken auf den Bänken ringsumher ausruht, davon erfrischt und gekräftigt würde — wie die Luft, die von den fröhlichen Klängen erfüllt ist, neues Leben zu gewinnen scheint.

Auch dem armen Risler war, als ob die Spannung seiner Nerven nachließe.

„Wie wohl es thut, ein bißchen Musik zu hören!“ sagte er mit glänzenden Augen, und mit leiserer Stimme fügte er hinzu: „Mein Herz ist schwer, alter Freund ... wenn du wüßtest ...“

Schweigend, mit aufgestütztem Ellbogen saßen sie am Fenster, während ihnen der Kaffee serviert wurde.

Endlich verstummte die Musik; der Garten wurde leer; das Tageslicht stieg von den Ecken der Gebäude zu den Dächern empor und sandte seine letzten Strahlen den Fenstern der Mansardenstuben, während die Schwalben, die sich auf den Dachrinnen aneinanderschmiegten, den scheidenden Tag mit einem letzten Gezwitscher begrüßten.

„Sag an, was wollen wir jetzt thun?“ fragte Planus, als sie das Restaurant verließen.

„Was du willst ...“

Ganz in der Nähe, in einem ersten Stock der Rue Montpensier befand sich ein Café chantant, dem viele Menschen zuströmten.

„Wollen wir hinaufgehen?" fragte Planus, der die Schwermut seines Freundes um jeden Preis zu besiegen wünschte; „das Bier ist ausgezeichnet."

Risler ließ sich bereden; er hatte seit einem halben Jahre kein Bier getrunken.

Sie betraten ein ehemaliges, in einen Konzertsaal verwandeltes Restaurant. Man hatte die Zwischenwände dreier großer, zusammenhängender Zimmer weggenommen, deren Decke nun von vergoldeten Säulen getragen wurde, die im maurischen Stile mit Rot und Hellblau, kleinen Halbmonden und Turbanen dekoriert waren.

Trotz der frühen Stunde waren die Räume überfüllt, und schon auf der Schwelle hatte man den Eindruck des Erstickens, wenn man die von Menschen umringten Tische sah und im Hintergrunde, von den Säulen halb verborgen, die Menge weißgekleideter Frauengestalten, die sich auf dem Podium zusammendrängten.

Es wurde den beiden Freunden schwer, einen Platz zu finden; endlich setzten sie sich hinter eine Säule, welche ihnen die Hälfte des Podiums verbarg. In diesem Augenblick stand vorn auf demselben ein schöner Herr in schwarzem Frack und gelben Glacéhandschuhen, mit wohl frisiertem und pomadisiertem Haar, der mit tremolierender Stimme sang:

„Ihr goldbemähnten Löwen, nun mäßigt eure Wut!
Zurück von meiner Herde, ich halte treue Hu—u—ut!"

Das Publikum — kleine Kaufleute des Stadtviertels mit Frauen und Töchtern — schien entzückt zu sein, besonders der weibliche Teil der Versammlung. War er doch so recht das Ideal aller Ladenträumereien, dieser prächtige Schäfer der Wüste, der die Löwen mit solcher Entschlossenheit anredete und seine Herde im Gesellschaftsanzuge weidete. Trotz ihrer kleinbürgerlichen Manieren, ihres bescheidenen Anzuges und ihres herkömmlichen Ladenmädchen-Lächelns, bissen alle diese Damen auf den Gefühlsköder an und warfen dem Sänger schmachtende Blicke zu. Komisch war

es, wie ihr Blick sich änderte, wie verächtlich und beinahe drohend er wurde, wenn er auf den Gatten fiel, den armen Gatten, der seiner Frau gegenüber saß und ruhig ein Glas Bier trank. „Du wärst freilich nicht im stande, den Löwen trotzend, treue Hut zu halten und noch dazu im Frack und mit gelben Handschuhen . . .“

Und das Auge des Ehemannes schien zu antworten: „Nun ja . . . der ist ein Prachtkerl.“

Risler und Planus, welche für ein derartiges Heldentum wenig Empfindung hatten, tranken ruhig ihr Bier, ohne sonderlich auf die Musik zu achten; als aber das Lied zu Ende war, rief der alte Kassierer inmitten des Klatschens und Bravoschreiens: „Wie sonderbar . . . es kam mir vor, aber nein, ich irre mich nicht . . . er ist es wirklich . . . Delobelle!“

Er war es in der That, der große Schauspieler, den er vorn in der ersten Reihe, dicht am Podium entdeckt hatte. Sein ergrauender Kopf war in dreiviertel Profil zu sehen; nachlässig lehnte er an einer der Säulen, hielt den Hut in der Hand und war in Großgala wie zu einer ersten Vorstellung, das heißt, er prangte in blendend weißer Wäsche, leicht gebranntem Haar, schwarzem Frack, und trug wie ein Ordensband eine rote Kamelie im Knopfloch. Von Zeit zu Zeit warf er einen überlegenen Blick auf die Menge, meist aber wandte er sich mit liebenswürdigem, ermunterndem Lächeln und stummem Applaudieren dem Podium zu und irgend einer Persönlichkeit, die Planus von seinem Platze aus nicht zu sehen vermochte.

Die Anwesenheit des berühmten Delobelle in einem Café chantant hatte an und für sich nichts Auffallendes, da der Künstler jeden Abend außer dem Hause zu verleben pflegte. Dennoch fühlte sich der alte Kassierer beunruhigt, besonders als er in der ersten Zuschauerreihe auch den blauen Kapothut und die stählernen Augen der gefühlvollen Gesangslehrerin, Madame Dobson, erblickte. Inmitten des Tabaks-

qualms und der lärmenden Menge machte die Anwesenheit dieser beiden Gesichter auf Sigismund den Eindruck eines bösen Traumes. Er fürchtete für seinen Freund, ohne eigentlich zu wissen was und warum, und fühlte das lebhafte Verlangen, ihn fortzuführen.

„Komm Risler, laß uns gehen ... man erstickt in dieser Hitze.“

Im Augenblick, als sie aufstanden — Risler war es völlig einerlei, ob sie gingen oder blieben — begann das Orchester, das aus einem Klavier und mehreren Violinen bestand, ein eigenartiges Vorspiel, und eine gewisse neugierige Aufregung wurde bemerklich; von allen Seiten ertönte der Ruf: „Ruhe! ... Ruhe! ... sitzen bleiben!“

Die beiden Freunde mußten ihre Plätze wieder einnehmen. Auch Risler begann unruhig zu werden.

„Die Melodie ist mir bekannt,“ sagte er zu sich selbst; „wo kann ich sie gehört haben?“

Ein donnernder Applaus und ein Ausruf Sigismunds veranlaßten ihn, sich umzusehen.

„Komm, komm, wir wollen fort!“ sagte der Kassierer und machte den Versuch, ihn fortzuziehen, aber es war zu spät!

Risler hatte seine Frau bereits gesehen, die oben an den Rand des Podiums trat und sich mit dem Lächeln einer Tänzerin verbeugte.

Sie trug ein weißes Kleid, wie in jener Ballnacht, aber ihr Anzug war nicht so kostbar wie damals, und ihre Haltung wie ihr Wesen trugen den Stempel einer herausfordernden Keckheit.

Ihr Gewand schien im Begriff, von den Schultern herabzugleiten, das Haar flatterte wie ein blonder Nebel um Stirn und Augen, und um den Hals schlang sich ein Halsband von Perlen, die viel zu dick waren, um echt zu sein. Delobelle hatte recht, sie bedurfte des Zigeunerlebens. Ihre Schönheit hatte in demselben einen sorglos kecken Ausdruck

angenommen, der ihr etwas Eigentümliches gab, sie gleichsam als Typus der davongelaufenen, allen Zufälligkeiten des Lebens preisgegebenen Frau erscheinen ließ, die von Stufe zu Stufe bis in den tiefsten Schlund der Pariser Hölle hinabsinken muß und durch keine Macht der Erde in Sonnenlicht und reine Luft zurückgeführt werden kann.

Wie wohl schien sie sich in ihrem Komödiantentum zu fühlen! mit welcher Sicherheit trat sie vorn auf das Podium! Hätte sie den drohenden, verzweiflungsvollen Blick gesehen, der aus dem Saale, hinter einer Säule hervor auf sie gerichtet war, ihr Lächeln hätte gewiß nicht diese freche Ruhe bewahrt, ihre Stimme gewiß nicht in so zärtlich schmachtenden Tönen das einzige Lied zu singen vermocht, das ihr Madame Dobson jemals beibringen konnte:

„Mamsell Zizi, armes Kind,
Liebe, Liebe hat geschwind
Ihr den Kopf verdreht!"

Trotz aller Anstrengungen des alten Kassierers war Risler aufgestanden.

„Sitzen bleiben! ... Sitzen bleiben!" rief man ihm zu.

Der Unglückliche hörte nichts ... er sah nur sein Weib.

„Liebe, Liebe hat geschwind
Ihr den Kopf verdreht!"

wiederholte Sidonie mit kokettem Ausdruck.

Einen Augenblick fragte sich Risler, ob er nicht auf das Podium stürzen und sie erdrosseln solle. — Ihm war, als sähe er Blut vor den Augen.

Plötzlich aber erfaßten ihn Scham und Ekel. Er stürzte fort, indem er Tische und Stühle umwarf, und die Verwünschungen der bestürzten, erbosten Kleinbürger schallten hinter ihm her.

## Vierundzwanzigstes Kapitel.

## Sidoniens Rache.

Niemals in den zwanzig Jahren, die sie nun schon in Montrouge verlebt hatten, war Sigismund Planus so lange ausgeblieben, ohne seine Schwester davon zu benachrichtigen. Mademoiselle Planus befand sich daher in großer Sorge. Da sie mit dem Bruder ein Herz und eine Seele war und alle seine Interessen teilte, hatte sie auch monatelang die Sorgen und Befürchtungen des alten Kassierers so treulich mitgetragen, daß ihr davon eine große Erregbarkeit und Aengstlichkeit zurückgeblieben waren. Sobald Sigismund sich im geringsten verspätete, dachte sie: „Wenn nur um Gottes willen in der Fabrik nichts passiert ist!"

Darum saß denn auch Mademoiselle Planus diesen Abend, nachdem das Geflügel im Hühnerstall eingesperrt und das Mittagessen unberührt abgetragen war, aufgeregt wartend in ihrer kleinen Wohnstube.

Endlich, gegen elf Uhr, wurde geklingelt; aber es war ein schüchterner, wehmütiger Ton, der nicht von Sigismunds kräftigem Handgriff herzurühren schien.

„Bist du's, Monsieur Planus?" fragte das alte Fräulein von der Freitreppe aus.

Er war es; aber er kam nicht allein ... ein großer Mann, dessen Gestalt vor Alter gebeugt war, und der beim Eintreten mit langsam-matter Stimme guten Abend sagte, begleitete ihn. Nun erst erkannte Mademoiselle Planus ihren Freund Risler, den sie zuletzt bei der Neujahrsgratulation gesehen hatte, also mehrere Wochen vor den unglücklichen Vorgängen in der Fabrik. Sie war bei seinem Anblick kaum im stande einen Ausruf der Teilnahme zu unterdrücken, aber das ernste Schweigen der beiden Männer sagte ihr, daß auch sie schweigen müsse.

„Mademoiselle Planus, liebe Schwester, du wirst die Güte haben, mein Bett frisch zu überziehen. Unser Freund Risler will uns die Ehre erzeigen, diese Nacht bei uns zu schlafen."

Die alte Dame beeilte sich, das Schlafzimmer mit beinah zärtlicher Sorgfalt instandzusetzen, denn außer „Monsieur Planus, meinem Bruder“ war Risler, wie wir wissen, der Einzige, den sie von der allgemeinen Verurteilung des Männergeschlechtes ausnahm.

Beim Verlassen des Café chantant hatte sich Sidoniens Gatte in einer entsetzlichen Aufregung befunden; sein ganzer Körper bebte, während er am Arme des Freundes hinschritt, und vom Abholen des Päckchens in Montrouge war nicht mehr die Rede.

„Geh, laß mich!“ sagte er zu Sigismund Planus; „ich muß allein sein!“

Aber Planus fand es unmöglich, ihn seiner Verzweiflung zu überlassen. Ohne daß es Risler bemerkte, führte er ihn aus der Nähe der Fabrik hinweg, und der Instinkt seines Herzens sagte dem alten Kassierer, von welchem Thema er mit seinem Freunde sprechen müsse. Während des ganzen Weges hatte er ihm unablässig von Franz erzählt, seinem kleinen Franz, der ihm so herzlich gut war.

Ja, das war Liebe — wirkliche, treue Liebe! von einem Herzen wie dies ist kein Verrat zu fürchten ...

Während ihm Planus so zuredete, hatten sie das geräuschvolle Centrum der Stadt verlassen, gingen die Quais entlang, kamen am Jardin des Plantes vorüber und durchwanderten das Faubourg Saint Marceau. Risler ließ sich fortziehen; die Worte des Freundes thaten ihm so wohl!

Sie kamen in die Nähe der Bièvre, an deren Ufer Lohgerbereien mit großen Trockengerüsten liegen, welche zwischen ihrem Gitterwerk regelmäßige Streifen des dunkelblauen Himmels sehen lassen. Dann gingen sie über die weitgedehnte Ebene von Montsouris, ein wüstes Gebiet, das der heiße Atem der Pariser Arbeit versengt, wie der Hauch eines Drachen, dessen feuerspeiender Schlund im weiten Umkreis jede Vegetation zu Grunde richtet.

Von Montsouris bis zu den Festungswerken von Mont-

rouge ist nur ein Schritt, und als sie einmal dort waren, fiel es Planus nicht schwer, seinen Freund zum weiteren Mitgehen zu bestimmen. Er dachte mit Recht, daß der Anblick seiner friedlichen Häuslichkeit, des freundlichen, innigen Verhältnisses zwischen ihm und seiner Schwester, dem Herzen des Gequälten einen Vorgeschmack des Glückes geben würde, das ihm im Zusammenleben mit seinem geliebten Franz bevorstand. Und sie waren wirklich kaum eingetreten, als sich der wohlthätige Einfluß des stillen, kleinen Hauses schon bemerkbar machte.

„Ja, ja, du hast recht, alter Freund!“ sagte Risler, während er mit großen Schritten in dem niedrigen Eßzimmer auf und ab ging; „ich darf mich um diese Frau nicht mehr grämen, nicht mehr an sie denken ... sie muß von nun an tot für mich sein. Ich habe nichts mehr auf Erden als meinen Franz. Ob ich ihn wieder herkommen lasse, oder ob ich zu ihm gehe, weiß ich noch nicht — jedenfalls aber werden wir wieder zusammen sein. Ich habe mich immer so sehr nach einem Sohne gesehnt; er soll mein Sohn sein, einen andern wünsche ich mir gar nicht. Wenn ich bedenke, daß ich ernstlich an den Tod gedacht habe! ... Nichts mehr davon ... jene Frau würde sich ja nur darüber freuen! ... Im Gegenteil, ich will leben ... mit meinem Franz und für ihn allein.“

„Bravo!“ rief Sigismund; „so wollte ich dich haben.“

In diesem Augenblick erschien Mademoiselle Planus, um zu sagen, daß das Zimmer bereit sei.

Risler entschuldigte sich, daß er sie belästigt habe.

„Sie leben hier so glücklich, so behaglich miteinander ... es ist unrecht, Ihnen mit meiner Traurigkeit beschwerlich zu fallen.“

„Lieber Freund, du kannst dir ja, sobald du nur willst, ein eben solches Glück schaffen,“ antwortete der wackere Sigismund mit strahlendem Gesicht. „Ich habe meine Schwester, du hast deinen Bruder ... was fehlt uns noch?“

Ein schwaches Lächeln glitt über Rislers Züge; im Geiste sah er sich schon mit Franz in einem ebenso stillen, quäkerhaft einfachen Häuschen, wie dieses war.

Vater Planus hatte jedenfalls einen glücklichen Einfall gehabt.

„Komm, lege dich nieder," sagte er mit triumphierender Miene; „ich will dich in dein Zimmer führen."

Es war das Schlafzimmer Sigismunds, ein großes, einfach möbliertes Gemach im Erdgeschoß, mit Kattunvorhängen an Bett und Fenstern und kleinen Teppichvorlagen vor jedem Stuhle auf dem blankgebohnten Backsteinfußboden. Selbst die alte Madame Fromont hätte an der Ordnung und Reinlichkeit des Zimmers nichts auszusetzen vermocht. Auf einem Bücherbrette standen ein „Handbuch für Fischer", ein „Koch- und Wirtschaftsbuch für Hausfrauen auf dem Lande" und Barèmes „Hilfsbuch beim Rechnen"; das waren die gesamten geistigen Schätze der Wohnung.

Vater Planus sah mit stolzer Befriedigung umher; alles stand auf dem richtigen Platze. Das Glas Wasser auf dem Tische von Nußbaumholz, der Rasierkasten auf dem Waschtische.

„Du siehst, Risler, es ist alles da ... übrigens, wenn dir irgend etwas fehlen sollte ... die Schlüssel stecken überall ... du brauchst nur aufzuschließen. Und sieh nur, welche schöne Aussicht wir haben ... In diesem Augenblick ist es freilich etwas dunkel; aber morgen früh beim Aufstehen wirst du dich davon überzeugen ... es ist geradezu herrlich."

Er öffnete das Fenster; eben begannen schwere Regentropfen zu fallen, und die Blitze, die hin und wieder das Dunkel zerrissen, zeigten die weitgedehnte Linie der Böschungen, die regelmäßig verteilten Telegraphenstangen, ab und zu das Thor einer Kasematte und von Zeit zu Zeit verriet der schwere Schritt einer Patrouille, das Klirren eines Gewehres, das Rasseln eines Säbels, daß man sich hier inmitten der Festungswerke befand. Sie bildeten die von Planus gepriesene Aussicht — eine der traurigsten, die sich denken läßt.

„Nun sage ich dir gute Nacht ... schlaf recht wohl.“

Aber im Augenblick, als der alte Kassierer hinausgehen wollte, rief ihn sein Freund zurück.

„Sigismund!“

„Zu Befehl!“ sagte der wackere Mann, indem er wartend stehen blieb.

Risler errötete flüchtig, bewegte die Lippen, als ob er etwas sagen wollte, aber mit großer Anstrengung bezwang er sich wieder.

„Nein, nein, nichts mehr! Gute Nacht, lieber, alter Freund.“

Im Eßzimmer saßen Bruder und Schwester noch lange bei einander und unterhielten sich mit leiser Stimme. Planus schilderte den entsetzlichen Vorgang dieses Abends — die Begegnung mit Sidonie, und man kann sich leicht denken, wie oft die Ausrufungen: „Oh, die Weiber!“ — „Oh, die Männer!“ zu hören waren. Endlich, nachdem noch der Schlüssel der kleinen Gartenthür abgezogen war, stieg Mademoiselle Planus in ihr Schlafgemach hinauf, während sich Sigismund so gut es eben ging, in einem Nebenstübchen einrichtete.

Mitten in der Nacht wurde der Kassierer plötzlich durch seine Schwester geweckt, die ihm halblaut, mit dem Ausdruck des Schreckens zurief: „Monsieur Planus ... lieber Bruder!“

„Was gibt's denn?“

„Hast du nichts gehört?“

„Nein! ... was denn?“

„Es war fürchterlich ... wie ein schwerer Seufzer, ein Stöhnen ... aber so schwer, so traurig! ... Es kam von unten, aus deinem Zimmer ...“

Sie horchten; der Regen fiel in Strömen auf das welke Laub mit jenem eigentümlichen Rauschen, das ein Gefühl der Oede und Verlassenheit durchschauert.

„Es war der Wind!“ sagte Planus.

„Nein, nein! der war es nicht ... still, horch nur!"

Durch das Tosen des Unwetters stieg ein Klagelaut empor ... ein Schluchzen, dem sich ein halbartikulierter Name entrang: „Franz! Franz!"

Es war unheimlich, jammervoll.

Als der gekreuzigte Christus den verzweifelten Angstschrei: „Eli, eli, lama asabthani" zum schweigenden Himmel emporsandte, mußten die Umstehenden etwas von der abergläubischen Furcht empfinden, die sich plötzlich der lauschenden alten Dame bemächtigte.

„Mir wird bange," flüsterte sie; „wenn du einmal nachsähest ..."

„Nein, nein! es ist besser, ihn in Ruhe zu lassen ... Er denkt an seinen Bruder ... Armer Mensch! ... Der Gedanke kann ihn am besten aufrichten."

Damit schlief der alte Kassierer wieder ein.

Am nächsten Morgen erwachte er wie gewöhnlich, als in den benachbarten Forts die Reveille geschlagen wurde; denn das kleine, von Kasernen umringte Haus richtete seinen Tageslauf nach den Militärsignalen ein. Die Schwester, die bereits aufgestanden war, fütterte die Hühner; als sie Sigismund erblickte, kam sie hastig auf ihn zu.

„Es ist sonderbar," sagte sie; „in Rislers Zimmer ist kein Geräusch zu hören, obwohl das Fenster weit offen steht."

Verwundert ging Sigismund an die Thür des Freundes und klopfte an.

„Risler! Risler!"

Sein Ton verriet eine gewisse Aengstlichkeit.

„Risler, bist du da? schläfst du noch?"

Keine Antwort. Er öffnete die Thür.

Es war kalt im Zimmer ... Die Feuchtigkeit der Nacht mußte hineingedrungen sein. Bei dem ersten Blick auf das Bett sagte sich Planus: „Er hat sich nicht niedergelegt," denn die Decke war unberührt und allerlei Einzelheiten ließen auf eine Nachtwache voll schmerzlicher Erregung

schließen; die rauchende Lampe, deren Auslöschen vergessen, die Wasserflasche, die im Fieberdurst der Schlaflosigkeit geleert war. Was den Kassierer jedoch am meisten erschreckte, war, die Kommodeschublade, in welcher er den Brief und das Päckchen des Freundes verwahrt hatte, weit geöffnet zu finden.

Der Brief lag nicht mehr da; das gleichfalls geöffnete Päckchen enthielt eine Photographie, das Bild Sidoniens als fünfzehnjähriges Mädchen. In ihrem hoch herauf gehenden Kleidchen, mit ihrem in der Mitte gescheitelten Kraushaar, in der linkischen Haltung eines halberwachsenen Kindes hatte die ehemalige kleine Chèbe, das Lehrmädchen der Mademoiselle Le Mire, nur geringe Aehnlichkeit mit der jetzigen Sidonie; gerade darum aber hatte Risler das Bildchen aufbewahrt, nicht als Erinnerung an seine Frau, sondern an die „Kleine“.

Sigismund war tief bestürzt.

„Ich bin schuld . . .“ sagte er zu sich selbst; „ich hätte den Schlüssel abziehen sollen. Aber wie konnte ich ahnen, daß er noch immer an sie dachte . . . Wie oft hat er mir zugeschworen, daß diese Frau nicht mehr für ihn existiere.“

In diesem Augenblick trat Mademoiselle Planus mit aufgeregtem Gesicht ins Zimmer.

„Risler ist fort!“ stieß sie hervor.

„Fort? war denn die Gartenthür nicht zugeschlossen?“

„Er ist über die Mauer geklettert; die Spuren sind deutlich zu erkennen.“

Ratlos sahen sie sich an.

„Der Brief . . . der Brief hat ihn fortgetrieben,“ dachte Planus.

Sicherlich hatte er aus dem Schreiben seiner Frau etwas Unerwartetes erfahren, und um seine Gastfreunde nicht zu stören, war er wie ein Dieb aus dem Fenster gestiegen. Warum aber? zu welchem Zwecke?

„Glaube mir, liebe Schwester,“ sagte der arme Planus, indem er sich in großer Hast fertig ankleidete, „glaube mir,

das nichtswürdige Weib hat ihm wieder irgend einen Streich gespielt.“ Und als ihn das alte Fräulein zu beruhigen suchte, kam der wackere Mann immer wieder auf seinen Lieblingsausdruck zurück.

„Gut steht's gar nicht!“ wiederholte er, und sobald er fertig war, eilte er hinaus.

Auf dem durch den Regen der Nacht förmlich durchweichten Erdreich ließen sich Rislers Schritte bis zur Pforte des kleinen Gartens verfolgen. Er mußte schon vor Tagesanbruch gegangen sein, denn den Gemüsebeeten und Blumenrabatten waren in ungleichmäßigen Zwischenräumen tiefe Fußstapfen eingedrückt. An der Mauer im Hintergrunde ließen sich weiße Abschürfungen erkennen, und vom Rande derselben waren einige Steinchen herunter gefallen. Die Geschwister traten auf die Straße hinaus; hier war es aber nicht mehr möglich, seine Spuren zu verfolgen; nur daß er sich der Orleaner Chaussee zugewendet hatte, war noch erkennbar.

„Vielleicht ist's eine Thorheit, daß wir uns ängstigen,“ wagte Mademoiselle Planus zu bemerken. „Möglicherweise ist er einfach in die Fabrik gegangen.“

Sigismund schüttelte den Kopf; wenn er gesagt hätte, was er dachte!

„Geh hinein, liebe Schwester; ich werde mich nach ihm umsehen . . .“

Und der alte „Gar nicht gut“ eilte fort wie ein Sturmwind, und seine weiße Mähne sträubte sich noch mehr als sonst.

Um diese Stunde war ein reger Verkehr auf der Vorstadtsstraße, ein Kommen und Gehen von Soldaten, Gemüsehändlern, aufziehenden Wachen, Offizierspferden, die spazieren geführt wurden, Marketendern mit ihren Karren, all das Leben und Treiben, das morgens die Forts umdrängt. Planus ging mit großen Schritten durch das Gewühl, plötzlich aber blieb er stehen. Zur Linken, am Fuß der Böschung, vor einem kleinen, viereckigen Gebäude, auf dessen weiß getünchter Wand in großen, schwarzen Buchstaben zu lesen ist:

„Stadtbezirk Paris, Eingang der Steinbrüche" bemerkte er einen Auflauf von Soldaten, Zollwächtern, Landstreichern und Leuten in schmutzigen, verschlissenen Arbeitskitteln. Unwillkürlich trat der Alte heran. Auf der steinernen Stufe eines Ausfallthors mit eisernem Gitter saß ein Zollwächter, der mit lebhaften Gebärden etwas zu erklären schien.

„Hier, auf demselben Platze, wo Ihr mich seht, hat er es gethan ... hat sich im Sitzen erhängt, indem er den Strick fest zugezogen ... so ... so! Und es muß ihm mit dem Sterben bitter ernst gewesen sein, denn in seiner Tasche hat man ein Rasiermesser gefunden; wenn ihm der Strick gerissen wäre, hätte er das zu Hilfe genommen."

„Armer Teufel!" sagte eine Stimme aus der Menge, und eine zweite, zitternde, vor Aufregung halb erstickte, fragte schüchtern: „Hat man auch nachgesehen, ob er wirklich tot ist?"

Die Leute lachten und sahen Planus an.

„Freilich ist er's, alter Gimpel!" antwortete der Zollwächter. „Ich sagte ja schon, daß er ganz blau war, als wir ihn heute in der Frühe losgemacht und in die Jägerkaserne getragen haben."

Die Kaserne lag ganz in der Nähe, und doch fiel es Sigismund schwer, sich bis dorthin zu schleppen. Umsonst sagte er sich selbst, daß in Paris und besonders in dieser Stadtgegend häufig Selbstmorde vorkommen, daß nicht ein Tag vergeht, an dem nicht längs der weit ausgedehnten Festungswerke, wie an den Ufern eines wilden Meeres, irgend ein Leichnam gefunden würde — das schreckliche Vorgefühl, das ihm seit dem frühen Morgen das Herz zusammenschnürte, ließ sich nicht bannen.

„Sie möchten den Erhängten sehen?" sagte der wachthabende Unteroffizier am Kasernenthor; „dort hinein ... da ist er."

Man hatte den Toten in einer Art Schuppen auf einen schmalen Tisch gelegt. Der Kavalleristenmantel, der ihn voll-

ständig bedeckte, fiel in den schweren, starren Falten eines Bahrtuches um ihn her. Eine Gruppe von Offizieren und einige Soldaten in Leinwandhosen standen in geringer Entfernung, sprachen mit gedämpfter Stimme wie in der Kirche und auf einem Fensterbrett schrieb ein Feldwebel den Rapport über den Todesfall.

Sigismund trat zu ihm.

„Darf ich den Toten sehen?“ fragte er leise.

„Gewiß.“

Er ging heran, zauderte einen Augenblick, faßte sich dann ein Herz, schlug den Mantel zurück und enthüllte ein gedunsenes Gesicht, einen großen, starren Körper, dessen Kleider vom Regen getränkt waren.

„Sie hat dich also doch noch umgebracht, alter Kamerad!“ murmelte Planus, indem er schluchzend in die Kniee sank.

Die Offiziere waren neugierig näher getreten, um der Toten zu sehen, der jetzt unbedeckt dalag.

„Sehen Sie doch, Sergeant,“ sagte einer von ihnen, „seine Hand ist geschlossen, als ob er etwas festhielte.“

„Ja, wirklich!“ antwortete der Sergeant, indem er noch näher herantrat. „Das kommt im Todeskampfe häufig vor... Wissen Sie noch bei Solferino? Da hielt der Kommandant Bordy das Medaillonbildchen seines Töchterchens in der Hand, und es war kaum möglich, es ihm wegzunehmen.“

Während er das sagte, versuchte er, die arme, krampfhaft geballte Totenhand zu öffnen.

„Sehen Sie... diesen Brief hat er so fest gehalten...“ sagte er und schickte sich an, das Blatt zu lesen, aber einer der Offiziere nahm es ihm aus den Händen, um es Sigismund zu reichen, der noch immer auf den Knieen lag.

„Nehmen Sie es hin, Monsieur... vielleicht ist es ein letzter Wunsch...“

Sigismund Planus stand auf; da es in dem Raum ziemlich dunkel war, trat er schwankenden Schrittes an das Fenster und las mit von Thränen verdunkelten Augen:

„Ja, ja, ich liebe Dich . . . liebe Dich mehr als je und auf immer . . . Warum sollten wir kämpfen und uns sträuben? Unsre Sünde ist stärker, als unsre Willenskraft — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —"

Es war der Brief, den Franz vor einem Jahre an seine Schwägerin geschrieben und den Sidonie am Tage nach der Katastrophe ihrem Manne geschickt hatte, um sich gleichzeitig an beiden zu rächen.

Den Verrat seiner Frau hätte Risler zu überleben vermocht; der Verrat seines Bruders gab ihm den Tod.

Als Planus den Zusammenhang begriff, fühlte er sich wie vernichtet. Mit dem Briefe in der Hand stand er da und blickte mechanisch zu dem weit geöffneten Fenster hinaus.

Es schlug sechs Uhr.

In der Ferne, über der Stadt Paris, von der, obwohl sie nicht zu sehen war, ein dumpfes Getöne herüberklang, erhob sich schwer und langsam ein heißer Brodem, dessen Rand, wie der Pulverdampf eines Schlachtfeldes, mit Schwarz und Rot umsäumt war. Nach und nach tauchten Kirchtürme, weiße Giebel, eine goldne Kuppel aus dem Nebel empor und leuchteten auf im Morgenglanz des Erwachens. Dann begannen die tausend Fabrikschornsteine, die sich über das Dächergewirr erheben, ihren keuchenden, vom Winde getragenen Atem auszustoßen, wie ein Riesendampfer im Augenblick der Abfahrt . . . Das Leben des Tages trat in sein Recht. Vorwärts, Maschine! und wehe jedem, der unterwegs liegen bleibt.

Ein wilder Zorn stieg plötzlich in dem alten Planus auf.

„Oh, du Nichtswürdige! du Nichtswürdige!" rief er und ballte die Faust, und es blieb ungewiß, ob er das Weib oder die Stadt gemeint hatte.

Ende.

selben sind in ihrem durchaus ungezwungenen und natürlichen Verlauf voll überraschender und in hohem Grade packender Effekte und zeichnen sich durch große Reinheit der Empfindung und Darstellung aus.

**Von der Grenze.** Novellen von **Bret Harte.** Aus dem Englischen.

Diese durch ihren gesunden Humor überaus anmutend wirkenden Novellen liefern den sprechendsten Beweis, daß Bret Harte an Frische nichts eingebüßt hat, sondern mit voller Kraft aus der unversieglichen Quelle schöpft, welcher jene ersten so eigenartigen Erzeugnisse entsprangen, die seinen Namen im Fluge durch Europa trugen.

**Eine Familiengeschichte.** Von **Hugh Conway.** Aus dem Englischen. 2 Bde.

„Durch scharfe und lebenswahre Charakterschilderung ausgezeichnet, zählt dieser spannende und interessante Roman zu den besten Erzeugnissen der neueren Zeit."

Athenäum.

## Dritter Jahrgang:

**Die Versaillerin.** Von **Ernst Remin.** 2 Bände.

Eine weit über das gewöhnliche Maß hinausragende Leistung; voll interessanter Episoden und überaus fesselnd und geistvoll geschrieben.

**In Acht und Bann.** Von Miß **M. E. Braddon.** Aus dem Englischen.

Miß Braddons liebenswürdiges Talent bietet uns hier eine seiner reifsten und vollkommensten Früchte.

**Die Tochter des Meeres.** Von **Johanne Schjörring.** Aus dem Dänischen.

Es gereicht uns zur Genugthuung, mit dieser duftigen und poetischen Erzählung, die in ihrem dänischen Vaterlande hochgeschätzte, feinfühlige Verfasserin bei der deutschen Lesewelt einführen zu dürfen.

**Lieutenant Bonnet.** Von **Hector Malot.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

Das Leben einer kleinen französischen Garnisonsstadt wird in diesem ausgezeichneten Roman so vollendet geschildert, wie nur ein Meister wie Malot es vermag; dabei fehlt es nicht an ergreifenden Konflikten und tragischem Schicksal.

**Pariser Ehen.** Von **E. About.** Aus dem Französischen.

Anmut und graziöse Leichtigkeit bilden den Grundzug dieser geistsprühenden Novellen des berühmten Dichters.

**Hanna Warners Herz.** Von **Florence Marryat.** Aus dem Englischen.

Eine Märtyrerin und eine Heldin ist die liebliche Frau, deren Geschick die Verfasserin mit prächtiger Charakteristik und warmer Empfindung schildert.

**Eine Tochter der Philister.** Von **Hjalmar Hjorth Boyesen.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Neben hohen künstlerischen Vorzügen fesselt Boyesens trefflicher Roman auch durch den interessanten Stoff. Der Verfasser entrollt vor uns ein treues Bild des Lebens und Treibens der raffinierten Geld-Aristokratie New-Yorks, seiner Adoptiv-Vaterstadt, welchem er edle Charaktere aus gesünderen Sphären gegenüberstellt.

**Savelis Bützung.** Von **Henry Gréville.** Aus dem Französischen.

In einem russischen Dorfe, zur Zeit der Leibeigenschaft spielen sich die ergreifenden Vorgänge ab, welche uns Greville in diesem düsteren Sittengemälde mit packender Gewalt vorführt.

**Die Damen von Croix-Mort.** Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der fascinierende Reiz der Ohnetschen Erzählungskunst ist auch dieser jüngsten Schöpfung des hochgeschätzten Romandichters eigen, dessen beispiellose Beliebtheit mit jedem neuen Buche zunimmt.

**Die Glocken von Plurs.** Von **Ernst Pasqué.**

Die Auffindung zweier Glocken, der 1618 durch einen Bergsturz verschütteten Stadt Plurs im Bergellerthal hat dem Verfasser Anregung zu einer überaus originellen, durch ungewöhnlichen Reichtum an dramatischer Handlung ausgezeichneten Geschichte gegeben.

**Fromont junior und Risler senior.** Von **Alphonse Daudet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

Wir hoffen uns den Dank unserer Leser zu verdienen, indem wir ihnen dieses berühmte Meisterwerk der neueren französischen Romandichtung in mustergültiger Uebersetzung vorführen.

**Der Genius und sein Erbe.** Von **Hans Hopfen.**

Die Personen dieser brillant erzählten, im modernsten Berlin spielenden Geschichte sind von so überzeugender Lebenswahrheit, daß man wohlgetroffene Porträts darin zu erblicken meint.

**Ein einfach Herz.** Von **Charles Reade.** Aus dem Englischen.

Klar und scharf umrissen, ohne störenden Ballast erzählt Reade die unmittelbar aus der Wirklichkeit geschöpften Thatsachen seiner Geschichte, die ebenso sehr durch die ungewöhnlichen Charaktere der handelnden Personen, als durch die dramatische Verwicklung fesselt.

**Baccarat.** Von **Hector Malot.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

Mit der ihm eigenen Schlichtheit und Liebenswürdigkeit, die den Hauptreiz und den großen Erfolg seiner Bücher bedingen, weiht uns Malot in diesem ergreifenden Roman in die Geheimnisse eines Pariser Spielklubs ein.

**Mein Freund Jim.** Von **W. E. Norris.** Aus dem Englischen.

Diese frisch und lebendig erzählte Geschichte erinnert durch ihren freundlichen Humor und die Einfachheit der Schreibweise an Goldsmith, ohne daß durch das Vorbild die Originalität beeinträchtigt würde.